This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

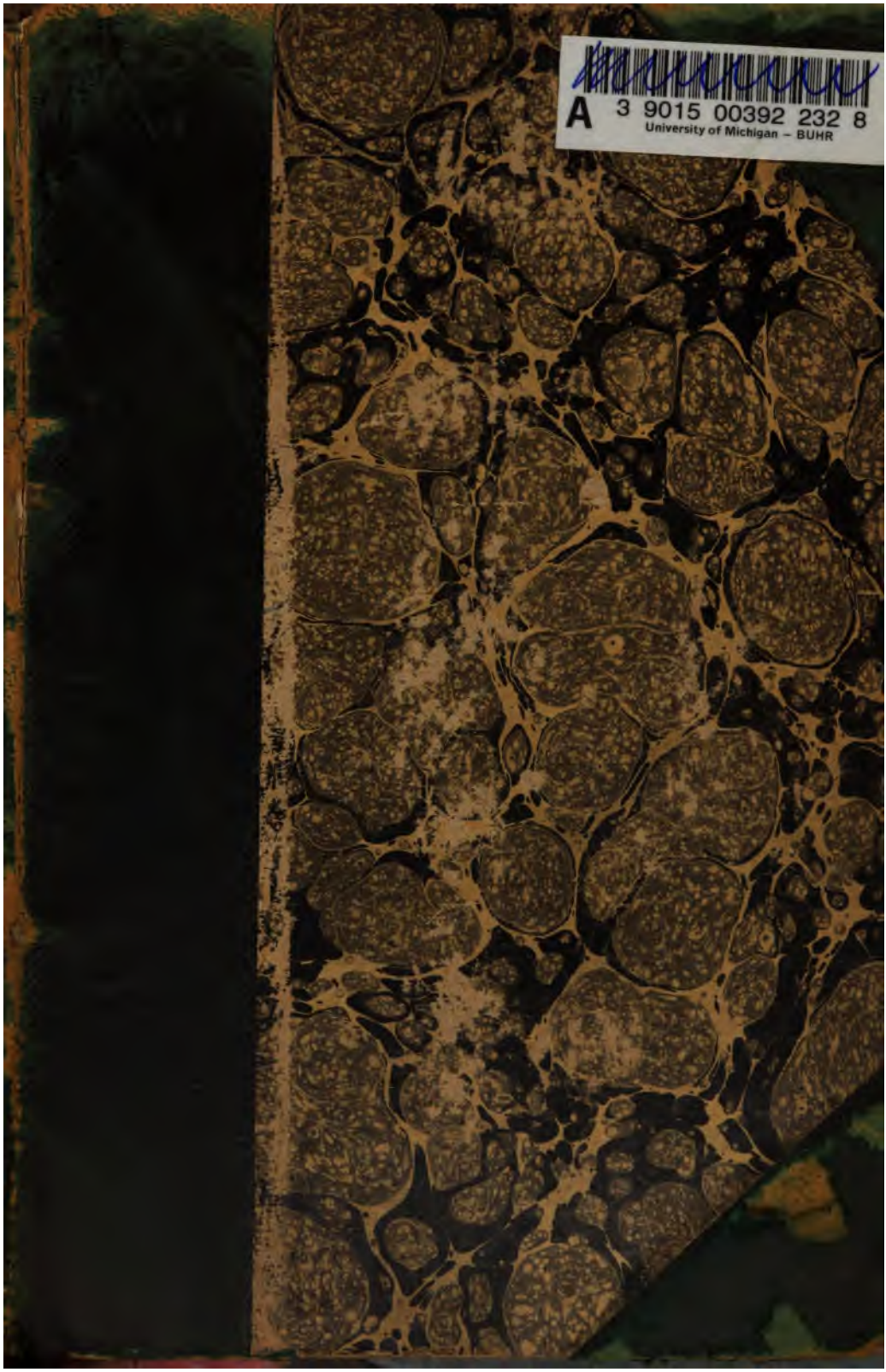
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


A 3 9015 00392 232 8
University of Michigan – BUHR

THE

PHILOSOPHICAL LIBRARY

OF

PROFESSOR GEORGE S. MORRIS,

PROFESSOR IN THE UNIVERSITY,

1870-1889.

Presented to the University of Michigan.

BJ
66
.W98

Morris Library.

Geo. S. Morris.
April 1, 1878.

Tugend- und Pflichtenlehre.

(Ethik.)

61-245

Ein Hülfsmittel

für die sittliche Erziehung der Jugend,

insbesondere

für nicht-konfessionelle Volksschulen.

Von

Fr. Wyß,

Schulinspektor.

Bern.

Verlag der J. Dalp'schen Buch- und Kunsthandlung (K. Schmid).

1874.

Stämpflische Buchdruckerei in Bern.

Den Manen

meines unvergeßlichen Lehrers,

des

Herrn Seminardirektor Heinrich Grunholzer,

in wahrster Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Motti: 1. Welche Religion (Konfession) ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. Und warum keine? — Aus Religion! (Schiller.)

2. Das wahre Christenthum ist diejenige Religion, welche nur die sittliche That als ihr einziges Bekenntniß kennt. —

3. Wahrheit muß die Grundlage aller Erziehung sein; denn sie ist die einzige Quelle der Sittlichkeit. —

4. Das Maß der Sittlichkeit eines Jeden ist das Maß seines wahren Glücks. (Pestalozzi.)

5. Die Ideen des Guten sind der Kompaß, der auf dem Ocean des Lebens sicher führt. (Diites.)

6. Die sittlichen Ideen sind durchaus souverain und von jeder Konfession unabhängig. —

„Ja, ja, mein lieber Herr," sagte mir unlängst ein erfahrener Geschäftsmann, „in Beziehung auf das Wissen macht die Neuzeit Fortschritte; aber in Beziehung auf Arbeitsamkeit, Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, kurz, in moralischer Beziehung geht es rückwärts!" — „Das sollte mich nur verwundern, wenn es nicht so wäre," sagte ich. Der Mann war ganz verdutzt. Ich mußte mich erklären. Ich that es folgendermaßen:

„Die heutigen Fortschritte der Wissenschaft, namentlich der Naturwissenschaft, haben das, was früher als Grundlage der moralischen Erziehung gelten konnte, zersetzt und zerfressen. Die Kirchenlehre (wohl zu unterscheiden von der Lehre Jesu und von Religion überhaupt) mit ihrem Wunderbegriff und mit

ihren Dogmen von der Verderbtheit der Menſchennatur, von der Höllenſtrafe, von dem ſinnlichen Himmel, der Auferſtehung des Fleiſches, dem Sühntod eines Gottes, der Abwaſchung der Sünden ꝛc. ꝛc. konnte früher allerdings als Grundlage der moraliſchen Erziehung (wenn auch nur einer niederen Stufe einer ſolchen) gelten, weil man früher daran wirklich *geglaubt* hat. Aber bei dem heutigen Fortſchritt der Wiſſenſchaft kann man eben nicht mehr daran glauben; folglich hat heut zu Tage die moraliſche Erziehung eine Grundlage *weniger*, als früher, und das ſo lange, bis man an die Stelle der Kirchenlehre eine andere und ſolidere Grundlage der Tugend geſetzt hat. Nach dem Stand der frühern Volksbildung war die Kirchenlehre relative Wahrheit; heute iſt ſie Unwahrheit. Und glauben Sie wirklich, mein Herr, daß man auf die Unwahrheit die Tugend aufbauen könne?“ Mein Mann gab mir vollkommen Recht. Und ſo iſt es.

Die obengenannten Dogmen, die man früher in Schule und Kirche mit aller Glaubenswärme vorgetragen hat, ſind heute theilweiſe zum Geſpött geworden, und es hat ſchon mancher würdige Lehrer mir ſelber das Geſtändniß abgelegt, daß er an der Hand der jetzigen Lehrmittel nicht mehr mit Freuden den Religionsunterricht ertheilen könne. Alſo von zweien Eins! Entweder man zerſtöre an der Hand des Syllabus die geſammte moderne Wiſſenſchaft, oder aber man reformire die Kirchenlehre und den Religionsunterricht der Schule gründlich. Das erſte wäre ein Verbrechen an der Menſchheit. Folglich bleibt nur das zweite übrig.

Drei Dinge müſſen im Intereſſe einer beſſern moraliſchen Erziehung aus dem Religionsunterricht der Volksſchule hinaus:

1. Die Spezialgeſchichte des Judenthums;
2. Der Wunderbegriff, der Wunderglaube;
3. Alles bloß Konfeſſionelle, die Menſchenſatzung, das Dogmatiſche.

1. Glaubt man wirklich, daß ein Christenkind durch die zweitausendjährige Geschichte des Judenthums hindurchgeführt werden müsse, damit es zum Christenthum gelangen könne?

Kein vernünftiger Mensch glaubt es. Aber die Schule war vor 300 Jahren eben nur eine Kirchenschule, d. h. eine Anstalt zur Vorbereitung auf die kirchliche Unterweisung, folglich hatte die Kirche das Recht, ihrer Magd, der Schule, den Lehrstoff vorzuschreiben. Dieses Dienstverhältniß ist geblieben bis auf den heutigen Tag. Und glaubt man wirklich, daß durch eine solche Skandalgeschichte, wie die jüdische vielfach ist, das Christenkind zur Tugend geführt werden könne? Gleich von Anfang, nachdem die Arbeit als eine Strafe — welch' ein Unsinn — erklärt worden ist, tritt der Brudermord auf, sodann wird die Menschheit als ein Heer von unverbesserlichen Sündern ersäuft; zwei Städte werden vom Rachegott im Zorn verbrannt; ein Sohn betrügt seinen blinden Vater; Brüder machen einen Mordanschlag gegen ihren Bruder und verkaufen ihn; der Hofbäcker wird erhängt; hunderte von Kindern werden im Nil ersäuft, Moses läßt dreitausend Israeliten erwürgen; Saul will den David ermorden; David begeht eine Schlechtigkeit gegen Urias u. s. w. Und solche Gräuel des Judenvolkes werden Jahrhunderte lang in der christlichen Volksschule als ein Mittel der moralischen Erziehung gebraucht!?

Nur zwei Männer des Judenthums haben ein Recht, im Religionsunterricht der christlichen Volksschule speziell behandelt zu werden: Moses und Jesus. Alles übrige ist in gedrängter Kürze dem Geschichtsunterricht zuzuweisen!

Noch aus andern Gründen muß die biblische Spezialgeschichte aus der Volksschule entfernt werden.

Das Judenvolk hat zwar als Träger des Monotheismus allerdings ein großes Verdienst um die Kultur der Menschheit; allein Moses selber hat ja seinen Gottbegriff der egyptischen Priesterschaft zu verdanken, und es ist eine Unwahrheit und ein

Wahn, das Volk der Juden als das „auserwählte" Volk Gottes zu bezeichnen, dem ſich Gott allein geoffenbaret habe, und es liegt darin eine Art Gotteslästerung, ein roher und gemeiner Gottbegriff. Denn ihm ſind alle Menſchen und alle Völker der Erde gleich berufen und von ihm gleich auserwählt, und er trägt ſie alle in gleicher Liebe, und ſeine Liebe kennt keine Vorliebe und Parteilichkeit. Für das verkommene Volk der Juden in Egypten war freilich dieſer Wahn angemeſſen; aber uns iſt er eine Schande. Die bibliſche Geſchichte trägt überhaupt den Stempel einer rohen Vermenſchlichung der Gottheit: Gott riecht das Opfer, Gott redet, Gott zürnt, Gott rächt ſich, Gott macht einen Vertrag zu Schutz und Trutz, Gott bevorzugt ſeine Bundesgenoſſen und rechnet ihnen ihre ſchlechten Streiche nicht zu, Gott gebietet bei der Eroberung des Landes furchtbare Metzeleien und Ausrottung anderer Völker u. ſ. w. Welche Gotteslästerung! Welche Götzendienerei! Welche Roheit! Und wie ſchlecht ſtimmt das mit der Lehre Jeſu: „Gott iſt Geiſt, und Gott iſt die Liebe und die Gerechtigkeit!"

Noch aus einem dritten Grunde muß die jüdiſche Geſchichte aus dem Religionsunterricht entfernt werden: Die Weltanſchauung des Judenthums iſt mit der heutigen Naturwiſſenſchaft und Weltanſchauung im totalen Gegenſatz und iſt diejenige der Menſchheit auf der Stufe der Kindheit. Das Judenthum hat keinen Begriff von der Naturordnung und der Naturgeſetzmäßigkeit, in der ſich der Wille Gottes kund gibt; es kennt nur die Willkür eines Gottes über der Natur; es iſt wunderſüchtig und abergläubiſch. Das führt mich zum zweiten Punkt.

2. Der Wunderglaube muß aus der Schule entfernt werden.

Von allergrößtem Schaden für die Menſchheit iſt der Glaube an Wunder. Der Wunderglaube iſt die Erbſchaft aus der Zeit des Heidenthums, die ſich durch das Judenthum auf die chriſtliche „Kirchenlehre" verpflanzt hat. Um ein ſo elendes, mißhandeltes, zertretenes Sklavenvolk, wie die Juden

in Egypten waren, zu einer muthigen Aufraffung und dadurch zu der Befreiung aus der Sklaverei zu ermuthigen, war freilich der Wunderglaube nothwendig. Ebenso nothwendig war er in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung, um den heidnischen Pöbel für das Christenthum zu gewinnen. Aber diese heidnisch rohe Form des Wunderglaubens auch jetzt noch nach der siegreichen Ausbreitung des Christenthums beibehalten wollen, ist eine Versündigung an der erhabenen Idee des Christenthums selber, eine Entweihung der großartigen religiösen Persönlichkeit Jesu. So lange der Wunderglaube beibehalten wird, so wird auch die Masse des Volkes auf einem heidnischen, rohen sittlichen Standpunkt bleiben.

„Vor allem aus ist es der Wunderglaube, welcher die christliche Kirche, protestantische wie katholische, in den Mißkredit gebracht hat, in dem sie bei der gebildeten Welt mit Recht steht." (Lang.) „Eine Religion mit Wundern ist in einer Zeit unmöglich, in der in jeder Volksschule die Wissenschaft von den Naturgesetzen gelehrt wird, und in der sich alle denkenden Genossen längst daran gewöhnt haben, alle Erscheinungen der Natur und des menschlichen Geisteslebens aus natürlichen Ursachen und aus den in ihnen wirkenden Gesetzen abzuleiten." (Lang.) Eine Wunderreligion schließt heutzutage einfach alle naturwissenschaftlich gebildeten und ehrlichen Leute aus der Gemeinschaft mit der Kirche aus.

Der Wunderglaube schwächt die den Menschen innewohnende sittliche Kraft. Denn der Wundergläubige erwartet in aller Noth und Drangsal und im Elend des Lebens stets nur Hülfe von Außen, Hülfe durch ein Wunder. Daß allein die ihm innewohnende sittliche Kraft des Liebens, der Verleugnung seiner selbst, der Aufopferung ihm helfen kann, ist ihm völlig verborgen. Die sittlichen Kräfte der Menschenbrust bleiben gebunden, gefesselt durch den Wahn. Die Folge ist die Indolenz, die Gleichgültigkeit, der Stumpfsinn. — Der soziale Nothstand der heutigen

Zeit, wie er ſich in Revolutionen, im Petroleum-Brand der Städte äußert, iſt zum großen Theil eine Folge des Wunderwahnes und die rothe Internationale iſt ganz naturnothwendig die Tochter der ſchwarzen. Jeder Wahn und jede Lüge bringt der Menſchheit einen Fluch mit ſich. Nur in der Wahrheit iſt das Heil der Menſchheit.

Zerſtört den Wunderglauben, ſo gebt ihr der Menſchheit wieder das urſprüngliche, reine Chriſtenthum, ſo ſtrahlt die reine Lehre Jeſu wieder in ihrer ganzen Herrlichkeit über die Welt; denn ſie iſt nicht Wahn, ſondern die Wahrheit, ſie iſt nicht Glauben an Wunder, ſondern That der Aufopferung, ſie iſt nicht Bekennen, ſondern Helfen, Heilen, Tragen und Erretten!

Und muß man nicht mehr helfen, heilen, tragen und erretten, wenn man die großartige Geſetzmäßigkeit der Naturordnung erkannt hat, die kein Wunder duldet?

Der Wunderglaube ſchwächt nicht nur die ſittliche Kraft, ſondern auch den Verſtand. Der Wundergläubige kann nicht nach Wiſſen, Erkennen und Begreifen ſtreben, weil es für ihn gar keine Naturordnung gibt. Der Wunderglaube legt die Ehre der Menſchheit, die Vernunft in einen ewigen Bann; denn er erſchüttert das Fundament des vernünftigen Denkens: Das Geſetz des Kauſalzuſammenhangs. Unwiſſenheit iſt daher die unzertrennliche Begleiterin des Wunderglaubens. Die Unwiſſenheit gebiert die Armuth, dieſe das Elend, dieſes das Laſter und dieſes das Verbrechen, den Krieg und den Tod. Der Wunderglaube, über den ſich ſchon Chriſtus ſo ſehr geärgert, iſt zudem eine Gotteslästerung, da Gott ein Gott des ewigen Geſetzes und nicht der Willkür, ein Gott ewiger Ordnung und nicht der Unordnung

iſt. Gott kann ſich nicht ſelbſt entgegenhandeln; denn das wäre nicht ein Zeichen von Macht, ſondern von Ohnmacht. (Zwingli.)

Die Wahrheit allein, nicht der Trug, iſt das Evangelium der Armen. Die Wahrheit macht, daß die Blinden ſehen, die Tauben hören und die Lahmen gehen; die Wahrheit bringt:

Ehre dem Gott in der Höhe;
Friede auf Erden, und
Allen Menſchen ein Wohlgefallen.

3. Alles bloß Konfeſſionelle, die Menſchenſatzung muß aus der Volksſchule entfernt werden.

Wie unter dem Schutt der Städte Perlen und Diamanten verborgen liegen, ſo liegt die Lehre Jeſu unter dem Schutt der Kirchenlehre verborgen. Der Schutt der Kirchenlehre, proteſtantiſchen wie katholiſchen, heißt: Teufel- und Wunderſpuck; Verderbtheit der Menſchennatur, Höllenſtrafe, ſinnlicher Himmel, Auferſtehung des Fleiſches, Abwaſchung der Sünden durch das Blut eines Gottes, Ablaß, Intoleranz, Unfehlbarkeit ꝛc. Alles dieſes iſt das Gegentheil der Lehre Jeſu. All' dieſes iſt bloße Menſchenſatzung, Abſtimmungsreſultat der allgemeinen Konzilien, von dem zu Nyzäa im Jahr 325 bis zu dem in Rom im Jahr 1870. Fort mit dieſem Schutt!

Wo ſind denn aber die Diamanten und Perlen? Die Lehre Jeſu hat drei große Ideen: Gott, die Unſterblichkeit und die Tugend, und ſein Leben war: Liebe, Gotteskindſchaft und Freiheit.

Zu dieſem Jeſus und der Spruchweisheit und der Pſalmenpoeſie des alten Teſtamentes müſſen wir zurückkehren. Es ſoll dem Volke geſagt werden, daß das Chriſtenthum nicht ein Glauben an Lehrſätze iſt, ſondern die ungetheilte Hingabe an die Zwecke Gottes mit der Menſchheit, an den Sieg des Wahren und Guten und Schönen; es ſoll ihm geſagt werden, daß das

Kennzeichen eines guten Christen nur ganz allein die sittliche That ist, daß das wahre Christenthum Sittlichkeit ist und daß „der beste Mensch auch immer die beste Religion hat." Im Thun des Guten, und nicht im Bekennen und Glauben, liegt die Religion Jesu. Diese Religion Jesu, die Religion der That, hat einen allgemein menschlichen Charakter. Es ist die allgemein menschliche und einzig vernünftige Religion, und diese müssen wir an die Stelle des konfessionellen Religionsunterrichtes setzen, der nur Maulchristen und Heuchler zu bilden im Stande ist.

Mit dem Fallen der Menschensatzungen wird der konfessionelle Hader weichen, Jesus wird erst dann seine wahre Auferstehung feiern und in seiner ganzen sittlichen Größe erkannt werden; die gebildete Welt wird der Religion wieder zugeführt werden, und die Tugend wird statt auf Hölle und Teufel auf die Idee der Pflicht und der selbstlosen Liebe aufgebaut und in der ganzen Reinheit ihres Begriffs gefaßt werden. (Denn der Begriff Tugend verlangt, daß der Mensch das Gute rein aus Liebe zum Guten thue.) Hiedurch wird die Tugend statt auf Dogmen auf die unerschütterliche Grundlage der Vernunft gestellt; denn es ist die Vernunft und das Gewissen, die es dem Menschen als eine untrügliche Wahrheit bestätigen, daß er nur dann glücklich und in Gott ist, wenn er gut ist, und daß eine sittliche Weltordnung nur dann bestehen kann, wenn jeder Mensch den Zwecken des Ganzen dient. Der allgemein menschliche Religionsunterricht wird also zur Ethik, d. h. zur Lehre von dem Guten.

Nun frage ich, welcher Stoff in einer solchen Ethik oder Tugendlehre zu bieten sei.

Vor allem sind geschichtliche Beispiele des Guten zu bieten; denn „Beispiele reißen hin!" Diese Beispiele sind aus der ganzen Weltgeschichte auszuwählen, da sich Gott auch in der ganzen Weltgeschichte offenbart; doch darf das alltägliche Familienleben

nicht ausgeschlossen sein. Die ausgewählten Personen sind den Kindern als Vorbilder des Guten hinzustellen. Die Beispiele sind nach den Pflichten zu ordnen, und mit Sprüchen der Weisheit aus dem alten und neuen Testament, wie aus den Klassikern und mit Liedern zu begleiten. Auch in den Klassikern offenbart sich Gott so gut, wie in den Psalmen und Sprüchen der Weisheit des alten und neuen Testamentes. Die Sprüche sind nicht Memorirstoff, sondern Lesestoff und dienen als Anhaltspunkte bei der mündlichen Behandlung der Beispiele. Einzelne Stellen aus dem neuen Testament, wie die Bergpredigt, die Gleichnisse und einzelne Briefe des Paulus werden aufgenommen; denn diese enthalten eben die Ethik Jesu. Dies ist der Inhalt meines Buches. Die Weltgeschichte, die Bibel und die Klassiker, das sind meine drei Quellen; und die Moralphilosophen Kant („Grundlegung zur Metaphysik der Sitten," Riga 1792), Dittes, Schopenhauer, Bentham, Smiles ꝛc. waren meine Führer, weil das Studium ihrer Werke meine Vorarbeit war.

Unter den theologischen Schriften habe ich namentlich die von Lang studirt; auch die Ethik von Rothe habe ich benutzt.

In der Schweiz gibt es schon einzelne Kantone (z. B. Glarus), in denen der „konfessionslose" Religionsunterricht gesetzlich eingeführt ist. In Deutschland und Oesterreich wird dieses Thema sehr lebhaft diskutirt. Auch enthält § 27 des Entwurfes der neuen Bundesverfassung die Bestimmung: „Die öffentlichen Schulen sollen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können."

Diese Bestimmung verlangt einen interkonfessionellen Religionsunterricht. Das ist eben die Ethik.

Es gibt zwar heutzutage noch genug Leute, welche sagen, daß die Moral ohne Religion nicht bestehen könne, und daß Moral und Religion unzertrennliche Begriffe seien. Diese Be-

hauptung hat aber nur den Schein für sich. Die sittlichen Prinzipien sind als die höchsten der Menschheit ganz souverain, und unabhängig von jeder Konfession und Religion. Sie haben eine viel solidere Grundlage als diese sind; sie sind im Wesen der menschlichen Gesellschaft und in der Weltordnung selber begründet, sie sind einfach eine gesellschaftliche Nothwendigkeit und darum so unerschütterlich, wie ein Naturgesetz. Den Beweis dafür kann ich nicht in einer Vorrede leisten.

„Bisher zwar," sagt Pfarrer Michel, „waren die sittlichen Ideen nur zugleich in und mit der Konfession getragen gewesen. Daß sie aber in dieser ihren Grund haben und nicht ohne sie bestehen können, ist eine Verwechslung ihrer bisherigen Erscheinungsform mit ihrem Wesen und darum nur eine Täuschung." (Moralphilosophischer Exkurs von Pfarrer Michel, pag. 29.)

Die Männer von Fach habe ich noch speziell auf einen zweiten pädagogischen Gedanken aufmerksam zu machen, der in meiner Schrift ist. Alle Welt schreit über Ueberladung der Schüler mit Wissensstoff und ruft nach Konzentration. In meinem Buch ist eine solche Konzentration; denn ich habe Bilder der Weltgeschichte mit der Pflichtenlehre und Religion in Ein Ganzes verbunden.

Schließlich noch ein Wort über die Widmung. Dieses Buch ist den Manen Grunholzers gewidmet, weil ich die Anregung zu diesem Buche seiner Zeit im Unterricht Grunholzers gefunden habe. Grunholzer war als Lehrer der Pädagogik vom heiligen Geist des Wahren, Guten und Schönen getragen. Dieses Dreigestirn der Idealwelt hatte seine Seele glänzend erleuchtet, und es stimmen in seinem Leben Wort und That völlig zusammen. Die Begeisterung für die Wahrheit war in seiner Schillerseele ebenso groß, wie seine Jesusliebe für die Menschheit. Aber je mehr er darum in seinem Unterricht mit dem Geiste des wahren

Chriſtenthums übereinſtimmte, deſto mehr war er im Gegenſatz zu vielen verdummenden Dogmen der Kirchenlehre. Gerade darum gab er uns Seminariſten einen eigenen, ganz ſelbſtändigen, philoſophiſchen Kurs in der Ethik, in welchem er zeigte, daß die Idee des Guten auf die Idee des Wahren und auf die Vernunft aufgebaut werden muß. Dadurch hat er uns ſpeziell auch befähigt, ſpäter die Literatur der Ethik zu ſtudiren. Und aus dieſem Studium iſt dieſes Buch hervorgegangen. Mit Recht glaube ich alſo, es als Zeichen der Dankbarkeit und Liebe ſeiner Schüler den Manen Grunholzers widmen zu ſollen.

Ich bin ſo frei, es hier offen auszuſprechen, daß ich es als einen großen Fehler der Seminarien der Schweiz und Deutſchlands anſehe, daß ſie, mit geringen Ausnahmen, nicht einen ſelbſtändigen Kurs wiſſenſchaftlicher Ethik in den Unterrichtsplan aufgenommen haben und meiſt die Sittenlehre nur als Anhängſel der Glaubenslehre mitlaufen laſſen. Dieſer ſelbe Tadel wird übrigens auch in Deutſchland namentlich von der philoſophiſchen Schule von Krauſe laut ausgeſprochen. Was Grunholzer als Seminardirektor vor 25 Jahren ſchon in dieſer Hinſicht gethan hat, ſollte jetzt in keinem Seminar mehr fehlen Denn Bogumil Goltz hat ganz Recht, wenn er ſagt: „Wenn man nur auch ſo eifrig am Gottestempel aufbaute, als man am Tempel des Aberglaubens einreißt!“ Der Schwachheit und Unvollkommenheit meiner Arbeit iſt ſich niemand mehr bewußt, als ich. Doch tröſte ich mich mit dem Bewußtſein, mich wenigſtens nach meinen ſchwachen Kräften und beſchränkter Zeit bemüht zu haben, das Gute zu fördern.

Zum Schluß bemerke ich, daß ich dieſe Schrift nicht als Schulinſpektor geſchrieben habe, ſondern als Privatperſon, und daß ich in meiner amtlichen Stellung die abweichende religiöſe Ueberzeugung jedes Lehrers achten werde; denn die erſte Bedingung jeder Tugend iſt die ſtarke Ueberzeugung. Ebendarum auch kann man auf die Unwahrheit die Tugend nicht aufbauen.

Den Sinn des ganzen Buches kann ich in die Wort faſſen:

Höchſter Beweggrund — die Liebe,
Höchſter Führer — die Erkenntniß,
Höchſter Lohn — das Gut-Sein, und
Höchſte Deviſe — „Ich diene.“ —

Oder auch in die Worte von Linggs „Dodona“:

„Von Egyptens Pyramiden
„Bis zu Delphis Prieſterin,
„Bis zu Ganges' Tempelfrieden
„Herrſche Einer Lehre Sinn:
„Troſt zu ſpenden, Schmerz zu lindern,
„Licht zu wecken weit und breit,
„Freiheit allen Erdenkindern.
„Freiheit, Liebe, Menſchlichkeit.“

„So beſtehet nun in der Freiheit, womit Chriſtus uns befreiet hat, und laſſet euch nicht wieder in das knechtiſche Joch fangen!“ (Gal. 5, 1.)

Burgdorf, September 1873.

Der Verfaſſer.

I. Pflichten der Kinder.

A. Pflichten des Kindes gegen sich selbst.

1. Lernbegierde.

a. Beispiele: 1. Jesu. — 2. Seneka. — 3. Leibnitz. — 4. Franklin. — 5. Moses Mendelssohn. — 6. Angelika Kaufmann.

1. Jesus.

Jesus ist der Stifter der christlichen Religion. Seine Eltern, Joseph und Maria, waren arme, unbekannte Leute. Nach seinen Verhältnissen genoß Jesus keinen gelehrten Unterricht. Haus und Schule boten ihm die gewöhnliche Bildung seiner Volksgenossen. Im Hause erzählte der Familienvater, wie das Gesetz ausdrücklich gebot, ihm und seinen Brüdern und Schwestern an den Festtagen die alten Erinnerungen der Vorzeit und pflanzte sie auf die Kinder fort. Er unterrichtete sie im väterlichen Glauben. Die Festreisen, die die Vermöglicheren jährlich familienweise nach Jerusalem unternahmen, erfüllten frühe schon die Phantasie der Kinder mit Bildern der heiligen Stadt. Im 12. Jahr hat auch Jesus eine solche Reise mit seinen Eltern gemacht. Bei diesem Anlaß zeigte sich seine große Lernbegierde. Auf der Heimreise entdeckten nämlich die Eltern, daß Jesus nicht mehr bei ihnen war. Sie kehrten nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Dort fanden sie ihn im Tempel mitten unter den Lehrern, denen er so aufmerksam zugehört, daß er darob die Eltern und

alles Andere vergessen hat. Der Anblick der Lernbegierde ihres Sohnes ließ die Eltern bald die ausgestandene Angst vergessen.

2. Seneka. † 65 n. Chr.

Man schämt sich zuweilen solcher Dinge, die gar nichts Schimpfliches haben, und läßt sich die falsche Scham oft zum Bösen verleiten. Nicht so handelte der römische Philosoph und Lehrer des Kaisers Nero, Seneka. Dieser besuchte noch in seinem Alter die Lehrstunden anderer Philosophen, ungeachtet er zu den weisesten Männern seines Zeitalters gerechnet wurde. Als ihm Jemand sagte, daß er sich dadurch zu den Jünglingen herunterseßte, antwortete er: „Glücklich bin ich, wenn dieß das Einzige ist, wodurch ich mein Alter beschimpfe. Es ist ja für einen Greis keine Schande, der Aufführung moralischer dramatischer Scenen beizuwohnen; warum sollte er sich schämen, in die Hörsäle der Weltweisen zu gehen? Man muß so lange lernen, als man Etwas noch nicht weiß; und so lange das Leben dauert, muß man lernen, wie man gut und glücklich leben soll."

3. Leibnitz.

Gottfried Wilhelm v. Leibnitz, geheimer Justizrath in Hannover (geb. 1646, gest. 1716), einer der größten deutschen Gelehrten, war noch nicht sieben Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Dieser Verlust wurde ihm aber durch die Sorge seiner Mutter für seine weitere Ausbildung und Erziehung ersetzt. Sie übergab ihn der besondern Aufsicht zweier einsichtsvollen Männer, die ihm die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache beibrachten. Noch ehe er völlig 14 Jahre alt war, machte er einst in Einem Tage ein Gedicht auf das Pfingstfest in 300 lateinischen Versen. Im 15. Jahre seines Alters verfertigte er schon gelehrte Aufsätze, und im 17. gab er bereits Bücher in Druck, suchte aber, nach seinem eigenen Geständnisse, bei dem Allem eine größere Ehre darin, unter die Greise, die noch Schüler sind, als unter die Kinder, die Gelehrte waren,

gerechnet zu werden, wie er denn, gleich dem Sokrates, immer geneigt war, zu lernen. Er zeigte als Knabe keinen ausschließenden Hang für irgend eine Art von Studien, sondern versuchte alle mit gleicher Lebhaftigkeit. Denn da sein Vater eine große Bibliothek von seltenen Büchern aus allen Fächern zurückgelassen hatte, so nahm er sich vor, alle diese Bücher der Reihe nach zu durchlesen, und brachte es auch in Kurzem so weit, daß er auch die tiefsinnigsten philosophischen Werke und alle klassischen Schriftsteller verstand; jedoch fühlte er bald, daß es nicht gut sei, so viele verschiedenartige Bücher durcheinander zu lesen, und wählte sich nur einzelne vorzügliche Schriften aus, worunter hauptsächlich der Livius und Virgil waren, mit denen er sich so bekannt machte, daß er noch in seinem Alter ganze Seiten daraus hersagen konnte. — Da er für jede Gattung menschlicher Kenntnisse Sinn und Empfänglichkeit hatte, so ging sein rastloses Streben dahin, das Gebiet der Wissenschaften überhaupt weiter anzubauen und in seinem Innern zu vervollkommnen. Gelehrte aller Art fanden in ihm einen Gönner und Beförderer ihrer Untersuchungen, der keine Arbeit scheute, durch die er glaubte, ihnen nützlich werden, und zur Aufklärung der Gegenstände, denen sie etwa ihren Fleiß widmeten, beitragen zu können. Geschickter Jünglinge nahm er sich wie ein Vater an, und kannte kein größeres Vergnügen, als talentvolle junge Leute in Umstände zu versetzen, wo sie ihre Bestimmung erfüllen, und die Annehmlichkeiten der Wissenschaften genießen konnten. Weit entfernt, diejenigen, die einerlei Laufbahn mit ihm betraten, als seine Nebenbuhler anzusehen, betrachtete er sie vielmehr als Werkzeuge der Vorsehung, mit ihm zu einerlei Absicht bestimmt, das menschliche Geschlecht zu unterrichten. — Sein Wahlspruch war: ‹Paris vitae, quoties perditur hora, perit› (Mit jeder verlornen Stunde geht ein Theil des Lebens verloren). — Er blieb auch diesem Grundsatze vollkommen getreu, und war so ängstlich geizig mit der Zeit, daß er sich unaufhörlich mit etwas Nützlichem beschäftigte, und sogar auf Reisen und bis in sein hohes Alter entweder die Lehrbücher las, nach welchen er in der Jugend studirt hatte, oder Plane zu Büchern entwarf. Jeden

neuen Gedanken, der ihm während der Arbeit auffiel, schrieb er auf, und man hat in der Hannöver'schen Bibliothek noch einige Millionen solcher Zettel von seiner Handschrift, von denen viele kaum eines Fingers lang und breit sind.

4. Franklin.

Der Nordamerikaner Benjamin Franklin (geb. 1706, gest. 1790) wurde von seinem Vater, der ein Seifensieder war, anfänglich zur Theologie bestimmt; er schickte ihn daher in seinem achten Jahre auf die Stadtschule zu Boston, wo er sich durch seine Lernbegierde vor allen seinen Mitschülern auszeichnete. Schon sollte er in die dritte Klasse versetzt werden, als sein Vater, aus Besorgniß der zu großen Kosten, sein Vorhaben, ihn studiren zu lassen, änderte. Er wurde in eine Privatschule gegeben, wo er gut schreiben lernte, aber keinen Geschmack am Rechnen fand. Als er zehn Jahre alt war, nahm ihn der Vater aus der Schule, damit er ihm in seinen eigenen Geschäften an die Hand gehen sollte. Allein der Knabe hatte durchaus keine Lust zu diesem Gewerbe, hingegen eine desto größere Begierde zum Lesen und Lernen. Alles Geld, das er aufbringen konnte, wurde auf Bücher verwendet, und diese Neigung zur Gelehrsamkeit brachte den Vater zu dem Entschlusse, ihn einen Buchdrucker werden zu lassen. Die Umstände waren dazu günstig. Der ältere Bruder unsers Jünglings hatte sich als Buchdrucker zu Boston niedergelassen. Bei diesem kam er in seinem zwölftem Jahre in die Lehre. Hier fand er mehrere Gelegenheit zum Lesen, und alle Zeit, die er übrig hatte, wurde dazu angewendet. Er hatte einen Arbeitsgehilfen, Namens Collins, der ebenfalls das Lesen liebte. Mit diesem besprach er sich über allerlei Gegenstände. Sie theilten einander ihre schriftlichen Aufsätze mit. Diese Aufsätze geriethen zufälligerweise in die Hände des alten Franklin, der das Urtheil darüber fällte, daß die des Collins nicht so gründlich seien, aber eine bessere Schreibart hätten. Dieß reizte den jungen Franklin, sich noch mehr im Style zu üben. Kurz darauf sah er den dritten Theil des

von Richard Steele herausgegebenen ‹ Spectator › (Zuſchauer); und da ihm die Schreibart in demſelben gefiel, ſo kaufte er dieß Buch, und ſuchte dieſelbe nachzuahmen. Zu dem Ende las er einen Aufſatz durch, merkte ſich den Inhalt, ſchrieb ihn dann nach einiger Zeit in eigenen Ausdrücken nieder, und verglich dann ſeinen Aufſatz mit dem im „Zuſchauer.“ Durch dieſe Uebung, die ſo ganz ſeine eigene Erfindung war, erwarb er ſich den ſchönen, ungekünſtelten Styl, der nachher ſeine Schriften auszeichnete. Eine mediciniſche Schrift, die er geleſen hatte, brachte ihn auf den Gedanken, daß es für die Geſundheit zuträglicher ſei, bloß von Pflanzen-Nahrung zu leben. Da er nun dies bei ſeinem Bruder nicht haben konnte, ſo bat er denſelben, ihm ſtatt ſeiner Koſt die Hälfte ſeines Wochenlohnes an Geld zu geben. Dieß geſchah; und jetzt lebte er bloß von Früchten, Brod und Waſſer, kaufte für ſein übriges Tiſchgeld Bücher, und ſtudirte, wenn ſeine Kameraden aßen und ſich vergnügten. Er las aber nicht ſowohl Bücher der Art, die nur zum Vergnügen dienen, als vielmehr ſolche, die Nachdenken erfordern; nur dieſe gaben ihm Befriedigung, und unterhielten ſeinen Thätigkeit liebenden Geiſt. Als Knabe hatte er einen Widerwillen gegen das Rechnen gehabt, als Jüngling aber fand er Geſchmack daran, und erlangte darin, ſo wie in der Geometrie, mit Hilfe einiger Bücher, bald gute Kenntniſſe. Locke's, eines berühmten Engländers, Verſuch über den menſchlichen Verſtand, und Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, die er in einer engliſchen Ueberſetzung beſaß, waren noch vor dem ſechszehnten Jahre ſeine Lieblingsbücher. Und wie er als Buchdruckergehilfe angefangen, ſo fuhr Franklin als Herr einer Druckerei, und in den wichtigen Staatsbedienungen, die ihm ſeine Landsleute nachher anvertrauten, fort, ſich durch Leſen guter Schriften nützliche Kenntniſſe zu erwerben. Bei dieſen ſeinen vorzüglichen Einſichten ſuchte er auch ſeine Landsleute durch Schriften zu belehren, indem er unter andern jährlich einen Kalender, „Almanach des armen Richard“, herausgab, der allerlei nützliche ökonomiſche, moraliſche und andere Aufſätze enthielt, und ſehr ſtark geleſen wurde. Er traf auch viele wohlthätige Anſtalten in ſeinem

Vaterlande, und half demſelben ſowohl durch ſeinen Rath als durch ſeine Klugheit. Als er Geſandter der amerikaniſchen Staaten in Paris war, wußte er den König Ludwig XVI. für die Sache ſeines Vaterlandes gegen die Engländer zu gewinnen, und ihn zu bewegen, dieſem in ſeinem Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit beizuſtehen.

5. Moſ. Mendelsſon.

Der Vater des berühmten jüdiſchen Philoſophen Moſes Mendelsſohn (geb. 1729, geſt. 1786) war Zehngebotſchreiber und Schulmeiſter in Deſſau; er hatte ein armſeliges Aemtchen, und der Geiſt ſeines Sohnes mußte ſich alſo ohne fremde Beihülfe, ohne irgend eine Aufmunterung, durch alle die drückenden Laſten, die auf ihm lagen, zu dem hohen Grade der Bildung, des Scharfſinnes, der Einſichten, der Weisheit und des Edelmuths, den er erreichte, hindurcharbeiten. Sein unerſättlicher Durſt nach Kenntniſſen verleitete ihn in früheren Jahren, oft ganze Nächte zu durchwachen, weil der Tag für ihn verloren war. Dieß war insbeſondere der Fall bei ihm, als er zuerſt die philoſophiſchen Werke eines Wolf und Leibnitz ſtudirte, und mit einem vorher nie empfundenen Vergnügen einen immer helleren Tag in ſeiner Seele aufdämmern ſah. Oft war es ihm damals unmöglich, ſeine Lampe eher auszulöſchen, als bis der Morgen ſchon wieder in ſein Fenſter ſchimmerte; er zog ſich aber durch dieſe häufigen Nachtwachen ſeine nachherige langwierige Nervenſchwäche zu, ſo daß er ſchon im 56. Jahre ſeines Lebens ſtarb. — Es iſt daher ſtudirenden Jünglingen, die für ihre Geſundheit ſorgen wollen, ſehr zu rathen, daß ſie nicht durch öfteres Fortarbeiten bis nach Mitternacht ſich Schaden thun, ſondern zeitig zu Bette gehen, und dafür nach einem Genuſſe von 6 bis 7 Stunden ruhigen Schlafes lieber Morgens bei Zeiten wieder aufſtehen.

6. Angelika Kaufmann.

Maria Angelika Kaufmann, die erste und größte Malerin unter den Frauenzimmern des 18. Jahrhunderts, geboren zu Chur in Graubünden am 30. Oktober 1741, war eine Tochter von Johann Joseph Kaufmann, fürstlich bischöflichem Hofmaler. Schon früh äußerte sie eine Neigung zu allem Schönen; sie liebte die Tonkunst, vorzüglich aber das Zeichnen und Malen, in welch' letzterer Kunst sie ihr Vater — den Anfangsgründen nach — unterrichtete. Und ihre Talente entwickelten sich so schnell, daß sie schon in ihrem neunten Jahre einige Portraits in Pastell vollendete, die wegen des zarten Alters der Künstlerin Erstaunen erregten. Ja sie übertraf schon damals (so sehr erhöhete ihr Fleiß ihre natürlichen Kunstgaben) ihren Vater, der, indem sie zu Klären mit ihm gemeinschaftlich arbeitete und das Malen der Gesichter besorgte, bescheiden sich mit der Draperie begnügte. In ihrem 12. Jahre begleitete sie ihren Vater nach Como in Italien, wo nicht nur ihr Talent zur Malerei, sondern auch ihre Anlage für Gesang und Musik Aufsehen erregte. Diese ihre frühe Reise in's Land der Kunst, zeigte, wie hoch ihr Verlangen auf noch höhere Vervollkommnung gespannt war. In den folgenden Jahren bis 1766 hielt sie sich abwechselnd in Mailand, Florenz, Neapel und Rom auf, kam mit den ausgezeichnetsten Künstlern in Verbindung, und bildete, nach den daselbst befindlichen hohen Kunstwerken, sich mit so gutem Erfolg, daß ihre Kunstfertigkeit bald die Stufe der Meisterschaft erreichte. Ihre Bildnisse wurden besonders ihrer Grazie wegen allgemein bewundert, und bald eiferte sie auch als Historienmalerin mit den ersten Künstlern um den Preis. Einige Zeit hernach begab sie sich nach London, wo sie den ehrenvollen Auftrag erhielt, die königliche Familie zu malen, wodurch sowohl ihr Ruf, als ihre Glücksumstände sich noch fester begründeten. Sie fand sehr viele Freunde, worunter der berühmte Reynhold, der ihre Gemälde sehr bewunderte; auch ward sie bei der Errichtung der königlichen Malerakademie in London unter die Zahl der Professoren oder zum Mitgliede aufgenommen.

Die Kupferstiche, welche zum Theil von berühmten englischen Künstlern nach ihren Erfindungen und Portraiten verfertigt wurden, belaufen sich auf 600, und wurden so stark gesucht, daß sie bald selten wurden und zu hohen Preisen weggingen. Viele ihrer Stoffe entlehnte sie aus den mythischen Erzählungen und aus englischen Dichtern, und ihre Erfindungen begleitete immer eine lebhafte und anmuthige Composition.

Nachdem sie 1781 mit dem geschätzten venetianischen Maler Zucchi in die Ehe getreten war, besuchte sie ihr Vaterland, und begab sich sodann mit ihrem Manne nach Rom. Derselbe starb aber bald hernach, und nun lebte sie daselbst einzig der Kunst und ihren Freunden bis zu ihrem Tode im Jahr 1807.

Ihr Leichenbegängniß war von dem berühmten Canova angeordnet und ihre Büste ward 1808 im Pantheon aufgestellt. Sie hinterließ außer einem ansehnlichen Vermögen (sie vermachte es durch ein Testament und Codicill mehreren Personen und Stiftungen), auch eine ausgesuchte Bibliothek, viele Originalgemälde von alten berühmten Meistern, schöne Gypsabgüsse und andere Kunst-Kostbarkeiten.

b. Lehren.

1. Glücklich die Kinder, welche die Jugendzeit wohl anwenden! Die Jugendzeit ist die Zeit des Säens, wie das Alter die Zeit des Erntens; jene ist die Zeit des Lernens, diese die Zeit des Handelns und Wirkens. In der Jugend ist der Geist des Menschen empfänglich; er ist wie ein frisch gepflügter Acker; er nimmt alles leicht auf, den Samen des Guten und des Bösen. Glücklich das Kind, das vor dem Bösen bewahrt bleibt, das Gute liebt und thut und mit allem Eifer strebt, den Acker seines Geistes mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern.

2. Unendlich viel ist zu lernen! Ungeheuer groß ist jetzt schon das Gebiet des menschlichen Wissens. Tausende von Menschengeschlechtern haben es, wie die Bienen den Honig, zusammengetragen. Die Zukunft wird diesen geistigen Schatz der Menschheit noch vermehren; denn hier ist kein Stillstand, sondern

ewige Entwickelung. Jedes spätere Geschlecht wird mehr im Lichte und in der Sonne der Erkenntniß wandeln und wird daher glücklicher sein. Schon jedes einzelne Unterrichtsfach enthält so viel Wissensstoff, daß das Leben eines einzelnen Menschen nicht hinreicht, denselben sich ganz anzueignen. Dieser Schatz des Wissens steht jedem offen, dem Armen, wie dem Reichen. Darum beeile dich, o Jugend, laß den Leichtsinn und die Flüchtigkeit! Sammle, wie eine Biene, den Honig der Wissenschaft und speichere ihn auf zu deinem und Anderer Nutzen! Aber ein ernstes Wollen ist nothwendig; denn das Lernen ist nicht so angenehm, wie das Spielen; aber nützlicher ist es. Doch brauchst du nur zu wollen, so geht es; der Mensch kann alles, was er recht will. Wollen ist Können, hat Napoleon I. gesagt und mit diesen Worten die halbe Welt erobert.

Laß dich auch warnen durch die Reue vieler alten Leute, die ihre Jugendzeit nicht gut angewendet haben! „O, könnte ich noch einmal jung werden!“ so rufen diese aus, „wie wollte ich fleißig lernen und keine Minute versäumen!“ Auch andere gibt es; die klagen später ihre Eltern laut an, daß diese nicht die Einsicht und Liebe gehabt haben, sie fleißig in die Schule zu schicken und tüchtig zum Lernen anzuhalten. — Solche Leute büßen später ihren Unverstand oder den ihrer Eltern mit Armuth, Abhängigkeit, Krankheit, Unwissenheit, Noth und Schande.

3. O, wenn die Kinder wüßten, was alles im Alter auf sie wartet, wie schwer das Leben ist und wie viele Pflichten zu erfüllen sind, da würden sie fleißig lernen und sich im Lernen solche Männer wie Jesus, Seneka, Karl der Große, Galiläi, Leibnitz, Franklin und viele andere fleißige Menschen zu Vorbildern nehmen. — Wer etwas Rechtes gelernt hat, wer sich viele Kenntnisse und Tugenden erworben hat, der ist geachtet, geliebt und glücklich. Auch ist er reich, denn er kann sich durch seine Leistungen sein Brod leicht erwerben. Seinen Eltern macht er große Freude und seinen Lehrern Ehre. Beiden stattet er den schuldigen Dank ab durch seine ehrenvollen Leistungen und Thaten. Doch wird er auch noch ein nützliches Mitglied der ganzen menschlichen Gesellschaft. Alle Mitmenschen haben sich

ſeiner zu erfreuen und zu getröſten. Gemeinde und Staat ſehen mit Stolz auf ihn und die allgemeine Achtung und Liebe iſt es, die ihn beglückt. Indem er das Glück Aller befördert hat, hat er ſchließlich ſein eigenes begründet. So iſt das Schickſal des lernbegierigen und braven Schülers.

c. Sprüche.

1. Noth lehrt beten; Arbeit lehrt,
   Wie man gegen Noth ſich wehrt. (Gleim.)
2. Schaffen und Streben iſt Gottes Gebot;
   Arbeit iſt Leben, Nichtsthun der Tod. (J. Venedey.)
3. Aufſchub iſt der Dieb der Zeit. (Young.)
4. Fleiß und Mühe ſind der rechte Moſesſtab,
   Der aus dem Felſen die Labequelle ſchlägt. (Kotzebue.)
5. Wie manche Zeit haſt du verſäumt!
   Und, ach, wie oft ertönt die Klage,
   Daß man die beſten Tage
   Oft hat verträumt! (W.)
6. Nur was du gewirkt, haſt du gelebt. (Göthe.)
7. Zwiſchen heut und morgen
   Liegt eine lange Friſt,
   Lerne ſchnell beſorgen,
   Da du noch munter biſt. (Göthe.)
8. Du haſt zwei Hände und Einen Mund;
   Lern' es ermeſſen!
   Zwei ſind da zur Arbeit und
   Einer zum Eſſen. (Rückert.)
9. Arbeit iſt des Blutes Balſam;
   Arbeit iſt der Tugend Quell. (Herder.)
10. Laß dein Herz auf Weisheit Acht haben,
    Und neige dein Herz mit Fleiß dazu. (Sprüchw.)
11. Die größte Lebensweisheit liegt in der
    Liebe für das Wahre, Gute und Schöne. (Schiller.)

2. Die Mäßigkeit, Mäßigung und Ordnungsliebe.

a. Beispiele: 1. Der Frohsinn des Mäßigen. — 2. Der beste Koch. — 3. Segen der Mäßigkeit. — 4. Melanchthon. — 5. Ordnung erleichtert die Wohlthätigkeit.

1. Der Frohsinn des Mäßigen.

Als Sokrates einst über den Markt ging, wo eine Menge von allerlei Waaren war, rief er aus: „Wie viele Dinge, die ich nicht brauche!" — Der edle Epiktet war zufrieden, wenn er nur das hatte, was die Nothdurft erforderte. Kam es dazu, daß er wirklich Unbequemlichkeiten von seiner Armuth erfahren mußte, so wußte er nicht nur Geduld zu üben, sondern sah es für einen göttlichen Wink an, jetzt zu zeigen, daß dürftige Umstände durch Geduld erträglich werden, und daß die wahre Glückseligkeit und Ruhe des Gemüthes unabhängig von äußerlichen Dingen sei. Er kränkte sich niemals darüber, daß er seine Schüler nur in einem schlechten Zimmer empfangen konnte. Er schlief auf seinem Strohsacke vergnügter als Mancher auf dem weichen Federbette. Weil sein Hausrath keine Diebe reizte, so bekümmerte er sich auch nicht darüber, daß seine Thüre nicht wohl schloß; und da ihm doch einmal seine eiserne Lampe gestohlen ward, so schaffte er sich eine irdene an, damit sie Niemand wegzunehmen der Mühe werth achte. Man hat folgende Verszeilen von ihm, worin er sich ganz schildert:

„Ich, Epiktet, ein Knecht, an einem Fuße gelähmet,
Und wie Irus so arm, bin ich den Göttern doch lieb."

2. Der beste Koch.

Ada, die Schwester des Königs Mausolus in Carien, wurde von Alexander mit dem Königreiche ihres Vaters beschenkt. Um nun ihre Dankbarkeit einigermaßen zu erkennen zu geben, ließ sie die ausgesuchtesten Speisen und Leckereien aller Art zubereiten, und sandte solche nebst den geschicktesten Köchen und Konditoren dem Alexander zum Geschenk, damit er sich nach den ausgestandenen Beschwerlichkeiten des Krieges an den-

ſelben erquicken möchte. Er aber urtheilte ſehr weislich, daß die Leckerhaftigkeit des Gaumens einem Mann nicht anſtehe, welcher ernſthafte und wichtige Dinge vorhabe; darum bedankte er ſich zwar ſehr höflich für die Vorſorge der Königin, ſetzte jedoch hinzu, es ſei ſolche nicht nöthig geweſen, denn er habe beſſere Köche als die ihrigen, und das wären die, mit welchen ihn vormals ſein Hofmeiſter Leonidas verſehen, nämlich für das Mittagsmahl einen wackeren Spaziergang am frühen Morgen, und für das Abendeſſen ein mäßiges Mittagsmahl. Ferner erzählte er bei dieſer Gelegenheit, Leonidas habe zum öftern ſeine Kleider, ſein Bette und ſeine Schränke durchſucht und nachgeſehen, ob ihm nicht etwa ſeine Mutter Olympias heimlich etwas Leckerhaftes zugeſteckt.

3. Segen der Mäßigkeit.

Der edle Venetianer Ludwig Cornaro (geb. 1462, geſt. 1566), der ein Alter von 104 Jahren erreichte, konnte bis gegen ſein Ende hin thätig ſein, und das hatte er nichts anderem, als der geordneten und mäßigen Lebensweiſe zu danken, die er ſich in ſeinem 40. Jahre angewöhnt hatte. Bis dahin hatte er immer an Fieber, Magenbeſchwerden, Entzündungen und am Podagra gelitten, und ſein Zuſtand war bereits ſo ſchlimm geworden, daß die Aerzte erklärten, keine Arznei könne mehr helfen, er werde nicht mehr über zwei Monate leben, das einzige, was er noch verſuchen könne, ſei eine ſparſame, ſehr ſtreng abgemeſſene Diät. Er verſuchte es mit dieſer und bewies dabei eine bewunderungswürdige Ausdauer, die mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt war.

Schon nach Verfluß eines Jahres ſah er ſich von allen ſeinen Beſchwerden befreit. In ſeinem 70. Jahre wurde er einſt im Reiſewagen umgeworfen und von den Pferden ſo geſchleift, daß er Arm und Fuß verrenkte; er ließ ſie wieder einrichten und ward, ſeines hohen Alters ungeachtet, ohne alle Arzneimittel in Kurzem wieder hergeſtellt. Als er 80 Jahre alt war, drangen ſeine Freunde in ihn, er ſolle ſeiner ſpärlichen

Nahrung etwas zuſetzen; er gab endlich ſo weit nach, daß er ein paar Loth weiter an Speiſe und Trank genoß, als er bis dahin gewohnt geweſen; allein als er ſchon nach 10 Tagen ſeine vorige Munterkeit verlor und von einem Fieber befallen wurde, ſo kehrte er wieder zu der gewohnten Lebensweiſe zurück und ſetzte ſie bis an ſein Ende fort. Auch ſeine Frau folgte ſeinem Beiſpiele, wurde ebenfalls ſehr alt und überlebte ihn ſogar noch; außerdem erwarb er ſich durch ſeine Abhandlung von dem mäßigen Leben, das in eine Menge Sprachen überſetzt wurde, große Verdienſte um ſeine Mitmenſchen, indem er noch viele Andere von dem Segen der Mäßigkeit überzeugte.

4. Melanchthon.

Der treue Gehilfe Luthers bei dem Reformationswerke, Philipp Melanchthon, war ſo ſehr ein Freund der Ordnung und Pünktlichkeit, daß er ſeine Zeit und ſeine Geſchäfte immer zum Voraus auf's Sorgfältigſte eintheile, und ſo genau bei dieſer Eintheilung blieb, als nur immer möglich war. Er konnte es daher nicht wohl leiden, wenn ihm Jemand, mit dem er ein Geſchäft zu verabreden hatte, ſagte: Innerhalb der und der Stunde oder Tage wolle er es thun, ſondern verlangte eine genauere Beſtimmung. Hatte er etwas zu befehlen und anzuordnen, ſo ſorgte er dafür, daß die Hauptſachen genau erklärt und immer auf's Deutlichſte beſtimmt wurden; daher er auch in wichtigen Dingen ſo wenig wie möglich etwas durch Andere befehlen und anordnen ließ, ſondern am öfteſten und liebſten es ſelbſt that. Bei ſeinen Arbeiten überlegte er Alles ganz genau, und beobachtete bei ſeinen Entſchließungen die größte Vorſicht. Immer dachte er zuvor darüber nach, ob nicht noch etwas daran zu verbeſſern wäre; insbeſondere that er dieſes bei ſeinen Schriften, und ſuchte ihnen durch Verbeſſerungen und Zuſätze die größtmögliche Vollkommenheit zu geben. Leichtſinn und unbehutſames Weſen ſtritt daher ganz wider ſeinen Charakter. Man ſah ihn immer ſehr bedenklich und oft äußerſt beſorgt wegen des Ausganges ſolcher Unternehmungen,

woran er Theil hatte, und besonders alsdann, wenn er Urheber und Rathgeber davon gewesen war. Denn er hatte den Grundsatz: ein rechtschaffener Mann müsse mit äußerster Sorgfalt darauf sehen, daß nicht durch seine Schuld irgend etwas Böses gestiftet würde. Camerarius erzählt unter Anderem davon folgendes Beispiel: „Als er sich mit Ausarbeitung der Religionsartikel, die dem Kaiser Karl V. als ein Glaubensbekenntniß der Protestanten übergeben werden sollten, beschäftigte: o welchen Fleiß, Sorgfalt und Mühe wandte er dabei an, damit er nicht etwa ein Versehen beginge, wodurch sein Gewissen beunruhigt, sein guter Name befleckt und die Wohlfahrt der christlichen Kirche gestört würde!" — „Unter seinen Arbeiten" — sagt Camerarius — „habe ich ihn oft nicht nur laut seufzen hören, sondern auch Thränen vergießen sehen; ich habe gehört, wie er sowohl gerechte Klagen über den herrschenden Mangel an christlicher Klugheit und Frömmigkeit, als auch sehr wichtige und weise Reden, denselben abzuhelfen, geführt hat."

5. Ordnung erleichtert die Wohlthätigkeit.

Die verwittwete Herzogin von Kingston (Kingst'n), aus einem der ersten englischen Häuser, war eine sehr reiche Dame, und ihre jährlichen Einkünfte beliefen sich auf mehr denn 40,000 Pfund Sterling (gegen eine halbe Million Gulden). Dessenungeachtet hielt sie auch in den kleinsten Dingen auf Ordnung und Pünktlichkeit, und gab sich die Mühe, selbst die Rechnungen über tägliche Gemüse- und ähnliche Ausgaben genau durchzugehen. Da fanden sich nun viele Leute, welche meinten, es schicke sich nicht, daß sie so sehr auf Kleinigkeiten sehe, da sie so viel Geld habe; ja Viele hielten sie auch wohl für geizig. Selbst ihr Haushofmeister meinte, es sei für eine so vornehme und reiche Dame unanständig, sich mit so unbedeutenden Dingen abzugeben. Nach einigen Jahren wurde ihm sein Dienst zu mühsam, indem er nun alt und kränklich geworden war. Er trat daher aus den Diensten seiner Herrschaft, und lebte mit seiner Familie von seinem erworbenen Vermögen. Der arme

Mann hatte aber mancherlei Unglück, und wurde in einer kurzen Zeit um all' sein Geld betrogen. In der Noth, in welcher er sich befand, erinnerte er sich seiner alten Herrschaft, und nahm zu ihr seine Zuflucht. Sogleich schickte ihm die Herzogin 2000 Pfund Sterling (22,000 Gulden) mit einem Briefe, worin sie sein Unglück theilnehmend bedauerte, aber ihn auch erinnerte, wie nöthig es gewesen sei, selbst in Kleinigkeiten Ordnung zu halten. „Sehet hier," — schrieb sie ihm — „wenn ich nicht von jeher, bis auf die paar Groschen für Gemüse, auf Alles gesehen hätte, so würde ich heute vielleicht nicht das Vergnügen haben können, Euch, mein redlicher Alter, einen solchen Dienst leisten zu können."

b. Lehren.

Es ist sehr schwer, in allem das rechte Maß zu finden. Besonders schwer ist dies aber für die Jugend. Diese hat einen lebhaften Geist, der sie leicht zur Uebertreibung hinreißt. Mit der Uebertreibung stellen sich aber auch sogleich die Leiden ein. Die Jugend soll daher die Mahnung nie vergessen: „Mäßige dich!" — Mäßige dich im Genuß von Speise und Trank; denn wie leicht schadet hier das Uebermaß deiner Gesundheit, dem Köstlichsten, was du hast. Blicke hierbei auf die Weisen aller Zeiten und siehe, wie sie die Mäßigkeit üben. Mäßige dich aber auch in der Freude, in der Trauer, im Spiel, im Schmuck der Kleider, namentlich aber im Zorn. Der Zorn ist ein Tyrann; laß ihn nicht über dich herrschen; sonst bist du nur ein Sklave. — Auch liebe die Ordnung und die Pünktlichkeit. Ordnung in Büchern und Kleidern, Ordnung in allen Dingen, namentlich aber auch in der Anwendung der Zeit, ist von großer Wichtigkeit. — An weisen Menschen siehe die Folgen der Mäßigung und Ordnung. Ein froher, heiterer Sinn, eine kräftige Gesundheit und eine unermüdliche Arbeitslust, das sind die ersten Folgen der Mäßigkeit. Aber zu diesen gesellen sich auch gar bald der Wohlstand und das Glück. Ja, das Glück sucht den Arbeitsamen. Und bist du einmal im Besitz jener Güter, so erwacht

in dir auch bald die Luſt, nothleidenden Mitmenſchen wohlzuthun, und du genießeſt damit das höchſte und reinſte Glück des Lebens.

c. Sprüche.

1. Gebraucht der Zeit, ſie geht ſo ſchnell von hinnen;
   Doch Ordnung lehrt auch Zeit gewinnen. (Göthe.)
2. Der allein iſt weiſe, der im Sparen zu genießen, im Genuß zu ſparen weiß. (Wieland.)
3. Viele Tugenden haben die Götter
   In des Sterblichen Seele gepflanzt;
   Alle werden ſie wachſen und blühn,
   Wenn der Menſch ihr Gedeihen nicht ſtört.
   Aber das Eine, Höchſte des Lebens
   Muß er ſich eigenkräftig erringen,
   Jenes ſchwerſte, das rechte Maß. (Raupach.)
4. Die Mäßigung trifft überall das Rechte. (L. Schefer.)
5. An jedem Ort, wohin du gehſt,
   Nimm deinen Maßſtab mit: zum Schmaus, zum Tanz, zum Spiel;
   Und wenn du ruhend ſtille ſtehſt,
   Dann frage: War's zu viel? (Gleim.)
6. Und willſt du nicht die Lebensmäßigkeit,
   Und jene auch, die Seelenmäßigkeit,
   O dann fängſt du gewißlich frühe ſchon
   Das Lebensende an: Verdroſſenheit,
   Luſtloſigkeit und jahrelanges Sterben. (L. Schefer.)

3. Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit.

a. Beispiele: 1. Auch dem Feinde muß man Wort halten. — 2. Der Feldprediger. — 3. Plato. — 4. Joh. Kant.

1. Auch dem Feinde muß man Wort halten.

Der Kaufmann Haudaudine aus Nantes (Hohdohdin aus Nant') ward in dem unglücklichen Gefechte bei Legé (Leschey) in der Vendée (Wahndey) gefangen, und mit zwei andern ebenfalls in Gefangenschaft gerathenen Bürgern auf ihr feierliches Versprechen, daß sie, wenn sie in ihrer Sendung nicht glücklich wären, sich wieder in ihren Kerker stellen wollten, nach Nantes zurückgeschickt. Es war die Rede von einer Auswechslung: Das Leben von 600 gefangenen Franzosen sollte für die auf drei Tage bestimmte Rückkehr der Abgesandten bürgen. Die Vorschläge der Königlich-Gesinnten wurden allgemein verworfen; man bedrohte die Deputirten, sie als Ausgewanderte zu behandeln, wenn sie in's feindliche Lager zurückkehrten. Zwei von ihnen ließen sich verführen oder schrecken, und blieben in Nantes. Haudaudine aber, nur die Pflicht, sein gegebenes Wort zu erfüllen, vor Augen habend, rief feurig: „Ueber mein Leben und meine Güter könnt ihr gebieten, doch über meine Ehre nicht! Ich habe mein Wort gegeben, zu den Empörern zurückzukehren; das Leben von 600 meiner Mitbürger hängt an meinem Versprechen; nichts vermag mich zurückzuhalten, lebt wohl!" Er entfernt sich, taub gegen das Dringen, das Flehen der Seinigen; sein Herz der Stimme der Natur, den Thränen verschließend, die bei dem Gedanken an seine Gefahr floßen. Die Verwaltungsbehörden von Nantes berichteten den Vorfall dem Nationalconvente. Gerechte Belobungen des Mannes erfolgten, der sich, seiner Mitbürger Blut zu schonen, freiwillig dem Opfertode weihte. Doch auch die Königlich-Gesinnten empfingen Haudaudine mit Achtung; sie behielten ihn zwar gefangen, behandelten ihn aber mit vieler Schonung. Die beiden in Nantes gebliebenen Gefangenen wurden allgemein verhöhnt, und selbst von ihren Freunden und Verwandten verachtet.

2. Der Feldprediger.

Der portugiesische Feldprediger de Laurieras war nebst einigen Offizieren von den Truppen des Königs von Camboya in Ostindien gefangen worden. Er bat, man möchte ihn, um über die Auswechslung der Gefangenen Rücksprache treffen zu können, zum portugiesischen Heere reisen lassen. Da der König von Camboya sein Ausbleiben zu befürchten schien, so band der Mönch seinen Strick ab, und überreichte ihn dem König als das sicherste Unterpfand der Treue. Nun ließ man ihn reisen. Ungeachtet seine Unterhandlung fruchtlos ausfiel, so kehrte er doch zu seinen Fesseln zurück. Diese gewissenhafte Treue in Erfüllung seines gegebenen Worts rührte den König so sehr, und flößte ihm eine so gute Meinung von seinem Volke ein, welches so wahrheitsliebende Menschen unter sich hatte, daß er alle Gefangenen ohne Lösegeld zurückschickte.

5. Plato. † 348 v. Chr.

Der berühmte griechische Philosoph Plato ward von dem König Dionys an seinen Hof nach Syrakus gezogen. Aber die Denkungsart dieses Fürsten und die tyrannische Art, wie er regierte, standen dem Philosophen so wenig an, daß er Syrakus bald verließ. Dionys war darüber so aufgebracht, daß er ihm in der Ferne nachstellte und verschiedene Versuche machte, sich seiner Person zu bemächtigen. Da er endlich doch zu überlegen anfing, wie viel ihm die Klagen eines so großen Mannes und berühmten Schriftstellers in den Augen der Welt schaden könnten, so suchte er sein Unrecht wieder bei ihm gut zu machen, und schrieb ihm einen Brief voll Hochachtungs-Bezeigungen und Entschuldigungen wegen des Vergangenen. Plato antwortete ihm hierauf mit edler Freimüthigkeit: „Nur Sklaven dürfen die Tyrannei fürchten, welche sie in Fesseln hält. Ich bin frei, fürchte sie also auch nicht; glaube übrigens, daß der wahrhaft weise Mann die Rache verabscheut, und daß schon der Reiz des Nachdenkens und der Wissenschaften allein hinreichend sein würde,

um ihn von so niedrigen Empfindungen, die nur schwache und gemeine Seelen einnehmen können, rein zu erhalten."

4. Joh. Kant.

Herr Kant ein Gottesgelehrter war,
In schwarzem Kleid, mit langem Bart und Haar,
So saß er in Krakau auf dem Lehrersitz,
So ging er einher, gegürtet, in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden stets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Nach Schlesien, in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in den Schrein, bestellte sein Haus,
Nahm mit sein Geld und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren schwarzen Tracht
Der Dokter durch der polnischen Wälder Nacht,
Da wimmeln plötzlich um ihn zu Fuß, zu Roß,
Die Räuber mit todbringendem Geschoß;
Rasch stürmen auf den Biedermann sie ein,
Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein.
Doch ruhig steigt Johannes von dem Roß,
Und eh' sie's fordern, gibt er sein Gut dem Troß.
Den vollen Reisebeutel reicht' er dar,
Darin bei Groschen manch' blanker Thaler war,
Vom Halse löst er ab die goldne Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Barett,
Den Ring vom Finger, und alles Schmuckes bar
Fleht um sein Leben er zu der Räuber Schar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust
Und schüttelt ihn mit derber Räuberlust:
„Gabst du auch alles?" rief er, „Hast du weiter nichts?"
„Nein!" sprach in Todesangst der Arme, „weiter nichts!"
Da stoßen sie ihn hinein in den schwarzen Wald,
Und in der Angst stürmt fort er ohne Halt,
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum

Hinab an des langen Kleides vorderem Saum,
Wo eingenäht, verborgen und unentdeckt
Sein goldener Sparpfennig sich versteckt.
Nun ward es um's Herz dem Manne wieder leicht,
Denn mit all dem Gelde er die Heimath erreicht.
Doch plötzlich rief er: Hast du nicht gelogen, Kant?
Dies einz'ge Wort ihm auf der Seele brannt',
Vergessen war der Heimath fröhliche Lust,
Denn einer schmählichen Lüge war er sich bewußt.
Und hastig eilt er zurück auf denselben Platz,
Wo die Räuber noch immer theilen seinen Schatz.
Und wie sie lagern im Kreise und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit eiligem Schritt.
Er stellt demüthig sich vor die Räuber hin
Und sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!"
Mit diesen Worten riß er den Saum vom Kleid,
Reicht ihnen das Gold und bittet ganz beschämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet! Nehmt!"
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten über den Tropf,
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes starres Auge thaut.
Auf springen sie, dann werfen sich all' auf's Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet, denn Gott ist hie.
Bald aber regt sich emsig die ganze Schar,
Der reicht den Beutel, der die Kette dar,
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück von ihrem Räubergewinnst,
Johannes mußte nur sein auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.
Er scheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd
Und wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.

G. Schwab.

b. Lehren.

1. Rousseau sagt: „Niemals taugen schlechte Charaktere zu etwas Gutem, es sei, was es wolle.“ Welches ist nun der Weg zur Begründung eines guten Charakters? Darauf antwortet Kant: „Ein Hauptzug der Gründung des Charakters der Kinder ist Wahrhaftigkeit. Ein Mensch, der lügt, hat gar keinen Charakter. Manche Kinder haben einen Hang zum Lügen, der gar oft von einer lebhaften Einbildungskraft hergeleitet werden muß.“

Ja, Wahrhaftigkeit ist das hervorragendste Zeichen der Rechtschaffenheit und eines guten Charakters. Der ist kein großer Mann, der nicht durchaus wahr ist, d. h. der das nicht wirklich ist, was er zu sein scheint. Ein berühmter Amerikaner, Granville Sharp, verdankt seinen Ruhm seinem Lieblingsgrundsatz: „Versuche, immer das wirklich zu sein, was du zu scheinen wünschest!“ Jedermann, der sich selbst achtet und auf die Achtung Anderer Werth legt, wird obigen Grundsatz bethätigen. Cromwell sagte einmal zu Bernard, einem nicht allzu gewissenhaften Advokaten: „Verlassen Sie sich nicht zu sehr auf Ihre Schlauheit; diese Eigenschaft kann Sie irre leiten, die Redlichkeit nie.“ Menschen, deren Worte ihren Handlungen widersprechen, genießen bei Andern keine Achtung und was sie sagen, hat kein Gewicht.

Ein Knabe war einst allein in einem Zimmer, in dem einige Körbe voll schöner Birnen waren. Er nahm keine davon. Jemand fragte ihn nachher, warum er keine eingesteckt habe, da es doch Niemand gesehen hätte. Er antwortete: „Allerdings war Jemand da, nämlich Ich selbst, und ich will nicht eine unehrliche Handlung von mir selbst ansehen.“ Der Knabe war gut erzogen.

Es ist gleichgültig, ob eine Unwahrheit oder Unehrlichkeit entdeckt werde, oder nicht. Immerhin fühlt der betreffende Mensch, der sie verübt hat, sich selbst erniedrigt; er fühlt sich als ein Schuldiger; dieses Schuldbewußtsein verfolgt ihn und die eigenen Vorwürfe und Gewissensbisse sind sein unvermeidliches Loos.

2. Umgekehrt aber besitzt der Wahrhaftige und Rechtschaffene in Folge seines guten Gewissens eine Heiterkeit und Seelenruhe, die ihn wahrhaft beglücken; er hat, bildlich ausgedrückt, den Himmel in sich. Und so wie er sich selbst achtet, wird er auch von der ganzen Welt geachtet und geliebt. Was er sagt, das gilt, als wären seine Worte von Gold. Dem Uebel kann er wehren, das Gute befördern und das Wohl seiner Mitmenschen und des ganzen Vaterlandes begründen. Noch über sein Grab hinaus wird sein Name mit Ehrfurcht und Liebe genannt, und er wird der Nachwelt als Vorbild gepriesen. „Ehrlich währt am längsten."

3. Darum, o Jugend, sei wahrheitsliebend, aufrichtig und ehrlich; hasse die Lüge als eine Schlange, die dich vergiftet. Wer lügt, der stiehlt auch. Darum meide auch die kleinste Lüge. Es ist aber schon eine Lüge und Unehrlichkeit, wenn ein Schüler in der Schule oder zu Hause die Lösung seiner Aufgaben nicht selber besorgt, sondern abschreibt oder abguckt. Mit solchen und ähnlichen kleineren Lügen wird der Anfang zu größeren gemacht. Der Lehrer soll darum auch beid en kleinsten Anfängen der Lüge die größte Strenge beobachten.

c. Sprüche.

1. Leget ab die Lügen und redet die Wahrheit, ein
   Jeglicher mit seinem Nächsten. (Eph. 4, 25.)
2. Wer gegen sich selbst und Andere wahr ist und bleibt,
   Besitzt die schönste Eigenschaft der größte Talente. (Göthe.)
3. Gerader Sinn geht über alle Sitte
   Und wächst auch wild auf, wie der Baum im Wald. (Halm.)
4. Rein sei dein Herz! Das Heil'ge wohnt nicht
   Im Haus der Lüge. Wen möchtest du betrügen
   Durch Heuchelei? Die Welt? Die dir doch endlich
   Die Larve vom Gesicht wird ziehn? Dich selbst?
   Kann auch ein Menschenkind sich selbst entfliehn? (Jakobs.)
5. Halt aufrecht, lieber Sohn, den Wuchs und deinen Geist,
   Daß du von gradem Sinn und graden Gliedern seist.

Die falſche Demuth ſenkt, die Tücke ſenkt ihr Haupt;
Dem freien Muth hat Gott emporzuſchauen erlaubt.
(Rückert.)

6. Magſt du die Lüge noch ſo klug
In das Gewand der Wahrheit kleiden,
Der Dümmſte iſt nicht dumm genug,
Um beide nicht zu unterſcheiden. (Bodenſtedt.)

7. Wer einmal lügt, muß oft zu lügen ſich gewöhnen;
Denn ſieben Lügen braucht's, um eine zu beſchönen. (Rückert.)

8. Wahrhaftigkeit iſt die Blüthe der ſittlichen Stärke. Schwächlinge müſſen lügen, ſie mögen es haſſen, wie ſie wollen. Ein Drohblick treibt ſie mitten in's Sündengarn.
(Jean Paul.)

9. Dies über alles: „Sei dir ſelber treu,
Und daraus folgt, ſo wie die Nacht dem Tage:
Du kannſt nicht falſch ſein gegen irgend wen.
(Shakeſpeare.)

B. Pflichten des Kindes gegen ſeine Eltern und Lehrer.

1. Die Liebe.

a. Beiſpiele: 1. Ein Schweizermädchen. — 2. Die Tochter des Dichters. — 3. Honorie. — 4. Kiefun. — 5. Kindespflichten.

1. Ein Schweizermädchen.

Unweit dem Buſen des Vierwaldſtätter See's in der Schweiz, welcher ſich zwiſchen Ramſtadt und dem Lopperberge hin erſtreckt, lebte im „äußern Feld" in ſtiller Verborgenheit ein redlicher Greis, Kaſpar Engelberger, beigenannt „der alte Trommler", weil er in früheren Jahren dieſe Stelle bei der Landmiliz gehabt hatte. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter. Der jüngere Sohn war mit der Gicht behaftet. Dieſen und den alten Vater verpflegten die beiden ältern Kinder. Da brachen 1798 die franzöſiſchen Horden in die Schweiz ein, um auch dieſes glück-

liche Land zu unterjochen und zu verderben. Der redliche Greis vernahm mit Entsetzen diese schreckliche Kunde, und da ihm die Ehre und Freiheit seines Vaterlandes viel lieber waren, als das Leben, so raffte er, als die Sturmglocke alle wehrhaften Männer und Jünglinge unter die Waffen rief, sich auf, ergriff seine alte Trommel und wirbelte den Sturmmarsch mit solcher Kraft, daß Berg und Thal wiederhallten. Der ältere Sohn zog aus mit den Scharfschützen; nur Anna blieb zurück, um des kranken Bruders zu warten. — Der Morgen des furchtbaren 9. Sept. erschien. Der weit überlegene und zudem kriegskundigere Feind überwältigte auch den heftigen Widerstand des heldenmüthigen Häufleins der Unterwaldner; diejenigen, welche den Kampf überlebt hatten, retteten sich in die Hochgebirge; der alte Kasper schleppte sich nach seiner Hütte zurück; aber sogleich war auch der nachdringende, wüthende Feind da. Geld sollte nun der Greis schaffen. Das hatte er nicht. Während er Schränke und Thüren öffnete, um den gierigen Franzosen das vergebliche Nachsuchen zu erleichtern, hörte er hinter sich einen Schuß fallen und erblickte seinen kranken Sohn, neben der Schwester sich im Blute wälzend, wurde aber sogleich auch selbst durch Bajonnetstiche und Kolbenstöße zu Boden geworfen und blieb ohnmächtig liegen. Die Tochter hatte noch so eben Zeit gewonnen, den Unmenschen zu entfliehen und sich zu verstecken. Als sie aber das Knistern und Prasseln der Hütte hörte, die von den Feinden unterdessen in Brand gesteckt worden war, eilte sie wieder hervor, half dem Greise, dem die Besinnung zurückgekehrt war, auf die Füße und führte ihn in's Freie. Aber kaum hatten sie die flammende Hütte verlassen, so stürmte auch schon ein neuer Franzosenhaufe daher. Einer dieser Wütheriche zuckte schon den Säbel, um den Greis niederzuhauen, als die Tochter den schwankenden Vater mit beiden Armen umschlang und rief: „Mich bringe um, du Unmensch! das steht dir frei; aber so lange ich lebe, meinen Vater nicht!“ Ueber diesen Heldenmuth in weiblicher Seele erstaunt, sprang einer der edleren Franzosen hervor, schlug dem Mörder den Säbel aus der Hand, und rettete die fromme Anna und ihren Vater in ein Schiff, das sie nach Luzern in Sicher-

heit brachte. — So fand sich der gute Alte mit Einem Male alles seines Eigenthums beraubt, hinausgeworfen aus dem heimathlichen Thal, und dem ungewissen Schicksal preisgegeben. Aber die Noth sollte jetzt ein Ende haben. Der Greis und seine Tochter fanden gastfreundliche Aufnahme bei guten Menschen. Der Kriegssturm brauste vorüber. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts ging wieder ein freundlicher, trostreicher Morgen über den Bergen und Thälern der Schweiz auf. Was die französischen Vandalen in Schutt und Graus gestürzt hatten, das baute die christliche Großmuth und vaterländischer Treusinn wieder auf. Der alte Engelberger erlebte noch das Aufblühen seines verwüsteten Vaterlandes, und genoß in seinem neu aufgezimmerten Häuschen bei Ramstadt noch Tage der harmlosen Ruhe, bis er, von der treuen Tochter gepflegt, sie im Frieden beschloß.

2. Die Tochter des Dichters.

In jener unglücklichen Zeit der französischen Revolution, wo Blutmenschen in Frankreich die Oberhand gewonnen hatten, warb einer dieser Bösewichte, der in einem der damaligen Blut-Gerichte den Vorsitz führte, um des liebenswürdigen Dichters Cazotte schöne, tugendhafte, neunzehnjährige Tochter Elise. Voll Schauder wies sie den Nichtswürdigen zurück. Dieser aber, von Rache glühend, schmiedete sogleich eine falsche Anklage gegen die Tochter und den Vater, ließ Beide auf einen Karren werfen, und in die größte Mördergrube nach Paris schleppen. Zwei Tage und zwei Nächte hatten sie hier auf den kalten Steinen in den feuchten Gewölben jämmerlich zugebracht, als sie nun vor das Blut-Gericht geführt wurden. Elisens Schönheit und Unschuld machten aber doch einen so unwiderstehlichen Eindruck auf die grausamen Richter, daß sie am 26. August 1792 sie von aller Schuld freisprachen und aus dem Kerker entließen. Da man jedoch dem Vater nicht dieselbe Gerechtigkeit wollte widerfahren lassen, flehte Elise so lange, bis man ihr gestattete, in das Gefängniß zurückzukehren, um den Vater zu trösten und zu pflegen. Da dunkelten die gräßlichen Septembertage (2. u. 3.)

hinein. Mit Picken, Keulen, Dolchen, Schwertern, Aexten Beilen und Kartätschen wurden Tausende von Gefangenen niedergemacht. Auch Cazotte ward unter diese unglücklichen Menschen hinausgestoßen. Schon waren die Schwerter gezückt, den Greis zu durchbohren, als die Tochter herbeiflog, sich um den Hals des Vaters warf, ihn mit ihrem Körper bedeckte und ausrief: „Mir erst müßt ihr das Herz durchbohren, ehe Ihr meinen unschuldigen Vater tödtet!" — Wie von einer überirdischen Erscheinung geblendet, wichen die Mörder zurück. Das umstehende Volk schrie: „Gnade! Gnade!" der Greis war für dies Mal gerettet. „Nenne uns", rief die Rotte wie verwandelt und begeistert, „deine Feinde! Wir wollen Euch stracks an diesen Schurken rächen!" — Aber Cazotte antwortete: „Ich weiß nicht, wer mein Feind sein könnte, da ich Niemanden mit Willen beleidigt habe."

Dieser Sturm war vorübergegangen. Aber schon drohte ein noch schrecklicherer. — Danton, jenes nur zu bekannte Ungeheuer, wüthete, daß ihm und seinen Spießgesellen das dem Tode bestimmte Opfer nun dennoch entgangen sein sollte. Er schmiedete also unverweilt eine neue Anklage, und ließ den Greis auf's Neue verhaften. Elise ward mit Gewalt aus des Vaters Armen gerissen, und von der Thüre des Kerkers zurückgestoßen. Aber sie eilte auf das Rathhaus und zum Minister, und erwarb sich endlich durch ihre Thränen die Erlaubniß, ferner des Vaters Gesellschaft und Pflegerin sein zu dürfen. Dieser wurde jedoch von Neuem vor das Blutgericht gestellt, seine Vertheidigung nicht berücksichtigt, und er sogleich zum Tode verurtheilt. Um zu dem letzten Gange Kräfte zu sammeln, da er gänzlich erschöpft war, erlaubte man ihm noch, sich auf das Pflaster des Richthauses in einem Winkel hinzustrecken, wo er drei Stunden lang im tiefsten Schlafe liegen blieb. Elisen aber, deren siegreiche Schönheit und Unschuld auch dies Mal wohl den Vater noch würde haben retten können, hielten die vorsichtigen Bösewichter so lange im Kerker verschlossen, bis (12. Sept. 1792) das Haupt des Greisen unter der Guillotine gefallen war. Dann öffneten sie die Pforte und überließen sie ihrem Schmerze.

3. Honorie.

Am 4. Juli 1811 brannten in dem franzöſiſchen Dorfe Pontoiſe (Pontoahs) bei Noyon vier Wohnhäuſer ab. In einem derſelben befand ſich während des Brandes ein ſchwacher, blinder, 73jähriger Greis, Namens Gohard, den man in der Eile der Flucht herauszuführen vergeſſen hatte. Als ſeiner 20jährigen Tochter, Honorie, beifiel, daß ſie ihn nicht habe aus dem Hauſe herausgehen ſehen, kehrte ſie zu demſelben zurück. Obſchon es bereits in lichten Flammen ſtand, ſteigt ſie doch durch ein inwendig verriegeltes Fenſter, deſſen Scheiben ſie mit ihren Händen einſchlägt, wodurch ſie ſich ganz blutig macht, hinein. Sie eilt nun auf ihren Vater zu, bei dem die Flamme ſchon ganz nahe war, umſchlingt ihn mitten um den Leib, ſchleppt ihn mit ſich fort, und trägt ihn durch die Flammen zum nämlichen Fenſter hinaus, durch welches ſie hineingeſtiegen war, und ſo gelingt es ihr, ihn völlig unbeſchädigt in der Straße niederzuſetzen. Erſchöpft durch dieſe übernatürlichen Anſtrengungen — denn ihr Vater war groß von Wuchs, ſie aber jung, zartgliedrig und klein — und vor Freude, ihren Vater glücklich gerettet zu ſehen, fällt ſie in Ohnmacht; jedoch kommt ſie auf die angewandten Mittel wieder zu ſich. Jetzt wirft ſie ſich zu den Füßen ihres Vaters nieder mit den Worten: „Wie bin ich doch ſo glücklich! Immerhin mag das Haus jetzt die Flamme verzehren! Du biſt gerettet; der Verluſt alles Uebrigen macht mir keinen Kummer.“ Sie dachte hiebei ſo wenig an ſich ſelbſt, daß ſie weder darauf achtete, wie das Blut aus den Wunden floß, die ſie ſich durch das Einſchlagen der Glasſcheiben verurſacht hatte, noch daß ihr der Verluſt ihrer Kleidungsſtücke und alles deſſen, was ſie beſeſſen, den geringſten Kummer machte.

4. Kiefun.

Ein Mandarin[1]) ward wegen Räubereien
Zum Schwert verdammt. Kiefun, ſein Sohn,
Warf ſich vor des Beherrſchers Thron
Und bat um ſeines Vaters Leben.

„Ich weiß, er ist des Todes werth!
Doch, mußt du dem Gesetz ein Opfer geben,
Hier ist es. Weihe mich dem Schwert,
Und laß ihn los.“ Mit scheinbar strenger Miene
Sprach der Monarch: „Dein Wunsch ist dir gewährt.
Man führ' ihn auf die Todesbühne!“ [2])
Der Jüngling küss't entzückt des Kaisers Hand
Und springet auf. „Halt!“ rief der Fürst voll Freude,
„Den Vater schenk ich dir, und dich dem Vaterland.“
Er küsset ihn und hängt sein eignes Halsgeschmeide
Dem Helden um. Beschämt ergreift er den Talar [3])
Des Kaisers. „Herr, erlaß mir diese goldne Bürde,“
Sprach er, „die täglich mit erinnern würde,
Daß einst mein Vater schuldig war!“ (Pfeffel.)

5. Kindespflichten.

Zum Propheten kam ein junger Mann und sprach:
Gottgesandter, meine Mutter, alt und schwach,
Lebt bei mir, ich geb' ihr Wohnung und Gewand,
Trank und Speise geb' ich ihr mit meiner Hand,
Hebe sie auf meinem Arm und pflege sie
Sommers kühl und Winters warm und lege sie.
Hab' ich vergolten? Der Prophet sprach: Nein,
Nicht vergolten, aber wohlgethan und fein,
Nicht den zehnten Theil vergalteſt du, mein Sohn,
Gott gebe dir für's Kleine großen Lohn. (Rückert.)

b. Lehren.

1. Die schönste Tugend und die größte Pflicht eines Kindes ist die Liebe zu seinen Eltern.

1) Ein von den Portugiesen aus dem lateinischen mandare (beauftragen) gebildetes Wort, um einen Beamten in China zu bezeichnen. Den Chinesen selbst ist das Wort fremd, da sie die Buchstaben D und R gar nicht aussprechen können. — 2) Schaffot. — 3) Ein langes, bis auf die Knöchel (talos) herabwallendes Kleid, wie es auch die Dichter in alten Zeiten trugen.

Worin besteht sie? Sie besteht in dem, was du thust, um deine Eltern zu beglücken, zu erfreuen, ihr Schicksal zu verschönern, ihr Wohl zu befördern und ihr Leiden zu mildern. Ein Kind zeigt erst dann wahrhafte Liebe, wenn es das Wohl der Eltern höher hält, als das eigene. Um den Eltern eine Freude zu bereiten, wird ein gutes Kind gern und willig seine eigenen Freuden, Wünsche und Vergnügungen opfern. Ja, es wird sogar durch dieses Opfern beglückt. Ein gutes Kind liebt seine Eltern sogar auch dann noch, wenn sie ungerecht gegen dasselbe sind. Die Liebe hilft über Alles hinweg und kann Alles. Kinder, die ihre Eltern mißhandeln, thun das Entsetzlichste, das es gibt.

2. Und wie viele ungerathene Kinder gibt es noch, die durch ein schlechtes Leben ihre Eltern betrüben und vorzeitig in's Grab bringen! Wer sich so an seinen Eltern versündigt, wird nie wieder ruhig werden; das Andenken daran lastet wie ein Fluch auf seiner Seele und kann durch keine Reue, ja selbst nicht durch Besserung hinweggebannt werden. — Kindliche Liebe zu deinen Eltern beschützt dich in deinem Leben; sie ist dir ein Schild gegen das Böse, ein Panzer gegen die Versuchung, ein Licht in der Nacht, ein Leuchtthurm im stürmischen Meer deines Lebens.

Verehre deine Eltern und gehorche ihnen in deiner Jugend. Sie gaben dir das Leben, sie gaben dir Nahrung und Freuden, da du ihnen noch nichts geben konntest als Sorge und Angst.

Sie wachten für die Güte deines Herzens und bildeten schon dich für die Ewigkeit, da du noch kaum das irdische Leben kanntest.

Gehorche ihnen; ihr Wille sei der deinige; in der Liebe zu deinen Eltern entwickelt sich auch deine Liebe zu Gott.

Wer seinen Vater von Herzen ehrt, wer seine Mutter von Herzen liebt, der ist zu allem Gutem und Großen fähig. Seine Ehrfurcht ist der starke Schutzengel der kindlichen Unschuld und der eiserne Stab, an welchem sich auch der Gefallene wieder aufrichtet.

Gehorche Vater und Mutter mit freudiger Seele und ohne Murren, denn was dir zum Besten dient, wissen sie am besten. Sie mögen dich belohnen oder strafen, immer ist es ihre Liebe, die dich belohnt, ihre Liebe, die dich bestraft.

Ehre deine Eltern, auch wenn du nicht mehr ihrer Leitung unterworfen bist, und vergiß nie, was sie dir Gutes thaten; Ach! sie haben so lange und nur für dich gelebt, lebe nun dankbar auch für sie.

Ehre den Vater, der Deinetwillen schon manche sorgenvolle Nacht durchwachte, wenn du kummerlos schliefst; der für dich betete, wenn du freudig deinen Spielen nachjagtest; der sich manche Freude versagte, um sie dir aufzusparen, der manchen Tropfen Schweißes vergoß, um dir in der Welt ein gemächliches Loos zu verschaffen.

Ehre die Mutter, welche dich mit Schmerzen gebar und schon über deiner Wiege Thränen der Liebe und des Kummers weinte. Womit willst du diese Liebe, diesen Kummer, diese Thränen vergelten, wenn nicht mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit für ihre spätern Tage?

Denke, wenn du einen frohen Säugling an seiner Mutter Busen erblickst: so lagst auch du einst hülflos an der Brust der deinigen und von Niemandem so heiß geliebt, als von ihr.

Denke, wenn du eine Mutter voll Entzückens mit ihrem Kinde tändeln, oder sie mit bleich gehärmter Wange am Krankenlager ihres Lieblings siehst: so empfand auch deine Mutter für dich das gleiche Entzücken, den gleichen Schmerz!

Ach! wie könntest du ihr die zärtliche Ehrerbietung verweigern, welcher unter allen Menschen auf Erden du das Höchste schuldig bist!

Ehre Vater und Mutter, und sei im Alter ihre Pflege, ihr Versorger, ihr Freund und Beschützer. Gib ihnen in ihrem hohen Alter die frohen Stunden zurück, die sie dir als Kind gaben; ernähre sie und verbanne die Sorgen von ihrem Herzen, so wie sie auch deiner ehemals pflegten und schonten; opfere dich für sie auf, wie sie einst für dich sich geopfert haben.

Ehre deine Eltern; mögen ſie auch ihre Fehler haben, verdecke ſie liebevoll, beurtheile ſie ſchonend; ſie haben ja des Guten ſo viel für dich gethan, ſie haben ihr Alter mit Ehren erreicht; könnteſt du jetzt ihr ſtrenger Sittenrichter werden?

Verhülle ihre Unvollkommenheiten und Schwächen, denn die Ehre deiner Eltern iſt deine Ehre! Erinnere dich, wie auch ſie ehemals ſo lange Geduld mit deinen Unarten und Schwächen getragen haben und dich nicht verachteten, ſondern mit treuer Zärtlichkeit dir zugethan blieben.

Ehre deine Eltern! Ehre ſie mit frommem Andenken, auch wenn ſie nicht mehr ſind. Ehre ſie noch durch ein rühmliches Leben nach ihrem Tode. Ach! du warſt vielleicht ihre letzte Sorge, ihr letzter Kummer, ihre letzte Freude, ihr letztes Gebet! So ſei ihr Grab noch ein Heiligthum; ſo ſei ihr Name und die Erinnerung ihres liebevollen Lebens noch dein Stolz, noch deine Freude! (Sprüche der Dichter.)

b. Sprüche.

1. In der Liebe zu deinen Eltern entwickelt ſich deine Liebe zu allem Guten.
2. Ein weiſer Sohn erfreuet den Vater;
   Aber ein thörichter iſt der Kummer ſeiner Mutter.
   (Spr. der Weisheit.)
3. Wer ſeinem Vater und ſeiner Mutter flucht,
   Deß Leuchte verlöſcht in ſchwarzer Finſterniß.
   (Spr. der Weisheit.)
4. Du ſollſt Vater und Mutter ehren, damit du auf Erden lange lebeſt. (2. Moſ. 20, 12.)
5. Das Auge, das den Vater verſpottet und die Mutter verhöhnt, das müſſen die Raben des Thales aushacken und die jungen Adler freſſen. (Spr. Sal. 30, 17.)

2. Die Dankbarkeit.

a. Beiſpiele: 1. Markus Aurelius. — 2. Die königliche Schülerin. — 3. Er war einſt mein Lehrer. — 4. Kurzhagen. — 5. Der blinde König.

1. Markus Aurelius. † 201 v. Chr.

Der römiſche Kaiſer Markus Aurelius hegte ſtets die größte Hochachtung und Dankbarkeit gegen ſeine Lehrer, und was ſein Herz für ſie empfand, davon zeugten auch ſeine Handlungen. So bat er ſich für Fronto und den Ruſticus Ehrenſäulen von dem Senate aus, und erhob den Julius Proculus zu der Würde eines Conſuls. Als die Dürftigkeit des Letztern mit dieſer Würde, welche zu den erſten im römiſchen Staate gehörte, ſich nicht zu vertragen ſchien, gab er die zu deſſen ſtandesmäßiger Lebensart erforderlichen Koſten aus ſeinen eigenen Mitteln her. Dieſen ſeinen Lehrer hielt er auch ſo werth, daß er ihm, ſo oft er ihn ſah, mit einem Kuſſe ſeine Ehrfurcht bezeigte, und ihn vor allen übrigen Vornehmen immer zuerſt zu grüßen pflegte. Einen andern ſchönen Beweis ſeiner dankbaren Geſinnungen gegen ſeine Lehrer legte er dadurch ab, daß er ihre Namen mit großen Lobſprüchen ſeinem unter dem Titel: „Betrachtungen über ſich ſelbſt“ geführten Tagebuche vorſetzte und öffentlich bekannte, wie vortreffliche Männer ſie in ihren Geſinnungen geweſen, wie rechtſchaffen ſie an ihm in ſeiner Jugend gehandelt, und wie viele Verdienſte ſie um ſein ſittliches Wohlſein hätten. Nachdem er ſie, ſo lange ſie lebten, mit Ehre und Gütern überhäuft hatte, ließ er nach ihrem Tode ihre Bildniſſe aus Gold verfertigen, ſtellte dieſelben unter die Hausgötter ſeiner Kapelle, beſuchte ihre Gräber, beehrte dieſelben mit Opfer, und beſtreute ſie mit Blumen.

2. Die königliche Schülerin.

Ein ſchon ziemlich bejahrter Schreibmeiſter, welcher der vor mehreren Jahren verſtorbenen, allgemein verehrten Königin Louiſe von Preußen in ihrer Jugend zu Darmſtadt im Schönſchreiben Unterricht ertheilt hatte, faßte den Entſchluß,

nach Berlin zu reisen, um die Freude zu haben, seine Schülerin vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Er kam in Berlin an, und ließ sich bei der Königin als ein alter Bekannter aus Darmstadt melden. Die Königin ließ ihn sogleich vor sich kommen, und freute sich sehr, ihn wieder zu sehen. Sie unterhielt sich einige Stunden mit ihm, und auch der König, der dazu kam, nahm Antheil an ihrem Gespräche. Die Königin fragte ihn endlich, ob er denn kein Anliegen habe, indem sie sich nicht vorstellen könne, daß er so ohne alles Interesse diese weite Reise unternommen habe. Allein er versicherte, daß er nichts brauche, sondern sein gutes Auskommen habe, und daß der einzige Beweggrund seiner Reise gewesen sei, seine ehemalige Schülerin nun als Mutter zu sehen. Der König machte ihm hierauf den Vorschlag, daß er die Merkwürdigkeiten Berlins sehen, und um Ein Uhr sich wieder einfinden, und zu Mittag mit ihnen essen sollte. Der alte Mann nahm aber Anstand, das Letztere anzunehmen, und entschuldigte sich. Allein der König wiederholte es ihm in vollem Ernst, und sagte ihm noch, sie wären ganz allein; er solle nur kommen. Der Schreibmeister fand sich also wirklich zur bestimmten Zeit ein, und aß mit an des Königs Tafel. Als sie aufstanden, übergab ihm die Königin ein kostbares goldenes Etui, auf welchem ihr mit Edelsteinen eingefaßtes Bildniß befindlich war, und sagte zu ihm: „Nehmen Sie, mein lieber alter Lehrer! diese Kleinigkeit zum Andenken von Ihrer ehemaligen Schülerin, die sich recht herzlich freut, ihrem Lehrer noch einmal danken zu können.“ Der alte Mann, im höchsten Grade überrascht und gerührt, konnte keine Silbe hervorbringen; einige Thränen, die ihm über die Wangen herabrollten, zeigten zur Genüge seine dankbaren Gefühle. Der König sagte ihm hierauf noch, daß dafür gesorgt sei, daß er, sobald es ihm beliebe, von Berlin nach Darmstadt mit Extrapost frei zurückreisen könne.

3. Er war einst mein Lehrer.

Der Erzherzog Karl von Oestreich erfuhr einst, daß sein ehemaliger Lehrer, der kaiserliche General Spanochi, in

franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen ſei. Sogleich ſchrieb er an den Obergeneral Moreau: „Ich weiß es, es iſt nicht Kriegsgebrauch, die Befreiung eines tapfern Generals, der in Kriegsgefangenſchaft gerathen, zu begehren; allein meine Pflicht fordert mich auf, mich für den General Spanochi zu verwenden. Er war einſt mein Lehrer, als ſolcher hat er meine ganze Hochachtung!“ — Gerührt durch dieſen Zug edler Dankbarkeit antwortet Moreau: „Meine unbegrenzte Hochachtung Ihro Königlichen Hoheit zu bezeugen, gebe ich ſogleich Befehl, daß der wackere General Spanochi in 48 Stunden in Wien eintreffen muß.“

4. Kurzhagen.

Der Rittmeiſter Kurzhagen im Ziethen'ſchen Leibhuſarenregiment war eines märkiſchen Landmannes Sohn, der an der mecklenburgiſchen Grenze wohnte, und hatte ſein Emporkommen weder ſeinem Geld, noch ſeinen vornehmen Gönnern, ſondern einzig ſeinen ſchönen Verdienſten zu verdanken. Als ihn nun eines Tages König Friedrich fragte: „Von was für einem Hauſe ſtammt Er ab?“ — antwortete Kurzhagen: „Von gar keinem, Eure Majeſtät; meine Eltern ſind gemeine Landleute, aber ich möchte ſie um keine andern Eltern in der Welt vertauſchen.“ — „Das heißt edel gedacht,“ ſprach der Monarch, und eine Freudenthräne floß über ſeine Wangen herab. Bei ſeiner Rückkunft aus dem ſiebenjährigen Krieg ritt Kurzhagen mit ſeiner Schwadron in Parchim ein, wo er ehemals als gemeiner Huſar geſtanden. Seine alten Eltern erwarteten ihn auf dem Marktplatz. Sie ſehen, vom Pferd ſteigen, ſeinem Lieutenant die Schwadron übergeben und die Eltern öffentlich umarmen, war eins. Er behielt ſie nachher lebenslang bei ſich, und ließ ſie ſtets an ſeiner Tafel ſitzen, auch wenn der vornehmſte Beſuch da war. Hieran ſtießen ſich einige adeliche Junker und murrten ſo laut darüber, daß es vor die Ohren des Generals Ziethen kam. Dieſer begab ſich darauf zu Kurzhagen, ſagte ihm, er wolle ſich bei ihm zu Gaſte laden, und werde ſich freuen, wenn er auch die anderen Offiziere der Garniſon bei ihm treffe. Das Mahl wurde bereitet, Ziethen

traf bei Zeiten ein, und als vor der Tafel die geladenen Offiziere im Kreiſe herum ſtanden, ſagte er zu Kurzhagen: „Wo ſind denn Ihre würdigen Eltern? Ich weiß, daß ſie gewöhnlich mit Ihnen ſpeiſen; Sie werden mich hoffentlich nicht unter diejenigen rechnen, um derenwillen Sie eine Ausnahme machen müßten.“ Darauf ging er ſelbſt in's Nebenzimmer, holte die alten Leute herbei, und führte ſie an einen Ehrenplatz. Während der Mahlzeit drückte er dem alten Vater mehrmals traulich die Hand und ſtand endlich, das Glas in der Hand, auf, mit den Worten: „Meine Herren! auf das Wohl dieſer würdigen Alten, der braven Eltern eines braven und verdienſtvollen Sohnes!“ So ehrte Ziethen, ſelbſt ein liebender Sohn, die kindliche Liebe ſeines wackeren Rittmeiſters!

5. Der blinde König.

Was ſteht der nord'ſchen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in ſeinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bittrem Harme
Auf ſeinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland widertönt:

„Gib, Räuber, aus dem Felsverlies
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenſpiel, ihr Lied, ſo ſüß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Haſt du ſie weggeraubt,
Dir iſt es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt.“

Da tritt aus ſeiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er ſchwingt ſein Hünenſchwert[1]) empor

1) Hiune hieß im Mittelalter: Rieſe, wahrſcheinlich in Bezug auf die ungeſchlachten Hunnen, welche Deutſchland im 5. Jahrhundert heimſuchten.

Und ſchlägt an ſeinen Schild:
„Du haſt ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient ſo mancher Fechter,
Und keiner kämpft um ſie?“

Noch ſtehn die Fechter alle ſtumm:
Tritt keiner aus den Reihn,
Der blinde König kehrt ſich um:
„Bin ich denn ganz allein?“ —
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn ſo warm:
„Vergönn mir's, daß ich fechte!
Wol fühl' ich Kraft im Arm.“ —

„O Sohn! der Feind iſt rieſenſtark,
Ihm hielt noch keiner Stand;
Und doch in dir iſt edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie iſt der Skalden [1]) Preis.
Und fällſt du, ſo verſchlinge
Die Fluth mich armen Greis!“

Und horch! es ſchäumet und es rauſcht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König ſteht und lauſcht,
Und alles ſchweigt umher;
Bis drüben ſich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeſchrei und Toben
Und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis ſo freudig bang:
„Sagt an, was ihr erſchaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab ſo ſcharfen Laut.“ —

1) Dichter oder Sänger der alten nordiſchen Deutſchen.

„Der Räuber iſt gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn,
Heil dir, du Held vor allen,
Du ſtarker Königsſohn!"

Und wieder wird es ſtill umher,
Der König ſteht und lauſcht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauſcht."
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
Mit ſonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

„Willkommen!" ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab.
„Nun wird mein Alter wonnig ſein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legſt mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du befreite,
Singſt mir den Grabgeſang." Uhland.

b. Lehren.

1. Man iſt dankbar gegen Jemand, wenn man das von ihm empfangene Gute mit Worten und Thaten vergilt. Wenn der Edle ſchon Böſes mit Gutem vergilt, wie viel mehr ſollen wir Gutes mit Gutem vergelten!

2. Das meiſte Gute haben wir von unſern Eltern empfangen; viel Gutes auch von den Lehrern; alſo ſchulden wir ihnen auch die größte Dankbarkeit. Die Wohlthaten der Eltern, ihre Sorge, ihre Liebe, ſind unausſprechlich. Wenn die Kinder hülflos und ſchwach ſind, ſo ſind es die Eltern, die mit unermüdlicher Sorgfalt und Liebe ſie beſchützen und pflegen. Und mit welcher Angſt und Sorge wachen die Eltern am Krankenlager der Kinder; ſie opfern ihre Ruhe, ihre Bequemlichkeit, ihr Vergnügen, ihre Geſundheit für das Wohl ihrer Kinder. Mutter-

liebe iſt die ſtärkſte Liebe; ſie kennt keine Grenzen. Groß ſind auch die Wohlthaten, die wir von unſern Lehrern erhalten. Unſere Lehrer gewöhnen uns an Zucht und Ordnung und Fleiß; ſie bilden unſere Tugenden; ſie geben uns nützliche Kenntniſſe, ſind uns Führer und Leiter auf dem Lebensweg. Gute Kinder werden daher gegen Eltern und Lehrer dankbar ſein.

3. Wie werden ſie dieſes äußern? Sie zeigen es durch Wohlverhalten, Fleiß und Dienſtleiſtungen. Durch Wohlverhalten und Fleiß werden die jüngeren Kinder ihren Dank darbringen; durch Dienſtleiſtungen aber werden die erwachſenen Kinder ihren betagten Eltern danken. Wenn die Eltern alt und hinfällig werden, da ſollen die Kinder ihnen Troſt und Hülfe ſpenden. Kein guter Sohn und keine gute Tochter wird Vater und Mutter darben oder einſam und verlaſſen ihre letzten Lebensjahre dahintrauern laſſen. Es gibt keinen ſchönern Anblick, als Söhne und Töchter um das Wohl ihrer bejahrten Eltern wetteifern zu ſehen.

c. Sprüche.

1. Alles, was ich bin und habe
   Iſt der theuern Eltern Gabe:
   Schutz und Schirm in zarter Jugend,
   Leben, Bildung, Sitte, Tugend.
   Fordert ſolche Liebe nicht
   Dankbarkeit als höchſte Pflicht? (F.)
2. Es gibt nichts ſo Heiliges für den Menſchen, als ſeine Mutter. (Goltz.)
3. O ihr Glückſeligen, die ihr noch eine Mutter habt, ſie zu lieben, ihr zu danken. Die Mutter iſt eures Lebens wahrhaftige Erlöſerin, ſie iſt's, die eure hülfloſe Kindheit mit ihren Augen behütete und mit ihrem Herzen bewachte.
4. Wenn ſich die Menſchenbruſt darf Gottes Tempel nennen,
   Das Allerheiligſte iſt dann das Mutterherz. (K. Richter.)
5. Drei Sterne weiß ich, welche Licht
   Den letzten Nächten ſpenden;

Sie leuchten ſtill, ſie prahlen nicht,
Es iſt kein eitel Blenden.

Das Dunkel laſtet tief und ſchwer,
Was lindert deine Scheue?
Die Sonn' erloſch, doch nimmermehr
Der Stern der Muttertreue.

Am Abgrund irrſt du, ſiehſt ihn nicht
In Finſterniß verborgen;
Wer zeigt ihn dir? Aus Wolken bricht —
Der Stern der Mutterſorgen.

Wenn alle Welt den Armen läßt
Und wenn kein Wort ihm bliebe,
Am ewigen Himmel ſtehſt du feſt —
Stern heil'ger Mutterliebe.

O Mutterliebe, Sorg' und Treu'!
Nie ausgeſchöpfte Güte!
Und immer alt und immer neu,
Daß dich die Allmacht hüte! (Immermann.)

6. Haſt du die Mutter geſehn, wenn ſie ſüßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende ſorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge ſelbſt ſich für die Sorge belohnt?
(Schiller.)

7. Meiner Eltern Willen
Immer froh erfüllen —
Das ſei meine Luſt.

8. Gehorſam iſt die Haupttugend des Kindes, aus welcher die übrigen Tugenden leicht hervorgehen. (Dieſterweg.)

9. Verehre deine Eltern und gehorche ihnen in deiner Jugend.

10. Gehorche Vater und Mutter mit freudiger Seele, denn was dir zum Beſten dient, das wiſſen ſie am beſten. Sie mögen dich belohnen oder beſtrafen, immer iſt es ihre Liebe, die dich belohnt oder beſtraft.

C. Pflichten des Kindes gegen Geſchwiſter, Mitſchüler und Mitmenſchen.

1. Liebe zu den Geſchwiſtern und Mitſchülern.

a. Beiſpiele: 1. Der aus der Sklaverei befreite Bruder. — 2. Seid eben ſo gute Söhne als Brüder. — 3. Die kleine Heldin. — 4. Eine Schweſter ſtirbt für die andere. — 5. Das abgetretene Stipendium. — 6. Die Theilung.

1. Der aus der Sklaverei befreite Bruder.

Der berühmte engliſche General Elliot hatte im Jahr 1786 durch eine Geſandtſchaft und durch die Ehrfurcht, welche ſein Name einflößte, den Dey von Algier bewogen, vierzehn Engländer, welche ein Jahr vorher auf einem portugieſiſchen Schiffe von einem Seeräuber waren weggenommen und in Algier als Sklaven verkauft worden, wieder loszugeben. Einer von ihnen — er hieß John Williams (Dſchon Willjähms) — bediente ſich der erhaltenen Freiheit, ehe ſie von Algier abreisten, die verſchiedenen Sklavenbehältniſſe zu beſehen, und fand in einem derſelben ganz unvermuthet ſeinen älteren Bruder, den er lange für todt gehalten hatte. Die Freude des Wiederſehens, welche die beiden Brüder genoſſen, läßt ſich nur empfinden, nicht beſchreiben. Aber der ältere hatte die Kette ſchon zehn Jahre lang getragen, und unter der anſtrengenden Arbeit, die ihm ſein Herr auflegte, ſeine Kräfte und Geſundheit völlig zugeſetzt. Der jüngere Bruder konnte es nicht über's Herz bringen, ihn in einem ſo betrübten Zuſtande zurückzulaſſen. Das ſüße Geſchenk der Freiheit, und die Hoffnung, ſein Vaterland wiederzuſehen, verlor allen Reiz für ihn, weil ſein geliebter Bruder ſo elend war. „Weißt du was, Bruder!" — ſagte er zu ihm — „ich bin jung und ſtark. Ich kann eine ſolche Lebensart noch länger ausdauern. Kehre du ſtatt meiner nach England zurück; ich bleibe hier als Sklave. Gibt dir Gott Vermögen oder Freunde, ſo weiß ich gewiß, daß du für meine Loslaſſung ſorgen wirſt."

Der Kranke weigerte ſich lange; aber endlich gab er den Bitten ſeines jüngern Bruders nach, den er auch bald darauf aus der Sklaverei loskaufte.

2. Seid eben ſo gute Söhne als Brüder.

Während der Revolutionszeit wurde im Jahr 1793 die Stadt Lyon in Süd-Frankreich von den Republikanern belagert. Hier lebte ein glücklicher Vater zweier Söhne, von denen der eine nicht gar 15, der andere 12 Jahre alt war. Der ältere mußte das Gewehr tragen, und hatte ſich bei den Ausfällen gegen die Republikaner ſehr ausgezeichnet. Der Vater verlor ſchon während der Belagerung ſein Leben, und nur die Mutter blieb erhalten. Als Lyon einige Monate darauf eingenommen wurde, ſetzte man den Jüngling, weil er das Gewehr getragen hatte, in das unter dem Namen „der ſchwarze Keller" bekannt gewordene ſchreckliche Gefängniß, und verurtheilte ihn zum Tode. Sein jüngerer Bruder, der ihn überall geſucht und nirgends gefunden hatte, kam endlich auch an das Kellerloch, das auf die Straße Lafond hinaus geht, und rief ihm bei ſeinem Namen. Als der kleine Gefangene ſeines Bruders Stimme hörte, ſtreckte er, freilich vergebens, ſeine Hände durch das Gitter, um ihn zu umarmen, und dieſer richtete ſich auf den Zehen in die Höhe, um wenigſtens des gefangenen Bruders Hand berühren und küſſen zu können. — „O mein Bruder," — rief der jüngere — „dich wollen ſie umbringen, und ich ſoll dich nicht wiederſehen? Haſt du denn nicht geſagt, daß du noch nicht 15 Jahre alt biſt?" — „Ja, Bruder!" — antwortete jener — „ich habe Alles geſagt, aber ſie wollen nichts hören. Geh, und tröſte unſere gute Mutter! O, nichts macht mir mehr Kummer, als daß ich ſie krank hinterlaſſe. Sage ihr aber noch nicht, daß ich ſterben muß!" — Der Kleine zerfloß in Thränen. Er legte ſich auf die Erde nieder, winſelte und rief unaufhörlich: „Ach, er ſoll ſterben und iſt noch nicht 15 Jahre alt!" — Man drohete ihm, daß er ſchweigen und ſich entfernen ſolle; aber er blieb unbeweglich auf ſeiner Stelle, bis er durch eine Wache

mit Gewalt hinweggeriſſen, und vor einen der Kommiſſäre gebracht wurde. Zum Glück war dieſer nicht ganz taub gegen die Stimme der Menſchlichkeit. Er redete dem Knaben zu, ſich zu beruhigen, und ſich in ſein Geſchick zu fügen. — Aber wie konnte er das? — Er warf ſich nun, da alle ſeine Bitten zurückgewieſen wurden, nieder vor dem bisher Unerbittlichen, blickte zu ihm hinauf, und flehte ſo herzlich und ſo dringend: er möchte ihn doch für ſeinen Bruder ſterben laſſen, — daß dieſer gerührt wurde, ihn freundlich aufhob und einige Zeilen ſchrieb, die er ſogleich abſendete, indem er ihn warten hieß. Nach einer Viertelſtunde erſchien der Gefangene, begleitet von einer Wache, aber ohne Feſſeln. — „Gott im Himmel," — riefen beide — „mein Bruder!" — Sie umarmten ſich einige Minuten, und dann waren die erſten Worte des Kleinen: „Nun verlaſſe ich dich nicht wieder!" — „Das ſollſt du auch nicht!" — ſagte der Kommiſſär — „geht zu eurer Mutter, und ſeid eben ſo gute Söhne, als ihr gute Brüder ſeid!"

3. Die kleine Heldin.

Friederike Wibkin, ein zehnjähriges Mädchen zu Berlin, wurde von ihren Eltern ausgeſchickt, eine Semmel zu holen, bei welcher Gelegenheit ſie ihren kleinen Bruder mitnahm. Als ſie mitten in einer großen Straße waren, kam eine Miethkutſche in vollem Jagen auf ſie zugefahren. Man rief dem Kutſcher zu, daß er halten ſolle, er hörte aber nicht. Das Mädchen wendete Alles an, ihren Bruder zu retten, ſie vermochte es aber nicht, da er unglücklicher Weiſe umgefallen war. Nun hätte man erwarten ſollen, ſie werde wenigſtens ſich zu retten geſucht, und ihren Bruder Preis gegeben haben; aber nein, das Mädchen dachte edler und für ihr Alter heroiſcher. Sie warf ſich auf ihren Bruder, um ihn mit ihrem Körper gegen die Pferde und Räder zu ſchützen. Dem Bruder ſtreifte das Rad dicht am Ohre vorbei und er blieb unbeſchädigt — unſere Heldin aber traf der Huf des einen Pferdes und verſetzte ihr eine tiefe, etwa zwei Zoll weite Wunde, von der ſie jedoch nachher glücklich wieder geheilt wurde.

4. Eine Schwester stirbt für die andere.

Iphigenia Desille lebte mit ihrer Schwester, welche verheirathet war und vier Kinder hatte, sehr eingezogen und unbekannt in der ehemaligen Bretagne (Bretanj'), einer Provinz im nordwestlichen Frankreich, deren Einwohner sich zum Theil einige Jahre hindurch der republikanischen Regierung widersetzten und dann schrecklichen Krieg mit ihr führten, welcher unter dem Namen des Vendée- (Wandeh-) Krieges bekannt ist. Voll Trauer über den Verlust ihres geliebten Bruders, der in dem ersten Jahre der Revolution als ein Opfer seines Patriotismus starb, und voll Schmerzgefühl über das unter Robespierre's schrecklicher Regierung täglich sich mehrende Elend des Vaterlandes, lebten die beiden Schwestern nur für ihr kleines Hauswesen und für die vier unerzogenen Kinder. Ihr einziger Genuß war die Liebe der hülflosen Kleinen und die Freundschaft, welche sie beide unzertrennlich verband. Aber nicht lange genossen sie dieses stille Familienglück. Es kam ein Befehl von Paris, worin dreißig Personen benannt wurden, welche als verdächtig arretirt und nach Paris vor das schreckliche Revolutionsgericht gebracht werden sollten. Unter diesen dreißig war auch das unschuldige Mädchen Iphigenie. Ohne Erbarmen wurde sie der weinenden und flehenden Schwester, den jammernden Kindern entrissen und gefangen nach Paris geschleppt. — Das Revolutionsgericht legte ihr einen Brief vor, welcher Desille unterschrieben war, und aus dessen Inhalt man auf die Bekanntschaft mit einem Königlichgesinnten schloß. „Ist es Verrath, ist es ein todeswürdiges Verbrechen, einen Königlichgesinnten zu kennen?" — fragte sie. — „Nur ob du den Brief anerkennst, wollen wir wissen" — war die Antwort der schrecklichen Blutrichter. „Wohl kenn' ich ihn," — sprach Iphigenie entschlossen — „aber ehe ihr mich verurtheilt, gebt mir einen Vertheidiger!" Des folgenden Tages wurde der Rechtsgelehrte Gauveau (Gowoh), ein edler, rechtschaffener Mann, zu ihr in den Kerker geschickt, um sich mit ihr zu besprechen und ihre Vertheidigung zu übernehmen. „Ich traue Ihnen zu," — sagte

Iphigenie — „daß Sie Alles zu meiner Rettung anwenden werden; was glauben Sie, daß ich zu befürchten habe?“ — „Es ist durchaus nichts wider Sie, als der fatale Brief, dessen Unterschrift Sie anerkannten,“ — sagte Gauveau — „und dieser unschuldige Brief wird von dem Revolutionsgericht als ein Beweis des Verbrechens gelten.“ Iphigenie: „Vertheidigen Sie mich mit Muth und Kraft; ich bin unschuldig, es wird Ihnen nicht an Gründen fehlen, den Schein des Verdachts, welcher aus dem Briefe entsteht, zu entfernen. Aber wenn Sie mir schwören, daß Sie von dem Geheimnisse, welches ich Ihnen entdecken werde, keinen Gebrauch machen wollen, so sollen Sie sehen, daß auch nicht einmal das mir zugerechnet werden kann, was diese Tyrannen ein Verbrechen nennen.“ Gauveau versprach zu schweigen. „So wissen Sie denn, nicht ich, sondern meine Schwester schrieb jenen Brief. Kein gerechter Richter kann uns verdammen; geschieht es aber, so will ich für meine Schwester sterben. Ich bin unverheirathet. Meine Schwester hat vier unerzogene Kinder, welche ihrer mütterlichen Sorge und Pflege bedürfen, die ihnen in den jetzigen unglücklichen Zeiten doppelt nöthig ist. Ich sterbe für meine Schwester.“ — Gauveau bewunderte das edle Mädchen, sah ihre Entschlossenheit, und wagte es nicht, weder sie zur Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, noch vor Gericht seinen Schwur zu brechen. Aber mit großer Wärme und äußerster Beredtsamkeit führte er ihre Vertheidigung, doch vergeblich! Sie wurde zum Tode verurtheilt und starb unter der Guillotine. Heldenmüthig und entschlossen litt sie den Tod, welchem sie sich aus Schwesterliebe geweiht hatte, und ewig wäre es verborgen geblieben, was Iphigenie gethan, wäre nicht Gauveau nach einigen Monaten auch zur Guillotine verurtheilt worden. Er hatte in seinem Eifer zu stark gegen jene Blutrichter gesprochen, und war dadurch selbst verdächtig geworden. Aber das ihm anvertraute Geheimniß nahm er nicht mit in's Grab. Er entdeckte es einem Freunde, um es einst in besseren Zeiten der Welt bekannt zu machen.

5. Das abgetretene Stipendium.

Ein armer junger Menſch, der ſich der Theologie widmete, und in einem der Berliner Gymnaſien ſich auf die Univerſität vorbereitete, hatte ſich während der ganzen Zeit ſeiner Schulſtudien ſo vorzüglich gut gehalten, daß ihm bei ſeinem Abgang auf die Univerſität zwei Stipendien auf drei Jahre, eines von 100 und das andere von 75 Reichsthalern zu Theil wurden. Einer ſeiner Mitſchüler, eben ſo reif als er, die Schule zu verlaſſen, auch eben ſo arm, hatte ſich gleichfalls zu einem Stipendium Hoffnung gemacht, ja Hoffnung machen müſſen, wenn er es irgend für möglich hätte halten dürfen, ſeine Studien fortzuſetzen, und — ging leer aus. Schon hatte dieſer alle Hoffnung dazu aufgegeben, als ſein glücklicherer Mitſchüler, der übrigens in keiner nähern Verbindung mit ihm ſtand, zeigte, daß nicht Eigennutz, ſondern einzig der Trieb, ſich zu vervollkommnen, die Urſache ſeines Wohlverhaltens geweſen ſei. Er trat ihm das kleinere Stipendium auf alle drei Jahre ab, zufrieden mit den ihm noch übriggebliebenen 100 Reichsthalern, entſchloſſen, wenn es auch kümmerlich ginge, ſich zu behelfen, und glücklich durch das Bewußtſein, ſeinen Schulfreund gerettet zu haben.

6. Die Theilung.

Ein reicher Vater war geſtorben;
Drei Söhne hatten, was ſein Fleiß erworben,
Sich gleich getheilt. Nach kurzer Zeit
Kam Krieg in's Land. Da ſah man weit und breit
Brandſtätten, Blutgefilde, Wüſteneien.
Zwei Brüder von den dreien
Verloren durch der Feinde Wuth
In wenig Jahren Hab' und Gut.
Der dritte [1]) hörte dies und ſprach: „Ich will den Segen,
Den ich, ſeit unſer Vater ſtarb,

1. Prokulejus hieß er und war ein Römer. Vgl. Horaz II. 2, 5.

Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Dritttheil legen. —
Ihr beide solltet elend sein?
Ihr, meine Brüder? ich allein
Der glückliche? — Verarmte Brüder,
Kommt, theilt von neuem!" — Und sie theilten wieder.

Götz.

b. Lehren.

1. Ebenso natürlich, wie die Liebe zu den Eltern, ist die Liebe zu den Geschwistern. Mit ihnen theilen wir von den ersten Lebensjahren an Freud und Leid, die gleiche Liebe und Sorge der Eltern; mit ihnen sind wir in den gleichen Grundsätzen und Gewohnheiten erzogen worden. „Wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen!" In einer solchen Familie herrscht lauter Friede und Freude und Glück und Wohlfahrt; jedes lebt für Alle und Alle leben für jedes; im Glück der andern findet jedes sein schönstes Glück. Wie traurig sieht es aber in einer Familie aus, wo der Neid, der Zank und Unfriede die Geschwister trennen!

2. Ein gutes Kind liebt nicht nur seine Geschwister, sondern auch seine Mitschüler. Mit ihnen theilt es Jahre lang den Unterricht der Lehrer. Ihnen ist es Freundschaft und Liebe schuldig.

3. Die Liebe zu Geschwistern und Mitschülern wird sich durch Verträglichkeit und Gefälligkeit zeigen. Sei verträglich! Ein jedes Kind hat seinen Geschwistern und Gespielen viel mehr zu verdanken, als es weiß und glaubt; denn diese haben stets das Leid mit ihm getheilt und die Freude ihm erhöht. Hüte dich daher, Streit und Hader zu veranlassen, sei es weder durch Selbstsucht, noch durch Unbesonnenheit, noch durch lieblose Neckereien oder lieblosen Scherz! Bist du aber beleidigt, so zürne nicht lange; laß die Sonne nicht über deinem Zorn untergehen. Das Vergeben wird dich beglücken. — Sei gefällig! Dienen sei deine Freude! Auch unaufgefordert sollen

wir andern Gefälligkeiten erzeigen. Auf ſolche Weiſe können ſich Geſchwiſter und Freunde das Leben auf die manigfaltigſte Weiſe verſchönern und angenehm machen. Natürlich wird ein gutes Kind niemals in unerlaubten Dingen gefällig ſein. Es wird einen trägen Mitſchüler nie in ſeiner Trägheit unterſtützen, wird ihm z. B. nicht ſeine Aufgabe machen, oder ihm die eigene Arbeit zum Abſchreiben leihen u. ſ. w.; es wird überhaupt nie zu etwas mithelfen, das es vor den Eltern oder Lehrern verbergen muß. Es weiß, daß „die Sonne ſchließlich doch Alles an den Tag bringt" und darum hütet es ſich vor allem Unerlaubten.

c. Sprüche.

1. Das herrlichſte Familienleben
   Wird's dann gewiß im Hauſe geben,
   Wenn Schweſtern, Brüder, Groß und Klein
   Sich gegenſeitig gern erfreun.

2. Ein Dienſt dem Andern froh und frei geleiſtet,
   Iſt ein Geſchenk dem Nehmer lieb und theuer,
   Dem Geber eine Quelle heitern Glücks. (F.)

3. Kurz ſind die Tage unſeres Beiſammenſeins; vergifte ſie dir nicht ſelber durch Zorn oder Uebereilung.

4. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, ſagte der Stifter unſeres Glaubens. Die ſchwache Menſchheit erzitterte bei dieſem Gebote; darum erklärte er ſich deutlicher und ſprach: Liebet euch unter einander! (Schiller.)

5. Verachte keinen Gegner, er dünke dich auch noch ſo klein.

6. Wer ungefällig iſt, der iſt kein Menſch,
   Der hat nie klar gedacht, wodurch er lebt
   Und froh iſt — durch die ganze Menſchheit nur,
   Selbſt durch die Todten, die vor ihm gelebt. (L. Schefer.)

2. Ehrerbietung gegen das Alter.

a. Beispiele: 1. Alexander der Große. — 2. Die Spartaner. — 3. Friedrich II. — 4. Die Krone des Alters.

1. Alexander der Große.

Auf einem seiner Feldzüge ward Alexander der Große durch einen häufig fallenden Schnee aufgehalten. Er setzte sich auf einen erhabenen Platz, der ihm zum Throne diente, neben ein großes Feuer. Aber in eben dem Augenblick bemerkte er einen macedonischen Soldaten, welcher der Schwäche des Alters und der Strenge der Witterung unterliegen zu müssen schien. Er überlegte sogleich den Abstand, nicht des Ranges, sondern des Alters, der sich zwischen ihm und dem Soldaten befand. Er stand auf, und die siegreichen Hände, die das Reich des Darius zerstört hatten, trugen den vor Kälte erstarrten Greis auf den Sitz hin, welchen er selbst vorhin eingenommen hatte. „Bei den Persern" — sagte er — „ist es ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird, sich auf den Thron der Könige zu setzen; aber unter einem menschlichen Monarchen soll eben diese Handlung dir das Leben retten!"

2. Die Spartaner.

Unter den Völkern des Alterthums waren die Spartaner, das tapferste Volk des alten Griechenlandes, besonders wegen ihrer Ehrerbietung gegen die Alten berühmt. Daher sagte auch ihr Feldherr Lysander, der sich im peloponesischen Kriege großen Ruhm erwarb, an keinem Orte wohne das Alter mit so vieler Ehre, wie in Sparta. Einst suchte ein Greis bei den olympischen Spielen, einem Volksfeste der Griechen, zu dem sich alle Stämme versammelten, einen Platz. Er ging lange umher bei Alten und Jungen; Niemand zeigte sich bereit, ihm einen Platz einzuräumen. Als er aber an den Ort kam, wo die Spartaner saßen, standen alle jungen Leute ehrerbietig auf. Darüber erhob sich nun ein allgemeines Beifallrufen, und der erfreute Greis rief aus: „Ihr Götter! alle Griechen kennen die Tugend; aber nur die Spartaner üben sie aus!"

3. Friedrich II.

Als der tapfere General Ziethen hochbetagt war, konnte es ihm zuweilen begegnen, daß er an der Tafel König Friedrichs II. von Preußen einſchlief. Allein dieſer, weit entfernt, es dem grauen Krieger zu verübeln, ſagte vielmehr zu denen, welche ihn mit ſpöttiſchem Lächeln darauf aufmerkſam machten: „Kinder! wir wollen leiſer reden, daß wir den Alten nicht im Schlafe ſtören. Er hat genug für uns gewacht!“ Ziethen war ſchon 86 Jahre alt, als er noch einmal zu Berlin zur Parolezeit auf das Schloß ging, um ſeinen König nach einer Zwiſchenzeit von ſechs Monaten wieder zu ſehen. Schon hatte der König an ſeine Generäle ſeine Befehle ertheilt und wandte ſich ſo eben zu den anweſenden Prinzen, als er den betagten Ziethen gewahr ward, der entfernt unter andern Offizieren ſtand. Da eilt er ſogleich auf ihn zu mit den Worten: „Da iſt ja mein alter Ziethen! Ach, warum hat Er ſich bemüht, die vielen Treppen zu ſteigen, ich wäre ja gerne zu Ihm gekommen! Nun wie geht's denn mit der Geſundheit?“ — „Eure Majeſtät! Meine Geſundheit iſt gut, auch ſchmeckt mir das Eſſen, aber ich ſpüre eine Abnahme meiner Kräfte.“ — „Das Erſte höre ich gerne,“ ſagte der König, „aber das Stehen muß Ihm ſauer werden. Geſchwind einen Lehnſtuhl!“ Die Adjutanten eilten, einen zu holen. Ziethen weigerte ſich und erklärte, daß er nicht müde ſei, mußte aber endlich dem dringenden Zureden des Königs nachgeben, der ihm einmal über das andere ſagte: „Setz' Er ſich, alter Vater! ſetz' Er ſich; ſonſt gehe ich weg; denn ich will Ihm durchaus nicht zur Laſt fallen.“ Und ſo ſtand Friedrich der Große, ſelbſt ſchon dem Greiſenalter nahe, vor dem hochbetagten General mit freudigem Blicke, fragte ihn noch über ſeine Umſtände und ſagte endlich: „Leb' Er wohl Ziethen! nehm' Er ſich ja vor Erkältung in Acht und erhalt Er ſein Leben, damit ich noch oft das Vergnügen habe, Ihn zu ſehen.

4. Die Krone des Alters.

Drei Greise feierten zusammen ihr Jubelfest und erzählten ihren Kindern, woher sie so alt geworden. Der eine, ein Lehrer und Priester, sprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie schritt ich anmaßend über die Häupter der Jugend hinweg und hob die Hände nie zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt geworden.“ Der andere, ein Kaufmann, sagte: „Nie hab' ich mich zum Schaden meines Nächsten bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenkt.“ Der dritte, ein Richter des Volkes, sprach: „Nie nahm ich Geschenke, nie bestand ich starr auf meinem Sinne; im schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden; darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet.“ Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küßten ihre Hände und kränzten ihr Haupt mit Blumen; und die Väter segneten sie und sprachen: „Wie eure Jugend, sei auch euer Alter! Eure Kinder seien euch, was ihr uns seid, auf unserm Greisenhaare eine blühende Rosenkrone.“

Wen der Schöpfer ehret, warum sollten den nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupte ist graues Haar eine schöne Krone! man findet sie auch nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

Herder.

b. Lehren.

1. Ein hohes Alter ist eine Ehrenkrone; denn es wird nur erreicht auf dem Wege der Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Weisheit. Ein hohes Alter gibt Zeugniß von einem wohlverbrachten Leben. Die Jugend soll also dem Alter Ehrfurcht und Achtung erweisen. Sie soll es thun, vorerst aus Dankbarkeit; doch soll sie es auch aus Liebe thun, weil das Alter meistens mit Gebrechen verbunden ist.

2. Habe Nachsicht mit den Schwächen des Alters und schone ihrer. Sie sind für dich lehrreich; denn vielleicht sind sie die

Folgen einer üblen Erziehung. — Wollteſt du ſo grauſam ſein, den Greis in ſeinen letzten Stunden zu kränken, wollteſt du, daß er mit einer Thräne über dich aus der Welt ſcheide? Könnteſt du gefühllos genug ſein, ihm nicht, ſo weit es dir möglich iſt, die letzten Augenblicke ſeines mühevollen Lebens ſüß, die letzten Schritte auf der langen Laufbahn leicht zu machen? Wollteſt du in der treuen Liebe gegen deine greiſen Eltern und Verwandten nicht die Sorgfalt vergelten, die du gegen ſie haſt? Dann würdeſt du dich beladen mit dem Fluche des Undanks und der Verachtung der Welt. — Verachte nicht das Alter. Auch du wirſt einſt deine Kräfte einbüßen, auch deine Haare werden bleichen, deine zitternde Hand wird ſich nach einer Stütze ſehnen. Auch dir wird es dann wohlthun, dich der Ehrfurcht zu erfreuen, die du andern bewieſen haſt.

c. Sprüche.

1. Das Alter iſt eine ſchöne Krone; man findet ſie nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit. (Herder.)
2. Ehren wir die weißen Haare, vor Allen aber die unſern! (Petit-Senn.)
3. Nichts iſt ehrwürdiger, als ein Greis, der die Prüfungen der Eitelkeit, der Genußſucht, des Hochmuthes, der Rangliebe und des Geldgeizes rüſtig überſtanden und ſeine Arche durch alle dieſe Klippen ohne Leck geführt hat. Die meiſten Menſchen, die nicht an ein Ruder geſchmiedet, ſondern freie Hand ihres Fahrzeuges ſind, bleiben gleich beim Ausfahren an einem jener Riffe hängen, arbeiten ſich dann zu andern und dritten hin, und ſo fort, bis ſie endlich auf der wüſten Inſel des Geizes ſitzen bleiben. (Jakobs.)
4. Vor einem greiſen Haupte ſollſt du aufſtehen und die Alten ehren. (3. Moſ. 19, 32.)

   Wie die Zierde der Jünglinge ihre Kraft iſt, ſo iſt der Greiſe Schmuck ihr graues Haar. (Spr. Sal. 20, 29.)

   Bei den Greiſen iſt Weisheit, bei dem hohen Alter Einſicht. (Hiob. 12, 12.)

II. Pflichten der Erwachsenen.

A. Pflichten der Erwachsenen gegen sich selbst und ihre Familie.

1. Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

a. Beispiele: 1. Erfindung des Notendrucks. — 2. Luther. — 3. Fabricius. — 4. Pourtales. — 5. Der Holzhauer. — 6. Die Kunst, sein Glück zu machen. Franklin.

1. Erfindung des Notendrucks.

Bernhard Christoph Breitkopf in Leipzig war von unbemittelten Eltern geboren, die ihm auch schon in früher Jugend durch den Tod entrissen wurden. Ein Menschenfreund nahm den armen Waisen an, schickte ihn zur Schule und ließ ihn im Rechnen und Schreiben unterrichten. Nach seiner Confirmation brachte man ihn bei einem Buchdrucker unter, deren Leipzig so viele zählt. Er erlernte die Buchdruckerkunst sehr leicht, und war bald ein ziemlich fertiger Setzer. Bereits im achtzehnten Jahre verdiente er sich mit seiner Kunst wöchentlich vier bis fünf Thaler, von denen er kaum einen verzehrte; das Uebrige legte er zurück. Sein Hauptgewinn aber bestand darin, daß er nicht, wie andere seiner Kameraden, sein Geschäft nur mechanisch trieb, und von dem, was er setzte, kein Bewußtsein hatte, sondern daß er sich tief einprägte, was er gesetzt hatte. Da Leipzig der Hauptort des deutschen literarischen Verkehrs

ist, so waren ihm in Zeit von acht bis zehn Jahren eine Menge der besten Schriften durch die Hand gegangen. Die Titel von allen, selbst von angeführten Schriften, bemerkte er sich schriftlich, und so war er allmählig zu einer großen Bücherkenntniß gelangt. Um indeß eine eigene Druckerei zu begründen, dazu war dies Vermögen nicht hinreichend, der Verdienst seiner Hände würde ihn erst im späten Alter dies Ziel haben erreichen lassen. Er beschloß also durch einen andern Weg seinem Ziele näher zu kommen. Er fing einen Handel mit alten Büchern an, kaufte aus Auktionen wohlfeil das Beste zusammen, trug es dann in Leipzig und der Gegend, so wie in benachbarten sächsischen und böhmischen Ländern auf dem Rücken umher. Da er Kenntnisse hatte, und brauchbare und wohlfeile Bücher kaufte, setzte er immer schnell und meist mit doppeltem Gewinn seine Waare wieder ab. Zehn Jahre hatte er dies Geschäft betrieben und dadurch einige tausend Thaler gewonnen. Jetzt kaufte er eine Buchdruckerei, zeichnete sich durch Billigkeit und schöne Arbeit aus, und ward bald einer der meist beschäftigten Buchdrucker. Gerne hätte er es daher gesehen, wenn auch sein Sohn Johann Gottlob Immanuel sich diesem Geschäfte gewidmet hätte; aber diesen trieb seine außerordentliche Lernbegierde vorerst auf den gelehrten Stand hin, und erst nachdem er sich mehrere Jahre mit akademischen Studien, namentlich mit Mathematik, beschäftigt, gewann er wieder Vorliebe für den Beruf des Vaters, dem er sich nun aber mit außerordentlichem Fleiße und mit glücklicher Anwendung seiner manigfaltigen Kenntnisse widmete. Der gewöhnliche Wirkungskreis des Buchdruckers war ihm indeß zu eng; er dachte nicht bloß darauf, gewöhnliche Schriften zu drucken, sondern die Buchdruckerkunst auch auf Musikalien, auf Noten auszudehnen. Nach unendlichen Versuchen und Anstrengungen seines mechanischen Genies gelang es ihm endlich, dieses große, von allen Zeitgenossen bewunderte Werk zu Stande zu bringen. Er nahm nun auch wissenschaftliche und musikalische Werke in Verlag, und wurde zugleich einer der ersten Buchhändler. Sein Name wurde jetzt in allen Zeitungen, in allen Schulen genannt, und als er endlich im Greisenalter starb, hatte

er, der nie Etwas geerbt hatte, ein Vermögen von 400,000 Fr. hinterlaſſen.

2. Luther.

Der Reformator Dr. Martin Luther gehört unter die arbeitſamſten Menſchen, welche je gelebt haben. Von Beginn des Reformationswerkes 1517 an bis an ſeinen Tod (1546) hat er außer ſeinen Reiſen nach Augsburg, Heidelberg und Worms, ſo viele andere Reiſen durch ganz Sachſen gemacht, daß ſie alle zuſammen mehr als 2600 Meilen betragen. Daneben hatte er öfters an ſchmerzvollen und langwierigen Krankheiten zu leiden, und war faſt ſtündlich mit Beſuchen überladen; deſſen ungeachtet aber ſchrieb er neben ſeinen Amtsgeſchäften, als Prediger und als Profeſſor der Theologie, ſo viele Briefe, daß oft alle Tiſche, Bänke, Pulte und Fenſter um ihn her davon voll lagen, es waren ihrer an manchem Tage 30 bis 40. Er war faſt immer Dekan der theologiſchen Fakultät in Wittenberg, disputirte unzählige Mal und hielt eine Menge Kirchenviſitationen, täglich pflegte er 2 bis 3 Stunden der Privatandacht zu widmen, und etliche Jahre hindurch las er die ganze Bibel zwei Mal für ſich durch. Zu gewiſſen Zeiten predigte er faſt täglich, ja ſo lange er auf der Wartburg war, öfters an einem Tage zwei Mal. Neben dem allem verfaßte er 198 Schriften in deutſcher Sprache, welche 12 Bände in Folio füllen, während er noch ſo viele lateiniſche Schriften verfaßte, daß ſie ſieben Bände nicht zu faſſen vermöchten.

3. Fabricius.

Der römiſche Feldherr Cajus Fabricius lebte in freiwilliger Armuth, obwohl er ſich hätte ſehr bereichern können. Sein ganzes Silbergeſchirr beſtand aus einem ſilbernen Becher, woran der Boden nur von Horn war. Er ſchlug die Geſchenke eines italieniſchen Volkes mit den Worten aus, er ſei dadurch ſchon reich genug, daß er ſeine Begierden einzuſchränken wiſſe, und alſo nur ſehr wenig brauche. Dem Könige Pyrrhus,

der ihn ſeiner Armuth wegen für unglücklich hielt, antwortete er: „Ich habe mich wegen meiner Armuth niemals dafür gehalten, und kann mich überhaupt über mein Schickſal nicht beklagen, ich mag mich als Bürger oder als Hausvater betrachten. Ob ich gleich arm bin, habe ich doch die vornehmſten Aemter zu verwalten; die Reichſten haben nichts vor mir voraus, da Jeder mich ehrt und liebt. Eben ſo glücklich bin ich in meinem Hauſe, wenn ich mich auch mit den Reichſten vergleiche. Mein kleines Ackergut gibt mir das Nothwendige, ſo lange ich es fleißig bearbeite und als ein ſparſamer Hauswirth lebe. Weil ich mir durch Arbeit Hunger und Durſt verſchaffe, ſchmeckt mir das Eſſen und Trinken, und der Schlaf iſt mir ſehr erquickend, nachdem ich mich müde gearbeitet habe. Da mein ſchlechtes Kleid mich vor Kälte ſchützt, und mein weniges Hausgeräth für mich genug iſt, ſo kann ich mich nicht beſchweren, als wäre ich unglücklich; denn mir fehlt gar nichts. Das Ueberflüſſige aber begehre ich nicht.“

4. Pourtales.

Zwei Kloſterbrüder von St. Bernhard kamen nach Neuenburg, um dort freiwillige Beiträge für ihr Kloſter, welches die armen Reiſenden unentgeltlich beherbergt, einzufordern. Sie klopften an die Thür des reichen Herrn v. Pourtales an, als dieſer gerade Abends nach Hauſe kam. Es brannte noch keine Lampe, und er führte ſie durch die dunkle Treppe in's Haus. Es kommt eine Magd, bückt ſich über den Feuerheerd, ergreift ein Schwefelhölzchen, und wirft's in demſelben Augenblicke wieder fort. Herr v. Pourtales ruft ihr zu: „Was machſt du? das Hölzchen hat ja noch Schwefel am andern Ende.“ Er nimmt dasſelbe vom Boden auf und zündet es an. Die beiden Kloſterbrüder ſahen einander an; v. Pourtales aber geht, und bringt ihnen einen Beitrag von 900 Franken. Sie ſtaunten über die große Summe, und der Geber ſagte: „Ich begreife Euere Verwunderung; allein gerade deßwegen, weil ich die beiden Enden der Schwefelhölzchen benützt habe, bin ich im Stande, für Euer Hoſpitium einen ſolchen Beutel mit Geld zu geben.“

Derſelbe Herr v. Poutales bemerkte einſt, wie einer ſeiner jungen Gehilfen, den er ſehr liebte, eine faſt ganz abgenützte Feder wegwarf; Pourtales hob ſie ſtillſchweigend auf, und der junge Freund, dem das Schwefelhölzchen gerade einfiel, entſchuldigte ſich damit, daß ſie unbrauchbar ſei. Indeſſen las der Herr gerade einen Brief, in welchem ihn einer ſeiner Schuldner bat, er möchte mit der verfallenen Schuld von 100,000 Franken noch ein Jahr warten, wo nicht, ſo ſei er ruinirt. „Dieſe Feder kann ich nun gerade noch brauchen," ſagte Pourtales; er ſchrieb damit ſeinem Schuldner, geſtattete ihm einen Aufſchub von einem Jahr, und eröffnete ihm einen neuen Kredit.

5. Der Holzhauer.

In Paris wurde einſt ein Kapuziner zu einem kranken Holzhauer in die Vorſtadt St. Marcel gerufen. Er traf ihn in einer elenden Hütte, auf einem Haufen ſchlechten Strohs liegen, und mit Lumpen bedeckt. In dem ganzen Zimmer war weder Stuhl noch anderes Geräthe zu ſehen, denn man hatte alles verkauft, um dem Kranken täglich eine Suppe kochen zu können. An den leeren Wänden hing nichts mehr als ein Beil und zwei Sägen. Mein Freund, redete der Kapuziner den Kranken an, danket nun Gott für die Güte, daß er euch aus dieſer Welt hinwegnimmt, wo ihr doch ſtets im Elend ſchmachtetet! — Im Elend? Sie irren ſich, ehrwürdiger Herr! Ich habe vergnügt gelebt, und nie über mein Schickſal geklagt. Haß und Neid waren mir unbekannt. Des Tages arbeitete ich mich müde, und des Nachts ſchlief ich ruhig. Beil und Sägen verſchafften mir immer, was ich brauchte, und nach dem Tiſche der Reichen ſehnte ich mich nicht, weil ich oft bemerkte, daß ſie viel öfter krank ſind, als arme. Sollte ich aber wieder aufkommen, ſo arbeite ich wieder und preiſe Gott, der mir ausgeholfen hat. — Wenn ihr ſo glücklich euch fühltet, ſo kommt es euch wohl ſauer an, jetzt dem Rufe Gottes zu folgen? — Nicht doch, ich bleibe oder gehe, wie er will. Ich weiß ebenſo gut zu ſterben, als zu leben. Ich will nichts anders, als was Gott will, weil ich

weiß, ſein Wille iſt allezeit gut, und er wird mir den letzten Kampf nicht zu ſchwer werden laſſen! — So ſprach der arme Holzhauer und ſchied mit ſtiller Ergebung von hinnen.

6. Die Kunſt, ſein Glück zu machen. Franklin.

Im Jahr 1732 ſchrieb Franklin über obiges Thema einen berühmten Aufſatz. Er ſagte darin Folgendes:

„Die Steuern ſind zwar drückend, allein hätten wir nur jene Abgaben zu tragen, welche uns die Obrigkeit auferlegt, ſo könnten wir leicht damit fertig werden. Es gibt indeß noch ganz andere Abgaben, die wir uns ſelber auferlegen. Unſere Trägheit verdoppelt die Steuern, unſere Eitelkeit macht ſie dreifach und unſere Thorheit vierfach. Kein Beamter vermag, uns dieſe Abgaben nachzulaſſen. Hört meinen guten Rath; es gibt noch eine Hülfe: Hilf dir ſelbſt!

Eine Regierung würde grauſam genannt werden, wenn ſie dem Volke zumuthen wollte, den zehnten Theil der Zeit auf öffentliche Frohndienſte zu verwenden. Aber die Trägheit legt den Meiſten unter uns noch viel mehr auf. Der Müßiggang verkürzt unſer Leben, indem er uns ſchwächt; er iſt ein Roſt, der mehr angreift, als die Arbeit ſelbſt. Je häufiger ein Schlüſſel gebraucht wird, deſto reiner wird er. Liebſt du das Leben, ſo verliere die Zeit nicht, denn aus Zeit beſteht das Leben. Wie viel verlieren wir dadurch, daß wir länger ſchlafen, als nöthig iſt, ohne zu bedenken, daß ein ſchlafender Fuchs keine Hühner fängt. Da nun die Zeit ein koſtbares Gut iſt, ſo muß die Zeitverſchwendung gewiß als ein großer Frevel gemieden werden. Trägheit findet alles ſchwer; der Fleiß aber macht alles leicht. Wer ſpät aufſteht, mag den ganzen Tag laufen; am Abend findet er kaum ſo viel, als er bedarf; denn Fahrläſſigkeit geht ſo langſam, daß die Armuth ſie bald einholt. Treibe dein Geſchäft, damit dein Geſchäft dich nicht treibe! Zeitig zu Bette gegangen und früh aufgeſtanden macht den Menſchen klug, geſund und reich.

Was hilft es, auf beſſere Zeiten hoffen? Strenge dich an, ſo werden deine Zeiten von ſelbſt beſſer. Fleiß hat nicht nöthig

zu wünſchen, und wer von Hoffnungen ſatt werden will, würde bald Hungers ſterben. Es gibt keinen Vortheil ohne Mühe. Wer ein Handwerk verſteht, der hat ein ſtandesmäßiges Vermögen, und wer Kopf hat, beſitzt ein einträgliches Amt. Treibe daher dein Handwerk und brauche deinen Kopf, ſonſt reichen Amt und Vermögen nicht zu, deine Ausgaben zu decken. Arbeiten wir, ſo haben wir immer Brod; denn der Hunger ſieht den Armen wohl in's Fenſter, aber in's Haus kommt er nicht.

Du haſt keinen Schatz gefunden, keine Erbſchaft gemacht? Gut! Fleiß iſt des Glückes Mutter. Arbeit ſchafft Anmuth, Bequemlichkeit und Achtung. Fliehe die Ergötzungen, und ſie werden dich aufſuchen.

Aber Fleiß allein thut's nicht. Wir dürfen auch nicht nachläſſig ſein. Sollen deine Geſchäfte gut gehen, ſo ſieh' ſelbſt darnach. Das Auge des Herrn ſchafft mehr, als hundert fremde Hände.

Aber zur Arbeit und Aufſicht muß noch was Anderes kommen: Die Sparſamkeit. Iſt die Küche fett, ſo wird der Nachlaß mager. Schränkt eure thörichten Ausgaben ein, ſo braucht ihr nicht über theure Zeiten zu klagen. Mit dem, was ein einziges Laſter koſtet, kann man zwei Kinder ernähren. Ihr glaubt, ein wenig gut Eſſen und Trinken, ſchöne Kleider und hie und da ein Vergnügen, das werde nicht viel auf ſich haben. Aber ich ſage: Ein leckes Brett kann ein ganzes Schiff verſenken. Kaufe nur, was du nicht nöthig haſt, ſo wirſt du bald verkaufen, was du brauchſt; Sammt und Atlas löſchen das Feuer in der Küche aus. Eitelkeit iſt eine Bettlerin, ebenſo dringend, als die Armuth, aber viel unverſchämter. Der Stolz frühſtückt mit dem Ueberfluß, ſpeist mit der Armuth zu Mittag und mit der Schande zu Nacht.

Erfahrung hält eine theure Schule, es iſt die einzige, worin Narren etwas lernen wollen. Einen guten Rath kann man wohl geben, aber die Befolgung nicht dazu. Wem aber nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen."

b. Lehren.

Zu den Pflichten des Menschen gehört auch die Sorge für seine Selbsterhaltung, für die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse.

Diese Pflicht erfüllt der Mensch durch die richtige Wahl des Berufes, durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

1. Jeder Beruf ist ehrenwerth, der das Wohl der menschlichen Gesellschaft und unser eigenes fördert. Jeder wähle einen Beruf nach seiner Neigung und nach seinen Fähigkeiten. Nicht nur die Neigung allein darf bei der Wahl den Ausschlag geben, weil diese mit den Jahren wechselt; auf die Fähigkeiten kommt es dabei mehr an. Auch ist die Erfahrung der Eltern und älterer Freunde dabei zu Rathe zu ziehen. Nach den Berufsarten theilt man die Menschen in Stände ein, z. B. in: Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute, Beamte, Gelehrte und Künstler ꝛc. In jedem Stande kann man sich durch Gewissenhaftigkeit Achtung erwerben. Auch das Glück und die Lebensfreuden sind nicht an einen hohen Stand gebunden. Ein Handwerker führt oft ein viel sorgenfreieres und glücklicheres Leben, als ein reicher Geschäftsmann oder als ein König. Die Menschen wären viel glücklicher, wenn jeder mit dem einmal erwählten Beruf zufrieden wäre, und nicht glaubte, andere Stände hätten es besser.

Die Mädchen sollen sich vorzüglich zu tüchtigen Hausfrauen ausbilden, aber nebenbei doch auch solche Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben, durch welche sie sich im Nothfalle selbständig ernähren können.

2. Eine Hauptquelle der Wohlfahrt ist Arbeitsamkeit und der Fleiß. Fleißig heißt man denjenigen, der mit Beharrlichkeit und Eifer thätig ist. Die Beharrlichkeit oder die Ausdauer bilden also eine Eigenschaft des Fleißes. Wo die Ausdauer vorhanden ist, kommt immer etwas Großes zu Stande, weil sich die Kraft dabei bildet. Die großen Erfolge im Leben sind gewöhnlich durch ganz einfache Mittel erreicht worden, durch Fleiß und sittliches Wohlverhalten. Man nennt das Glück oft blind; aber es ist nicht so blind, wie die Menschen. Wer

ins praktische Leben blickt, wird finden, daß das Glück meist auf Seite der Fleißigen ist. Sogar auf den höchsten Gebieten menschlicher Forschung sind gerade die gewöhnlichsten Eigenschaften die nützlichsten, als da sind: Gesunder Menschenverstand, Aufmerksamkeit, Fleiß und Ausdauer. Die allergrößten Männer haben weniger durch ihr Genie, als durch die Ausdauer ihre großen Erfolge errungen. Newton, der offenbar ein Geist ersten Ranges ist, antwortete auf die Frage, durch welche Mittel er seine außerordentlichen Entdeckungen gemacht habe: „Durch beständiges Nachdenken über dieselben.“ Newton erwarb also seinen großen Ruhm, wie jeder Andere, nur durch Fleiß und Beharrlichkeit. Selbst seine Erholung bestand nur in einem Wechsel des Studiums; er legte einen Gegenstand nur nieder, um einen andern aufzunehmen. Auch Keppler, der große Forscher, gesteht, daß er nur durch den Fleiß zu seinen großen Entdeckungen gekommen ist. Buffon sagte: „Genie ist Geduld.“ — Wir brauchen wirklich nur die Lebensbeschreibungen großer Männer anzusehen, um zu finden, daß die ausgezeichnetsten Erfinder, Künstler, Denker und Arbeiter aller Art ihren Erfolg zum größten Theil ihrem unermüdlichen Fleiß verdanken. Es waren Menschen, welche Alles, selbst die Zeit in Gold verwandelten. Der beste Fortschritt ist jedoch langsam. Wir müssen zufrieden sein, wenn wir im Leben nur Schritt vor Schritt vorwärts kommen. „Die Kunst, zu warten, ist das große Geheimniß des Erfolges.“

Ueberdies ist es namentlich der Fleiß, der das Leben erheitert und beglückt. Die allerhöchste Lebensfreude besteht wohl im heitern, fröhlichen und bewußten Arbeiten, während der Müßiggang die Qual der Langweile mit sich führt. Selbst der Reichste muß gestehen, daß jeder Tag, an dem er nicht etwas Nützliches gethan hat, ein verlorner und unglücklicher war. Titus, der Gütige, hielt jeden Tag für einen verlornen, an dem er nicht wenigstens einen Menschen glücklich gemacht hatte.

3. Sparsam ist derjenige, welcher unnöthige Ausgaben vermeidet. Die Sparsamkeit gehört nothwendig zum Fleiß, wenn ein gewisser Wohlstand erreicht werden soll; denn auch beim größten Fleiß würde die Verschwendung doch alles Erworbene

wieder zerſtreuen. Freilich muß man wohl Acht geben, daß die Sparſamkeit nicht in Geiz übergeht. Der Geizige hat bei allem Reichthum nie genug; er entzieht ſich und den Seinigen ſelbſt das Nöthige; er hält ſich für arm oder zittert, durch irgend einen Zufall arm zu werden. Er denkt nie ohne Zagen an die Zukunft, und um nicht in künftigen Tagen zu darben, darbt er ſein ganzes Leben. So iſt der Geiz der Gipfel der Armuth. Zänkiſch im Hausweſen, karg und unfreundlich in der Kinderzucht, mürriſch und hart gegen die Hausbediente, kalt gegen Verwandte, wird der Geizige Allen zur Plage oder zum Abſcheu. Auch ſieht er nicht ohne bittere Empfindungen den Wohlſtand des Nachbars, und der Neid verſchlingt ſeine Seele. Für einen Vortheil, für eine Erbſchaft, für ein einträgliches Amt opfert er Ehrgefühl, Verſprechungen, Freundſchaft, Wahrheit und Unſchuld. Er wird Verleumder, Lügner, Schmeichler, Alles was du willſt; er beſtürmt den Himmel mit Gebeten, die Kirche mit Beſuchen, wenn's rentirt. Drum meide den Geiz!

Andererſeits muß man ſich aber auch vor der Verſchwendung hüten. Das Vernünftige beſteht darin, daß Einer für die unentbehrlichen Bedürfniſſe für ſich und die Seinen ſorgt und auch für ſchlimme Zeiten der Zukunft einen Nothpfenning zurücklegt, alles Uebrige jedoch, was er und die Seinigen nicht nöthig haben, zum Wohl der Menſchheit verwendet. Als großes Vorbild gilt hier der Amerikaner Piboddi (Peabody), welcher bei Lebzeiten viele Millionen Thaler zu wohlthätigen Zwecken verwandte, während er ſeinen Erben (geſt. 1868) nur 100,000 Dollars hinterließ.

Von der Armuth.

1. Nicht der Beſitz großen Gutes, ſondern großer Genuß von einem Gute, groß oder klein, macht reich.

2. Nicht das größere oder geringere Vermögen, welches du dein nennſt, ſondern die Art und Weiſe, wie du es benutzeſt, wie du es betrachteſt, ob als Mittel oder als Zweck des Lebens, macht deinen Reichthum und deine Armuth aus.

3. Wahrlich, Mancher iſt arm bei großem Gute, und Mancher iſt reich bei ſeiner Armuth!

4. Iſt der Tagelöhner bei ſeine Brotrinde, die er neben dem geſunden Waſſerquell frohen Muthes verzehrt, nicht reicher, als der reiche Schlemmer, der mit verdorbenem Blute und Kräften kränkelnd nicht genießen mag? oder als der begüterte Böſewicht, den Jeder ſcheut und meidet und der keinen einzigen wahren Freund hat?

5. Wohl iſt Erwerben eine Kunſt, aber Genießen iſt eine noch größere; wer ſie nicht verſteht, für den iſt das Erworbene wie nicht erworben da.

6. Sei arbeitſam und dabei genügſam. Begnüge dich mit Nahrung, Kleidung und Obdach. Eine reinliche Hütte leiſte dir, was der größte Palaſt; einfache, geſunde Koſt, was der Leckerbiſſen eines Vornehmen; ein prunklos ſittſames Kleid, was ein koſtbares Gewand.

7. Beſchränke deine Bedürfniſſe, und du wirſt plötzlich mehr beſitzen, als zur Nothdurft und Nahrung dir nöthig iſt. Statt Wohlthaten zu nehmen, wirſt du Wohlthaten erweiſen können.

8. Verlange nicht die Achtung derer, die dich blos deines Kleides wegen ſchätzen.

9. Dagegen wird die Achtung derer, die dich blos deines Herzens wegen ſchätzen, dir nicht entgehen, wenn du ſie durch dein würdiges Thun zu verdienen weißt.

10. Die Genügſamkeit ſchließt dir die Thore des Glückes auf. Das Hochgefühl der Unabhängigkeit und des eigenen innern Werths wird dich beſeelen.

11. Du wirſt ſtreben, durch Verdienſte des Herzens zu glänzen, wenn du auf äußern Prunk keinen Anſpruch machen kannſt. Und bald wirſt du dir ſelbſt bekennen, du habeſt den beſſeren Theil erwählt.

12. Sei nicht ein Sklave deiner Sinnlichkeit. Dann gehört die Kraft deines Gemüths und deiner Erkenntniß ganz dir ſelbſt, du zerſplitterſt ſie nicht in eitlen Beſtrebungen, lebſt nicht mehr für Andere, als für dich ſelbſt.

13. Du haſt mehr Anlage und Anlaß zum Vergnügen, als der Reiche. Dich kann das Unbedeutendſte überraſchen, du haſt Empfänglichkeit für das Geringſte, welches der Begüterte als unwerth überſieht.

14. Je einfacher deine Verhältniſſe ſind, je weniger Rechenſchaft du der Welt ſchuldig biſt, je mehr du, unbekümmert um Andere, dir ſelber angehören kannſt, je reiner wird jeder Genuß ſein, den du haſt, deſto harmloſer kannſt du dich ihm überlaſſen.

15. Nicht wie den Reichen ſucht dich die ſtolze Verleumdung in deiner Einſamkeit auf. Du biſt weniger gekannt, der Neid hat an dir nichts zu nagen.

16, Unbekanntheit und Dunkelheit ſind ein hohes Gut. Sie ſind die edelſte Schutzwehr der häuslichen Glückſeligkeit.

12. Dürftigkeit trägt öfterer als Reichthum zur Entwicklung der edelſten Gemüthskräfte, zur Ausbildung der erhabenſten Tugend bei.

18. Die höchſte Tugend aber gebiert wiederum Verachtung weltlicher Würden und zeitlicher Güter. (Spr. der Dichter.)

b. Sprüche.

a. 1. Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden;
Ein jeder Stand hat ſeine Laſt. (Gellert.)

2. Thu', was du kannſt; und laß das Andere dem, der's kann:
Zu jedem Werk gehört ein ganzer Mann. (Rückert.)

3. Es iſt ein großes Uebel unſerer Zeit,
Daß Keiner ſeinen Stand von Herzen liebt,
Und immer höher ſtrebt — aus Stolz und Geldſucht.
(Zſchokke.)

4. Der verdient des Lebens reichſten Kranz,
Der Großes thut in ſeinem Wirkungskreiſe;
Wer aus den Schranken tritt, wie Rieſenhaftes
Er auch beginnen mag, iſt niemals groß. (Raupach.)

5. Und ob ich wie die Sonne glüh',
Ob ich ein bleicher Nebelſchein;

Ob ich wie Schiras Roſe blüh',
Ob als ein arm Waldblümelein;
Ob ich als Ceder rag' empor,
Ob ich mich bück' als niedrig Rohr;
Und ob ich rauſch' wie Davids Pſalm,
Ob leiſ' ich flüſtere wie der Halm;
Ob ich ein Strom mit ſtolzem Strand,
Ob ich mich müh' durch heißen Sand —
S'iſt Alles gleich in meinem Sinn,
Und nichts iſt groß und nichts iſt klein,
Wenn ich nur das, was ich ſoll ſein,
Auch ganz im Geiſt des Guten bin. (Nach Redwitz.)

Mann und Frau.

Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben
Muß wirken und ſtreben
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da ſtrömt herbei die unendliche Gabe,
Es füllt ſich der Speicher mit köſtlicher Habe,
Die Räume wachſen, es dehnt ſich das Haus. —
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,

Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die ſchnurrende Spindel den Faden,
Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick
Ueberzählet ſein blühend Glück,
Rühmt ſich mit ſtolzem Mund:
Feſt, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauſes Pracht! (Schiller.)

7. Arbeit iſt des Blutes Balſam;
Arbeit iſt der Tugend Quell. (Herder.)

b. 1. Thu' deine Pflicht mein Kind,
Mit allem Feuereifer deines Herzens,
Und was du thuſt, ſei Lohn, der dir genügt;
Die Tugend ohne Lohn iſt doppelt ſchön. (Seume.)

2. Verſäume keine Pflicht, und übernimm
Nicht eine neue, bis du allen alten
Genug gethan. (Schefer.)

3. Ja, in dem Geiſt des Menſchen
Sind Kräfte, die kein Sterblicher erforſcht,
Und wunderbar wirkt die Gewalt des Helden.
(Fürſt zu Linar.)

4. In der Tugend Geleit
Auf der Liebe Schwingen,
Jedes Ziel erringen
Kann Beharrlichkeit. (Kotzebue.)

5. Fleiß iſt der Erbe des Glücks. (Wernicke.)

6. Der Fleiß giebt allen Menſchen gute Gabe:
Dem Armen Brod — Zufriedenheit dem Reichen.

7. Kein Geiz iſt edel, als der Geiz auf Zeit. (Röm. Spr.)

8. Noch iſt es Tag, da rühre ſich der Mann;
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann. (Göthe.)

9. Wo es drei Heller thun, da wende vier nicht an,
Und nicht zwei Worte, wo's mit einem iſt gethan.
(Rückert.)

10. Was man verſchwendet, iſt verloren;
Doch iſt's auch das, was man nicht nutzt.

11. Wenn du in der Jugend nicht fleißig ſammelſt,
Was wirſt du im Alter haben? (Sir. 25, 5.)

12. Nimm dir vor, fleißig zu ſein, ſo widerfährt dir keine Krankheit. (Sir. 31, 27.)

13. Liebe die Arbeit. (Spr. der Vät. 1, 10.)

14. Wer arbeitet, dem iſt der Schlaf ſüß, er habe viel oder wenig gegeſſen. (Pred. Sal. 5, 1.)

16. Liebe nicht den Schlaf, damit du nicht arm werdeſt, laß deine Augen wach ſein, ſo wirſt du des Brodes genug haben. (Spr. Sal. 20, 13.)

16. Der Faule dünkt ſich weiſer, als alle ſieben Weiſen. (Spr. Sal. 26, 13.)

17. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang. (Sir. 33, 29.)

18. Reichthum verſchafft viele Freunde, aber der Arme wird ſelbſt von ſeinen beſten Freunden verlaſſen. (Sprüche Sal. 19. 4.)

19. Wenn ein Reicher Unrecht gethan hat, ſo ſind Viele, die ihn rein waſchen. Hat aber ein Armer Unrecht gethan, ſchlägt man gleich Lärm; und wenn er noch ſo verſtändig redet, er findet doch kein Gehör. (Sir. 13, 26.)

20. Ein Armer, der in ſeiner Redlichkeit wandelt, iſt beſſer als ein Reicher mit falſchen Lippen. (Spr. Sal. 19, 1.)

21. Wer ſein Haus bauet mit anderer Leute Vermögen, der ſammelt Steine ſich zum Grabe. (Sir. 21, 9.)

22. Ein guter Ruf iſt beſſer als Reichthum. (Spr. Sal. 22, 1.)

23. Je mehr Güter, je mehr Sorgen. (Spr. d. Vät. 2, 7.)

24. Wer iſt ein wirklich reicher Mann?
Der mit ſeinem Schickſal zufrieden iſt. (Spr. d. Vät. 4, 1.)

---

2. Liebe und gewiſſenhafte Sorge für ſeine Familie.

a. Beiſpiele: 1. Cornelia. — 2. Eine Mutter ſtirbt mit ihrem Kinde. — 3. Die Eltern Fellenbergs. — 4. Cicero. — 5. Cromwell. — 6. Scheiden. — 7. Wer ein tugendhaft Weib gefunden, der hat einen größern Schatz denn köſtliche Perlen.

1. Cornelia.

Cornelia, die Mutter der berühmten Römer Tiberius und Cajus Gracchus (631 v. Chr.), hatte einmal Beſuch von einer Freundin aus Campanien. Von dieſer wurde ſie gebeten, daß ſie ihr doch ihren Schmuck und ihre Koſtbarkeiten zeigen möchte. Cornelia erbot ſich, dieſes zu thun, unterhielt aber ihre Freundin ſo lange von andern Gegenſtänden, bis ihre Kinder aus der Schule kamen. Als dieſe kamen, ſo ſagte ſie: „Dieſe Kinder da, die ſind mein Schmuck, ſonſt habe ich keinen!“

2. Eine Mutter ſtirbt mit ihrem Kinde.

In dem traurigen Augenblicke, als die Stadt Meſſina in Sicilien im Jahr 1783 einen von den ſchrecklichen Stößen erlitt, welcher ſie beinahe in einen Steinhaufen verwandelte, nahm ein großer Theil der unglücklichen Einwohner ſein Zuflucht nach dem Hafen, und unter dieſen befand ſich auch der Graf von Spadara. Kaum hatte das Erdbeben ſich ſpüren laſſen, ſo trug er ſeine vor Schrecken in Ohnmacht gefallene Gemahlin in ſeinen Armen fort, erreichte ein kleines Schiff, und ſah ſich ſo mit ihr in Sicherheit. Hier ſchlug ſie ihre Augen wieder auf, und ihr erſter Gedanke war ihr Kind. „Wo iſt mein

Sohn? Er iſt ja nicht bei uns!" rief ſie jammernd aus. Ihr Gemahl verſicherte ſie, daß es unmöglich geweſen ſei, auch ihn zu retten; er bat ſie, ſich zu beruhigen und Gott zu danken, daß wenigſtens ſie beide gerettet ſeien. Aber vergebens waren ſeine beweglichſten Vorſtellungen. Feſt entſchloſſen, ſelbſt ihren Sohn zu retten, koſte es auch was es wolle, eilte ſie ihrem Hauſe zu, das noch mitten unter dem Schutte benachbarter Gebäude unverſehrt da ſtand, wegen deſſen feſter Bauart ſie vielleicht gehofft haben mochte, daß ſie mit ihrem Kinde noch unbeſchädigt wieder herauskommen könnte. Sie rennt hinein, ſtürzt ſich auf die Wiege ihres ſchlafenden Kindes und will mit dieſem koſtbaren Schatze davon fliehen; aber kaum war ſie an die Treppe zurückgekommen, ſo fiel dieſe ein, und nun läuft die Mutter, das Kind in den Armen haltend, von einem Zimmer in das andere, während hinter ihr Alles zuſammenſtürzt. Flammenſtröme vereinigten ſich jetzt mit dem Erdbeben, ſie nahen der unglücklichen Mutter; ſie ſucht endlich auf einem Erker ihre letzte Zuflucht, ruft kläglich um Hülfe und zeigt ihr weinendes Kind vom Erker herab. Allein leider vergebens! — „Ach!" ruft ſie, ihr Kind feſt in ihre Arme drückend, „ach mein Sohn! mein Sohn!" — und die fürchterliche Flamme verſchlingt Beide vor den Augen des untröſtlichen Gatten und Vaters.

3. Die Eltern Emanuel v. Fellenbergs.

Philipp Emanuel von Fellenberg, geboren am Ende des Juni 1771 zu Bern, ſtammte aus einem ſehr angeſehenen Patriziergeſchlecht. Sein Vater war Mitglied des Rathes in Bern, früher Lehrer der Jurisprudenz; ſeine Mutter war eine Enkelin des holländiſchen Admirals Cornelius, Urenkelin des berühmten van Tromp. Beide Eltern, hochgeehrt von ihren Umgebungen, geliebt von Allen, welche ſie kannten, und voll der herrlichſten Grundſätze und Lebensanſichten, übten auf den Knaben Emanuel von früh an den allerbeſten Einfluß. Einen außerordentlich großen Eindruck, welcher ſich niemals ver-

wischte, machte es auf denselben, wie er selbst erzählte, als er sah, wie eine gute heldenmüthige Mutter ihn einst mit eigener Lebensgefahr vom Tode rettete. Er spielte, kaum 4 Jahre alt, mit einem schweren Karren, setzte sich darauf, und dieser rollte mit dem Kinde einen Abhang hinunter, dem tiefen, reißenden Fluße zu. Seine Mutter, die Gefahr erblickend, sprang hinzu, klammerte sich an den Karren, und blutend, mit ungeheurer Anstrengung, gelang es ihr, ihr Kind vom nahen Verderben zu retten. Eine weitere Jugenderinnerung, welche unauslöschlich seinem Gedächtnisse sich einprägte, war folgende: 6 bis 8 Jahre später sah er eines Tages im Schlosse Wildenstein im Aargau, auf welchem sein Vater damals berneriſcher Landvogt war, seine Mutter weinend in einer Fensterniſche stehen. Der Knabe frug dieselbe um die Ursache ihrer Betrübniß; sie weigerte zuerst, sie zu gestehen, indem sie ihn bedeutete, er verstehe das noch nicht. Nach langem Bitten endlich erklärte ihm die vortreffliche Frau, daß die Nordamerikaner in großer Bedrängniß nach dem Verluste einer Schlacht seien; zugleich setzte sie ihm das Wesen ihres Freiheitskampfes auseinander, und begeisterte den Knaben dadurch in hohem Grade. Nicht minder tiefen Eindruck machte auf ihn das erste Bekanntwerden mit Pestalozzi, dem großen Verbesserer und Reformator des Lehr- und Erziehungswesens. Dieser wohnte damals auf dem Neuhof, ganz in der Nähe von Wildenstein. Eines Tages saß der junge Fellenberg, 12 Jahre alt, mit seiner Tante unter einer Linde vor dem Schlosse, als sie plötzlich einen Mann sich nahen sahen, dessen sonderbares, wild verwirrtes Aeußeres sie fast erschreckte. Die mehr als nachläſſige Kleidung, das fliegende, lange Haar und der große Bart desselben veranlaßten die Tante schon nach einem Almosen zu suchen. Wie erstaunt war aber der Knabe, als sein Vater dem Fremden entgegeneilte, und ihn herzlich umarmte! Auf sein Befragen erwiderte später der Vater dem Sohne, der sonderbare Mann sei Pestalozzi gewesen, ein großer Menschenfreund und Wohlthäter seiner Mitbrüder, und flößte ihm zugleich eine hohe Achtung vor dem Wollen und Streben dieses Mannes ein, welche sich nachher in eine herzliche Freundschaft verwandelte.

Peſtalozzi ging damals in Wildenſtein häufig aus und ein, namentlich wandte er ſich in Geldverlegenheiten, in welche er, ſeiner Gutherzigkeit und ſeines unpraktiſchen Sinnes im Leben wegen gar häufig gerieth, oft an den Landvogt von Fellenberg, welcher ihm jedesmal bereitwillig half. Einſt hatte ihm derſelbe eine ſo kleine Summe vorgeſtreckt, daß der ſcheue Peſtalozzi ſich faſt ſchämte, ihm dieſe wiederum in die Hände zurückzugeben; in ſeiner Verlegenheit barg er daher das Geld im Kamin, und ging. Da fand es der Vater; gerührt, rief er ſeinen Sohn, erzählte ihm die redliche That und ermunterte denſelben, dereinſt dem Beiſpiele Peſtalozzis zu folgen und ihn als Vorbild zu nehmen. Alle dieſe Züge, ſo klein und unerheblich ſie auch an ſich ſind, ſchlugen dennoch tiefe Wurzeln in dem Gemüthe des Knaben, und beweiſen, von welcher vortrefflichen Art die Einwirkungen in ſeiner früheſten Jugend auf ihn geweſen ſein müſſen. In Wildenſtein hatte Emanuel zwei Hauslehrer. Der erſte, ein finſterer Pedant, plagte und langweilte ihn dergeſtalt, daß er es faſt nicht mehr auszuhalten vermochte. Es kam daher zu offenem Widerſtand, und die Eltern beriefen an ſeine Stelle den verdienſtvollen Rengger, einen durchaus tüchtigen und wahrhaft gebildeten Mann, welcher ſpäter Miniſter des Kultus der helvetiſchen Republik geworden iſt. Dieſer unterrichtete den Knaben jedoch nur kurze Zeit, lange genug indeſſen, um ein inniges Verhältniß zwiſchen beiden zu begründen, welches ohne Unterbrechen bis zum Tode Renggers fortdauerte. (R. ſchrieb unter ſeinen hiſtoriſchen Werken, herausgegeben von Kortüm, unter Anderm auch mehrere höchſt ſchätzenswerthe Berichte über Hofwyl.) Während dieſer Zeit beſuchte Emanuel einmal mit ſeiner Mutter das Kloſter Königsfelden und die daſelbſt gegründete Irrenanſtalt. Von dem Anblick ſo vieler Unglücklicher ward er ſo ergriffen, daß ſeine fromme und herrliche Mutter, den Augenblick benutzend, ſich von ihm das feierliche Gelübde ablegen ließ, ſein Lebelang den Unglücklichen beiſtehen zu wollen. Darauf ſank die gute Frau auf die Knie und betete laut und inbrünſtig zu Gott, daß er ihr Kind mit Kraft ausrüſte, dem gefaßten Entſchluſſe treu zu bleiben. Dieſer ganze

Auftritt erſchütterte den Knaben mächtig; ſelbſt der Greis konnte, wenn er deſſen gedachte, ſich der Rührung nicht erwehren.

4. Cicero.

Cicero, jener gelehrte, durch ſeine große Beredtſamkeit berühmte römiſche Staatsmann, hatte einen Sklaven, Namens Tiro, den er zu Paträ in Achaja krank zurücklaſſen mußte. Er ſchrieb an dieſen Menſchen, der viele Kenntniſſe beſaß und ſich ihm ſehr nützlich machte, mehrere Briefe voll der zärtlichſten Freundſchaftsäußerungen, die wir noch haben und deren Hauptinhalt folgender iſt: „Ich habe es mir leichter vorgeſtellt, von dir getrennt leben zu können; aber ich kann es kaum aushalten. Und ob ich gleich um meiner Ehre willen eilig nach Rom reiſen mußte, ſo halte ich es doch für unrecht, daß ich dich verlaſſen habe. Sei verſichert, daß ich keinen angelegentlicheren Wunſch kenne, als dich bei mir zu haben, wenn es ohne Schaden für deine Geſundheit geſchehen kann; hältſt du aber für nöthig, noch ſo lange zu Paträ zu bleiben, bis du ganz wieder hergeſtellt biſt, ſo handle ganz ſo, wie es für deine Umſtände zweckmäßig iſt! — Wenn du Alles, was deiner Geſundheit dienlich iſt, thuſt, ſo erfüllſt du meinen Willen. Du haſt mir viele Dienſte erwieſen, aber keine größere Gefälligkeit kannſt du mir erzeigen, als wenn du bald wieder geſund wirſt. Darum bitte ich dich, lieber Tiro! daß du keine Koſten ſpareſt, um deine Geſundheit wieder zu erlangen. Ich habe dem Curius aufgetragen, daß er dem Arzte ſo viel in meinem Namen zahlen ſolle, als du für gut findeſt. Und ich glaube ſelbſt, daß man ihn anſtändig belohnen muß, damit er ſich deſto mehr Mühe gebe. Ich kenne deine Klugheit, deine Mäßigkeit, deine Liebe gegen mich, ich weiß alſo auch, daß du ſo bald als möglich zu mir eilen wirſt; nur übereile dich nicht! So ſehr ich dich zu ſehen wünſche, ſo bitte ich dich doch, daß du dich, ohne wieder recht geſund zu ſein, nicht auf eine ſo weite Reiſe im Winter begebeſt. Uns Allen wird deine Ankunft werth und erwünſcht ſein.“ Dies liebreiche Verfahren Cicero's gegen ſeine Bedienten

erwarb ihm auch die ganze Liebe derſelben. Als ſie daher hörten, daß Antonius Mörder abgeſchickt habe, um ihren guten Herrn umzubringen, trugen ſie ihn, theils mit Bitten, theils mit Gewalt, von ſeinem Landgute, wo er ſich aufhielt, in einer Sänfte gegen das Meer zu, damit er zu Schiffe gehen und ſeinen Feinden entfliehen möchte. Allein er ward eingeholt. Seine Bedienten ſtellten ſich um ihren Herrn, mit dem Vorſatz, ihn auch mit Aufopferung ihres Lebens gegen ſeine Mörder zu vertheidigen. Doch Cicero verbot ihnen, den geringſten Widerſtand zu thun.

5. Cromwell.

Thomas Cromwell, der berühmte Staatsmann, den König Heinrich VIII. von England zur Würde eines Grafen von Eſſex erhob, hatte an Gottesfurcht, Treue gegen ſeinen König, Klugheit in Verwaltung ſeiner Geſchäfte, Dankbarkeit gegen ſeine Wohlthäter, Gehorſam, Liebe und Gutthätigkeit wenig ſeines Gleichen. Unter Anderem forderte er alle Jahre einmal ſeine Bedienten zu ſich, daß ſie ihm Rechenſchaft geben mußten, was ſie ſich in ſeinen Dienſten erworben, und was ſie noch von ihm verlangten. Er ermahnte ſie, auf die Verbeſſerung ihrer Umſtände bedacht zu ſein, und ſorgte für ſie auf ſeine eigenen Koſten und vermittelſt ſeines Anſehens ſo treulich, als für ſeine eigenen Kinder, damit ſie nach ſeinem Tode eben ſo bequem leben könnten, als ſie bei ſeinen Lebzeiten gethan.

6. Scheiden.

Es iſt beſtimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebſten, was man hat,
Muß ſcheiden;
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen ach! ſo ſauer fällt
Als ſcheiden, ja ſcheiden.

Wo dir geſchenkt ein Knösplein was,
So thu' es in ein Waſſerglas;
Doch wiſſe:

Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl ſchon die Nacht darauf;
Das wiſſe, ja wiſſe!

Und hat Gott Liebes dir beſchert,
Und hältſt du es recht innig werth,
Das Deine;
Es wird wohl wenig Zeit noch ſein,
Da läßt es dich ſo gar allein;
Dann weine, ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verſtehn,
Ja, recht verſtehn;
Wenn Menſchen auseinander gehn,
So ſagen ſie: „Auf Wiederſehn!“
Ja, Wiederſehn! (Feuchtersleben.)

7. Wer ein tugendhaftes Weib gefunden, der hat einen größern Schatz denn köſtliche Perlen.

Einen ſolchen Schatz hatte Rabbi Meir, der große Lehrer, gefunden. Er ſaß am Sabbath in der Lehrſchule und unterwies das Volk. Unterdeß ſtarben ſeine beiden Söhne, beide ſchön von Wuchs und erleuchtet im Geſetze. Seine Hausfrau nahm ſie, trug ſie auf den Söller, legte ſie auf ihr Bett und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hauſe. — „Wo ſind meine Söhne,“ fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe!“ „Sie ſind in die Lehrſchule gegangen,“ war ihre Antwort. „Ich habe mich umgeſehen,“ erwiderte er, „und bin ihrer nicht gewahr geworden.“ Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: „Wo ſind meine Söhne, daß ſie auch trinken vom Weine des Segens?“ „Sie werden nicht weit ſein,“ ſprach ſie, und ſetzte ihm vor, zu eſſen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, ſprach ſie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!“ „So ſprich nur, meine Liebe!“ antwortete er. — „Vor wenig Tagen,“

ſprach ſie, „gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er ſie zurück. Soll ich ſie ihm wiedergeben?“ „Dies ſollte meine Frau nicht erſt fragen,“ ſprach Rabbi Meir; „wollteſt du Anſtand nehmen, einem jeden das Seine wiederzugeben?“ „O nein!“ verſetzte ſie, „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwiſſen nicht.“ Bald darauf führte ſie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. „Ach, meine Söhne,“ jammerte der Vater, „meine Söhne!“ Sie wandte ſich hinweg und weinte. Endlich ergriff ſie ihn bei der Hand und ſprach: „Rabbi, haſt du mich nicht gelehrt, man müſſe ſich nicht weigern wiederzugeben, was uns zur Verwahrung anvertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn ſei gelobet!“ „Der Name des Herrn ſei gelobet!“ ſtimmte Rabbi Meir mit ein. (Moſes Mendelsſohn.)

b. Lehren.

Der einzig ſichere Boden, auf dem wir Volksbildung und Nationalkultur aufbauen können, iſt die Familie.

Die Familie iſt die erſte und wichtigſte Schule des Charakters. Hier iſt es, wo jedes menſchliche Weſen in ſeine beſte oder ſchlechteſte ſittliche Zucht kommt, wo wir die Grundſätze unſeres Betragens einſaugen. Ebenſo gut, wie man ſagt: „Die Geſinnung macht den Menſchen,“ kann man auch ſagen: „Das Daheim macht den Menſchen.“ Denn hier öffnet ſich das Herz, bilden ſich die Gewohnheiten, erwacht die Vernunft und wird der Charakter zum Böſen oder Guten geformt. Das kleine Samenkorn, das im Privatleben in die Seele des Kindes geſäet wird, wächst ſpäter in die Welt hinaus und wird zur öffentlichen Meinung; Nationen werden aus Kinderzimmern zuſammengeleſen, und diejenigen, welche die Kinder am Gängelbande führen, üben vielleicht einen größern Einfluß, als diejenigen, welche die Zügel der Regierung in der Hand halten. Die Familie muß als die einflußreichſte Schule der Civiliſation betrachtet werden. Wenn die Einflüſſe auch ſcheinbar unbedeutend

ſind, welche zur Bildung des kindlichen Charakters beitragen, ſo erhalten ſie ſich doch für's ganze Leben. Der Charakter des Kindes iſt der Kern des Mannes und die Kindheit deutet den Mann an, wie der Morgen den Tag." (Milton.)

Wo der Geiſt der Liebe und Pflicht das Haus durchzieht, wenn Kopf und Herz dort eine weiſe Herrſchaft führen, dann dürfen wir von einer ſolchen Familie nützliche und glückliche Weſen erwarten, welche fähig ſein werden, in die Fußſtapfen ihrer Eltern zu treten, aufrechten Hauptes zu wandeln, ſich weiſe zu beherrſchen und zur Wohlfahrt ihrer Mitmenſchen etwas beizutragen. Wenn die Kinder aber von Unwiſſenheit, Selbſtſucht und Gemeinheit umgeben werden, ſo nehmen ſie unbewußt denſelben Charakter an. „Laß dein Kind von einem Sklaven erziehen, ſo haſt du der Sklaven zwei," ſagt ein alter Grieche.

Das Kind kann nicht anders, als nachahmen, was es ſieht. Benehmen, Bewegung, Sprache, Gewohnheit, Charakter, Alles iſt für daſſelbe ein Muſter. Das Muſter, das am beſtändigſten vor den Augen des Kindes ſteht, iſt die Mutter. In der Familie iſt ſie der Magnet aller Herzen und der Polarſtern aller Augen. Immerfort wird ſie nachgeahmt; ſie unterrichtet durch Handlungen, durch Beiſpiel. Dem Beiſpiel gegenüber iſt die Lehre nichts. Die Mutter hat auf das Thun und Treiben und die Charakterbildung des Kindes weit mehr Einfluß, als der Vater; denn das Haus iſt ihr Königreich, wo ſie alle Aufſicht führt. Ihre Gewalt auf die kleinen Weſen iſt eine unumſchränkte. Der Mutter Gewohnheiten werden die der Kinder, ihr Charakter wiederholt ſich ſichtlich in ihnen.

Dieſe Mutterliebe iſt die ſichtbare Vorſehung unſeres Geſchlechts. Das Glück oder das Elend, die Bildung oder die Unwiſſenheit, die Kultur oder die Barbarei der Welt hängen in einem ſehr hohen Grad von dem Einfluß der Frauen auf die Familien ab.

Die Frau erzieht menſchlicher als alle andern Lehrer. Der Mann iſt der Kopf, die Frau das Herz der Menſchheit; er iſt

das Urtheil, ſie das Gefühl derſelben; er iſt deren Kraft, ſie deren Anmuth, Zierde und Troſt; er füllt das Gedächtniß, ſie nimmt das Herz in Beſitz; durch ſie vornehmlich werden wir befähigt, zur Tugend zu gelangen. Eine gute Mutter ſchafft die ſittliche Luft des Daheim, welche die Nahrung des geiſtigen Menſchen iſt.

Die ärmlichſte Wohnung, der eine tugendhafte, fleißige und liebevolle Frau vorſteht, wird zu einer Heimath der Behaglichkeit, der Tugend und des Glücks. Sie gewährt dem Manne ein Heiligthum für das Herz, eine Zuflucht aus den Stürmen des Lebens, einen ſüßen Ruheplatz nach der Arbeit, einen Troſt im Unglück, einen Stolz im Glück und eine Freude zu allen Zeiten. (Smiles.)

Ja, es gibt keinen ſchöneren Beruf, als der der Hausmutter. Aus Liebe ſich ſelbſt zu vergeſſen, alle ihre Mühe, alle ihre Sorge ohne Unterlaß Andern zu weihen, iſt ihr ſüßes Geſchäft. Sie ſelbſt gehört ſich nicht. Ihr Schickſal, Glück und Unglück band ſie an das Schickſal ihres Mannes. Sie iſt Mutter und lebt für ihre Kinder; ſie iſt Hausfrau und denkt für Andere; ſie iſt der ſichtbare Schutzgeiſt häuslicher Ordnung und Glückſeligkeit. Sie iſt edel, ſittig, häuslich, gütig, ſanft und weiſe. Sie iſt auch gütig gegen ihre Diener, ohne Heftigkeit und ſchnöde Aeußerungen des Stolzes oder der Herrſchſucht. So erwirbt ſie ſich Liebe, Willigkeit und Gehorſam bei ihrer Dienerſchaft.

„Des Mannes Haus iſt ſeine Burg", ſagt ein engliſches Sprüchwort. So iſt es in einem Hauſe, wo Ordnung, Arbeitſamkeit, Friede, Sitteneinfalt, Offenheit und Tugend walten.

Hier findet der Mann ſeine ſittliche Stärkung, die Ruhe ſeines Gemüthes, die Sammlung ſeines Geiſtes und die Kraft ſeines Wollens. Von hier aus kann er muthvoll eingreifen in die Weltverhältniſſe und mit Erfolg kämpfen den Kampf für die Wahrheit und das Recht.

Glückliche Ehen ſind das trefflichſte Bildungsmittel des menſchlichen Herzens. Alles, was hier beglückt, beſſert zugleich. Hier gewinnt die Tugend Leben und Anmuth. Hier reifen Wohlwollen, Sanftmuth und Geduld zur ſchönſten Fülle; hier

wird alles Gewaltſame gebrochen, alles Wilde und Stürmiſche geregelt, hier ſtärkt ſich der Gemeingeiſt, der in allen Sphären des bürgerlichen Lebens unverändert zum Beſſern wirkt. Hier erwacht die Liebe zu allem Wahren, Guten und Schönen.

So lange die Liebe auf Erden Herzen verbindet, wird die Tugend auch ihre Tempel behalten. So lange die Ehe für heilig erkannt wird, gelingt es den Entartungen der Zeit nicht, einen vollſtändigen Sieg davon zu tragen. Sollte die Tugend ein Bündniß nicht heilig ſprechen, von dem ſie große Vortheile erwarten darf?

Glückliche Ehen ſind die Veſte des Staates und das Palladium der Menſchheit. Der Staat kann nicht ſtürzen, wenn er viele glückliche Ehen zählt. Die Menſchheit darf ihre Sache nicht verloren geben, ſo lange ſie dieſelbe noch der Pflege glücklicher Familien anvertrauen kann. Der iſt der beſſere Staatsmann und der treuere Bürger, der Weib und Kinder für ſeinen größten Reichthum hält; der der feurigſte Patriot, den Liebe zu ſeinen Erwählten dazu gebildet hat.

Aus dem Schooße glücklicher Familien geht die veredelte Generation hervor. Hier gewöhnt ſich der Menſch ſchon früh, für Andere zu leben und ſich aufzuopfern. Hier wird das Herz ſanft und weich und mit allen edlen Empfindungen an die Menſchheit gekettet, ehe die ſchmutzige Selbſtſucht bei ihm Wurzel faßt. Hier glüht ſeine Seele für Menſchenwürde und Menſchenglück, ehe elende Gemeinſchaft ſie beflecken kann.

Die Verbeſſerung der Zeit erwartet ihre kräftigſte Beförderung von der Vermehrung glücklicher Familien.

Der Jüngling.

1. Was die künftigen Zeiten und Menſchen ſein werden, hängt zum Theil ſchon von den Menſchen ab, die heute leben.

2. Durch ihre Tugenden und Laſter, durch ihre Einſichten und Irrthümer, durch ihre Verweichlichung oder Sittenſtrenge bereiten ſie das Schickſal ihrer Nachkommen.

3. Jüngling, der du einſt Wohlſtand über dein Haus, Ruhm über das Haus deiner Eltern, Segen über dein Vater-

land bringen willſt — vergiß nicht der Führerinnen Religion und Tugend.

4. Wohl mögen dich zuweilen Zweifel beunruhigen in der Zeit, wo du ſtrebſt, die gründlicheren Ueberzeugungen des männlichen Alters zu gewinnen.

5. Aber deine Zweifel ſind nur Zweifel, keine Wahrheiten. Du trittſt aus der Finſterniß deiner erſten Jugend an das Licht des ſpätern Alters.

6. Es blendet dich, du irrſt in Dämmerungen. Du kannſt nicht die Vorſtellungen deiner Kindheit behalten, und doch iſt das Auge deines Geiſtes noch nicht ſtark genug, im Lichte zu ſehen.

7. Daher die Zweifel halber Aufklärung, daher deine Unruhe. Ganze Aufklärung verſöhnt dich mit dir ſelbſt, führt dich wieder der waltenden Gottheit zu und beſeelt dich wieder mit dem hohen Geiſte der Religion.

8. Wiſſe, um das Geheimniß des Weltalls zu durchdringen, müßteſt du Gott ſelber ſein.

9. Bleibe dir getreu! Religion ziert den Mann, verſchönert die Mutter, macht den Greis ehrwürdig!

10. Aber ein religiöſer Jüngling iſt die Hochachtung Aller, weil es bei ihm eine Kraft des Herzens vorausſetzt, welche man nicht von ſeinen Jahren erwartet, einen Muth, der dem Leichtſinn ſeiner Altersgenoſſen Trotz bietet, eine Geiſtesſtärke, die ſich nicht verbergen will, ſondern überall hervorſtrahlt.

11. Bekenne Religion in deinen Geſinnungen, und du wirſt die letzten Zweifel ſchwinden ſehen, die dich vielleicht folterten.

12. Du wirſt dein Glück, deine Ruhe, im ſtillen kindlichen Glauben eines reinen Gemüths wiederfinden; Ruhe, die du in den Geſpinnſten deiner Einbildungskraft, in den Schwärmereien des ſich verkennenden Verſtandes verloren haſt.

13. Bekenne deinen religiöſen Sinn in Thaten! Nicht was du denkſt, iſt wahre Religioſität, ſondern was du thuſt.

14. Schwerer iſt es dir, als dem betagten Manne, immer ſo zu handeln, daß du mit dir ſelbſt zufrieden ſein kannſt.

Bald trügen dich Mangel an Erfahrung und Umsicht, bald reißt dich die Lebhaftigkeit deiner Gefühle fort.

15. Lerne dich selbst beherrschen! Schweige, wenn dich eine Empfindung überwältigen will, handle nicht, wenn du fühlst, daß du deine ruhige Stimmung verloren hast.

16. Sei bescheiden! Du kannst die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich du in der Welt bist. Welche wichtige Person glaubtest du vielleicht oft zu sein! Du dachtest allein den Kreis zu beleben, in welchem du wirktest; in deiner Abwesenheit müsse, bildetest du dir ein, Leben, Nahrung und Athem stocken. Aber die Lücke, welche entstand, ward kaum bemerkt, sie füllte sich schnell wieder aus, ja sie ward oft nur der Platz für etwas Besseres.

17. Sei weise! Meide jedes Unrecht, welchen Namen es auch habe; sei nachsichtig in Deinen Urtheilen über Andere, streng im Gericht über dich selbst.

18. Sei thätig! Wenn du das Leben liebst, verschwende die Zeit nicht, denn aus Zeit besteht Leben. Die Energie des Willens wird deine Kräfte verdoppeln, Entbehrungen und Aufopferungen dir erleichtern.

19. Wisse, der Mensch, auf der einen Seite den Thieren des Feldes, auf der andern der Gottheit selbst verwandt, lebt nur dann seiner Natur gemäß, wenn er immer emporsteigt; jede höhere Stufe der Weisheit und Tugend, die er erstiegen hat, erhöht seine Glückseligkeit.

20. Ohne Arbeit ist keine Gesundheit der Seele noch des Leibes, ohne diese keine Glückseligkeit möglich. Die Natur will, daß du die Mittel zur Erhaltung und Versüßung deines Daseins als Früchte einer mäßigen Arbeit aus ihrem Schooße ziehen sollst.

21. Sei wahr und treu! Wahr und treu in den Worten, die du gibst, vorsichtig in den Worten, die du empfängst.

22. Sei menschenfreundlich in deinen Handlungen gegen Unbekannte, männlich treu gegen Freunde, großmüthig gegen Feinde.

23. Vertheidige ohne Bitterkeit deine Rechte, doch nie mit Verletzung gerechter Ansprüche deines Gegners.

24. Sei besonnen in der Wahl deines Umgangs! Es ist leicht, groß und gut zu handeln, wenn man sich von den Beispielen des Großen und Guten umringt sieht.

25. Aber es ist schwer, den reinen Adel des Herzens unbefleckt zu bewahren, wenn man die Beispiele des Schlechten und Gemeinen beständig vor Augen hat.

26. Wähle dir nur solche Freunde, deren Denkart die Deinige bessert, von deren Umgang du für Geist und Herz Gewinn hoffen darfst.

27. Denn ein Freund, der nicht in vielen Dingen besser ist als du, hält dich im Laufe deiner Vervollkommnung auf.

(Spr. der Dichter.)

Die Jungfrau.

1. Ungewisser, als das Schicksal des Jünglings, ist das der Jungfrau. Der Mann tritt mit eigener Kraft in die verworrenen Verhältnisse des Leben ein und wählt seinen Beruf, wählt mit Freiheit zu allen seinen Zwecken die Mittel, wählt einst die Gattin, die Gefährtin seines Lebens, die seinen Neigungen am meisten entspricht.

2. Nicht so die Jungfrau. Selten kann sie mit eigener Macht ihr Loos bestimmen, sie muß es schweigend erwarten. Selten kann sie den Mann wählen, mit welchem vereint sie die Leiden und Freuden ihrer Tage am liebsten theilen möchte; sie wird gewählt.

3. Selten hat sie eigene Mittel genug, sich unabhängig zu ernähren und zu beschützen; sie wird ernährt, sie wird beschützt.

4. Als Mitglied eines Geschlechts, welches von Natur zarter, schwächer und unfähiger ist, in den Stürmen des bürgerlichen Lebens zu handeln, muß sie ihre Angelegenheiten im öffentlichen Leben Fremden anvertrauen und von ihnen verwalten und vertheidigen lassen.

5. Wie nöthig ist es ihr, ihre künftige Lage mit Ernst zu betrachten, sich mit der festen Entschlossenheit zu waffnen, jedem

Verhängniß unerschrocken, doch weise entgegenzutreten; sich vorzubereiten, des besten Glückes würdig zu sein, auch wenn sie es einst nicht empfangen sollte; sich vorzubereiten, auch im schlimmsten Falle, wo alle ihre Wünsche scheitern, nie ganz unglücklich zu sein!

6. So muß sie schon in frühen Jahren ihr wahres Glück von allen äußern Dingen unabhängig machen: sie muß es in ihrem eignen Herzen gründen, wenn sie es einst behalten will, als Weib, als Mutter, als Hausfrau, oder auch im unvermählten Stande.

7. Bewahre dir die Unverdorbenheit des Herzens, o Jungfrau! Sie ist dein höchster Schmuck, des Menschen höchstes Gut. Der Häßliche wird liebenswürdig durch sie, und alle Anmuth des Leibes verliert ihren Zauber ohne sie!

8. Bewahre dir deine Unschuld! Sie ist die erhabenste Zierde der Jungfrau, der Grund aller weiblichen Tugenden. Der Wüstling hat Achtung, der Barbar Ehrfurcht vor dem zarten Wesen, das noch von der Majestät seiner weiblichen Ehre umgeben ist.

9. Ehre selbst deine weibliche Würde und du hast deine Liebenswürdigkeit gerettet, auch wenn mit den Jahren deine jugendliche Anmuth verschwunden ist.

10. Lerne die Gefahren kennen, welche deiner Unschuld drohen, und begegne ihnen mit den Waffen, welche die Natur dir gab: Schamhaftigkeit, Sittsamkeit und Bescheidenheit.

11. Meide die Gesellschaften, in welchen die Gesetze der Anständigkeit vergessen werden; meide Gespräche, über welche du mit Recht erröthen müßtest, wenn ein Dritter sie hörte; meide Schmeichler, welche sich von deiner Schönheit entzückt stellen.

12. Fröhne nicht dem Laster der Eitelkeit! Die Mode wechselt mit jedem Jahre; Sittsamkeit ist seit Jahrtausenden des Weibes erste Zierde geblieben.

13. Sei schamhaft vor dir selbst! Verbanne jede unanständige Erinnerung, welche unreine Gedanken in dir erwecken

könnte; fliehe die zuchtlosen Vorstellungen deiner Einbildungskraft und zerstreue sie durch nützliche Thätigkeit oder ernstere Gedanken.

14. Schütze die Unverdorbenheit deines Verstandes, um die Unschuld deines Gemüthes zu bewahren. Strebe nicht nach Kenntnissen, die dir zur Vermehrung des häuslichen Glücks wenig helfen, strebe nicht nach Geschicklichkeiten und Einsichten, welche von dir Niemand fordert und erwartet. Verbilde dich nicht!

15. Bereite dich vielmehr vor zu deinem künftigen Stande, als kenntnißvolle und geschickte Hausmutter, als weise Erzieherin von Kindern! Die Geschäfte des Weibes erfordern Nachdenken, Klugheit, Vorsicht, Beharrlichkeit.

16. Das Weib ist es, von dessen weisem Sinn und Handeln meist alle Ruhe, alle Zufriedenheit, alle Glückseligkeit des häuslichen Lebens abhängt, ohne welche kein wahres Wohlsein gedenkbar ist. (Spr. der Dichter.)

Der Hausvater.

1. Ehrwürdig ist der Stand des Hausvaters. Er wird dem Fürsten zu Theil, wie dem ärmsten von seinen Unterthanen.

2. Der Hausvater ist Stellvertreter der Seinigen, Vertheidiger ihrer Gerechtsame, unter den Bürgern des Staats und seinen Hausgenossen stets in Verehrung.

3. Er sorgt nicht wie ein einzelner Mann für sich allein; unter allen seinen Sorgen nennt er die Sorge für sich die geringste. Seine Gattin, seine Kinder, sein Berufsgeschäft, seine Hausgenossen sind der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Er ist der Vater, Vormund, Beschützer, Freund, Rathgeber aller der Seinigen.

4. Um ihretwillen trägt er die Unannehmlichkeiten des Lebens mit Geduld. Um ihretwillen unterwirft er sich Manchem, was er sonst mit Unmuth von sich abgeschüttelt haben würde.

5. Er nimmt die Dornen des Lebens, weil sie doch für Gattin und Kinder einige Rosen tragen. Denn ohne ihre Zu-

friedenheit, ohne ihre Ehre hat er ſelbſt weder Zufriedenheit, noch Wohlſtand, noch Ehre.

6. Wehe dem, der ſeinem Hausweſen auf üble Art vorſteht, der Weib und Kind verſäumt und elend macht,

7. Wider ihn empört ſich das Gefühl der Menſchen. Kein anderes Vergehen wird ihm weniger verziehen, man rechnet ihn zum Auswurf und zur Schande der Geſellſchaft.

8. Willſt du ein weiſer Hausvater ſein? Erhalte in deinem Hauſe mit Klugheit, Liebe und Standhaftigkeit Ordnung, Arbeitſamkeit, Gehorſam, Sitteneinfalt! Dieſe Tugenden ſind die Grundpfeiler aller häuslichen Glückſeligkeit.

9. Wo Ordnung beſteht, und jeder ſeiner Pflicht folgt, da iſt kein Wiederſpruch bei jedem Anlaß, kein Zwiſt über das, was geſchehen und unterbleiben müſſe, keine Entzweiung der Gatten um Kleinigkeiten, kein übles Beiſpiel für Kinder und Geſinde.

10. Wache über der Eintracht unter Allen! Unterwirf aber auch dich ſelbſt den Geſetzen der häuslichen Zucht.

11. Sei mit den Deinigen arbeitſam! Nützliche Thätigkeit wird erfordert, ſowohl was du beſitzeſt, zu vermehren, als auch, es nur zu erhalten. In einem wohl eingerichteten Hauſe ſoll kein Müßiggänger leben; jeder trage zum Wohlſein Aller bei. Der Fleißigſte ſei der Verdienſtvollſte, wie er auch der Zufriedenſte und Heiterſte iſt!

12. Weil aber nur das gut und vollkommen gethan wird, was mit Freudigkeit und aus Zuneigung geſchieht, erwirb dir die Liebe deiner Kinder und Hausgenoſſen. Geſtatte ihnen nicht nur gern erlaubte Freuden zu ſeiner Zeit, ſondern theile mit ihnen deine häuslichen Feſte.

13. Erziehe deine Kinder zum Gehorſam. Nicht durch Thränen, nicht durch kindiſchen Trotz, noch durch kindlich ſchlaues Schmeicheln laß dich bewegen, das zu thun, worauf ihr Eigenſinn, ihre Laune beharrt! Wird in der Jugend nicht der Wille gebrochen, ſo bricht im Alter das Herz! Ein ungerathenes Kind bringt dir das größte Wehe, das tiefſte Herzeleid.

14. Zeige und befördere Unverdroſſenheit und Einfalt der Sitten. Ohne ſie wohnt im Hauſe kein Friede, kein Segen.

Was Räuber und Mörder im Staate, das ſind Laſterhafte in einer Familie. Wie willſt du aber Tugend fordern, wenn du ſelbſt laſterhaft biſt?

15. Zeige und befördere Religioſität, ächte Gottesfurcht, beſtändige Achtung und Liebe gegen das höchſte Weſen. Sie ſind die Vollendung und Krone des weiſen Hausvaters. Während alle ſeine Hausgenoſſen auf ihn ſehen und ihm vertrauen, ſieht und vertraut er auf den Vater aller Weſen.

16. Dankbar empfängt er alle guten Gaben vom Herrn, auch das Leiden, auch die Entbehrung. Denn auch dieſe ſind nöthig, deine Kraft zu ſtärken, deinen Glauben zu erhöhen, dein Gemüth zu veredeln und an die Hinfälligkeit deſſen zu mahnen, was du auf Erden beſitzeſt.

17. Was kann den Gliedern einer Familie innigeren Zuſammenhang geben als die gleiche Liebe, der gleiche Glaube, die gleiche Hoffnung zum Ewigen?

18. Was kann ehrwürdiger ſein, als der Hausvater, ſtill betend im Kreiſe ſeiner Kinder?

19. Was kann rührender und beruhigender ſein am Sterbelager eines der Getreuen von der Hausgenoſſenſchaft, als der wehmüthige Abſchied Aller von dem Geliebten mit dem Blick voll Zuverſicht zum Himmel, der da ſpricht: „Wir haben uns nur auf kurze Zeit einander verloren! Die Hand, welche uns hier zuſammenführte, die Hand, welche uns durch das Dunkel dieſes Lebens geleitet hat, ſie hat auch Macht und Liebe, uns dort einander wieder zu geben.“ (Spr. der Dichter.)

Die Hausmutter.

1. Wer kennt einen ſchöneren Beruf als den der Hausmutter?

2. Aus Liebe ſich ſelbſt zu vergeſſen, alle ihre Mühe, alle ihre Sorge ohne Unterlaß Andern zu weihen, iſt ihr ſüßes Geſchäft.

3. Sie ſorgt und arbeitet Tag und Nacht nicht für ſich, ſondern für das Wohl der Ihrigen. Sie ſinkt des Abends ermüdet auf ihr Lager und ſammelt neue Kräfte, nicht für ſich, ſondern für Andere. Ihr Gatte, ihre Kinder, ihr Hausgeſinde, ihre Angehörigen ſollen des Lebens froh werden. Sie hat für ihr ganzes mühevolles Leben keine andere Belohnung, als den Anblick derer, die ſie zufrieden macht.

4. Sie ſelbſt gehört ſich nicht. Ihr Schickſal, Glück und Unglück, band ſie an das Schickſal, Glück und Unglück eines Mannes, der ihr einſt fremd war.

5. Welches Loos er ihr bereitet, ſie nimmt damit fürlieb. Wird er arm, ſie theilt ſeine Armuth; wird er verfolgt, ſie trägt unſchuldig ſein Leiden mit ihm; wird er krank, ſie wartet und pflegt ſein und leidet mehr als er ſelbſt. Sie iſt nichts für ſich, Alles für einen Andern.

6. Sie iſt Mutter, ſie lebt für ihre Kinder, denen ſie mit Schmerzen und Gefahr das Leben gab, deren Geſundheit ſie mit tauſend kleinen Opfern erkaufte. Wenn alle Andern der Ruhe genießen, wacht ſie in nächtlicher Stille für den geliebten Säugling. Sie hütet das holde Kind am Krankenlager, horcht auf ſeine Athemzüge und betet in der Einſamkeit. Niemand weiß es, was ſie that, Niemand weiß es, was ſie litt; Gott dem Allwiſſenden nur iſt es bekannt.

7. Sie iſt Hausfrau und hat für Andere zu denken. Und ob ſie auch erkranke: ſie muß für die Geſundheit Anderer wachen; ob ſie auch manche Erquickung, manche kleine Freude entbehren muß: ſie ſorgt erſt, daß ihre Angehörigen ihr Theil empfangen und ihre Freude genießen.

8. Sie iſt der Engel des Friedens im Hauſe, der ſichtbare Schutzgeiſt häuslicher Ordnung und Glückſeligkeit. Sie hat den Blick auf das Größte und Kleinſte gerichtet und vergißt deren keines. Sie umfaßt Alles mit der ihr eigenen Mutterliebe und Mutterſorge.

9. Wie edel ſteht ſie da in ihrem einfachen, aber tiefwirkenden Beruf! Ein ſchönes Bild edelmüthiger Selbſtver-

leugnung aus Liebe! Der Mann, der mit seiner Kraft vielleicht eine halbe Welt erschüttert, kann nicht mittelbarer, inniger und anhaltender beglücken, als die gute Hausfrau, auf deren bescheidenes Thun Niemand achtet.

10. Sie ist sittig; durch die Holdseligkeit ihres Wandels den Ihrigen ein nachahmungswürdiges Muster aller schönen Eigenschaften! Und ihr religiöser Sinn verbreitet über ihre Handlungen etwas Höheres, etwas Göttliches.

11. Ihren Kindern ist sie das Vorbild der Verehrung Gottes und seiner Vorsehung, in der Kirche wie in der stillen Schlafkammer, so führt sie sie zu Gott, wie Gott sie ihr einst wieder zuführt.

12. Sie weiß, Reinigkeit des Gemüths ist der köstlichste Schmuck des Weibes; wo er einmal verloren wird, ersetzt ihn aller Glanz der Juwelen und goldenen Geschmeides nicht.

13. Selbst den Schein meidet sie, welcher einen Schatten auf die Reinheit ihres Herzens werfen könnte.

(Spr. der Dichter.)

c. Sprüche.

1. Das Haus ist erst der Ort, worin das Glück
Sich Wohnung machen kann, wo selbst das Unglück
Beklagt, gemildert und gezwungen weicht
Durch Liebe; wo das Alter sanft gepflegt,
Der Tod mit Thränen sanft gefeiert wird.
Drum ist das Haus der heiligste der Orte,
Der Liebe Altar und des Himmels Tempel
Zur schönsten Feier aller seiner Wunder,
Zum seligen Genuß all' seiner Zauber,
Und sei das Haus die ärmste, kleinste Hütte! (Schefer.)

2. Wohl dem Menschen, der nach dieses Lebens
Eitlem Wirken, den ermüd'ten Blick
Nicht vergebens in die Ferne sendet,
Nach der Ruh' in häuslich stillem Glück.

Ach, nur hier, in dieſem Friedenshafen,
Schweigt der Stürme zügelloſe Wuth,
Und die Wellen ſchlagen da nur leiſe,
Wo das Schiff am ſichern Bollwerk ruht.
Nicht der Ehre goldbelad'ne Schätze
Geben jene ſelig-ſtille Luſt;
Nicht der Ehre flitterreiches Blitzen
Stillet dieſe freigeborne Bruſt;
Nur im engen Kreiſe ſeiner Lieben,
Still genügſam an dem eignen Heerd,
Mit Vertrauen auf den Himmel blickend,
Hat das Leben einen wahren Werth. (v. Maltitz.)

3. Wie ſchön iſt es, wie lieblich, wenn Brüder einträchtig zuſammen wohnen. (Pſ. 133, 1—3.)

4. Wer Hader zwiſchen Verwandten anſtiftet, den haßt Gott. (Spr. Sal. 6, 19.)

5. Der Diener, der ſeinen Herrn beſchützt, kommt zu Ehren. (Spr. Sal. 27, 18.)

6. Einen treuen Diener und fleißigen Arbeiter halte in Ehren. (Sir. 7, 22. 23.)

7. Züchtige dein Kind und es wird dir ein ruhiges Leben bereiten und zum Labſal deiner Seele werden. (Spr. Sal. 29, 17.)

8. Wer ſeinem Kind die Ruthe entzieht, haſſet es;
Wer es liebt, züchtigt es frühzeitig. (Spr. Sal. 13, 24.)

3. Selbstbeherrschung und Selbsterkenntniß.

a. Beispiele: 1. Sokrates. — 2. Beherrsche dich! — 3. Camillus. — 4. Philipp II. — 5. Friedrich der Große. — 6. Paulus Aemilius. — 7. Andreas Doria. — 8. Der Kampf mit dem Drachen. — 9. Benjamin Franklins Tugendübung. — 10. Herkules am Scheidewege.

1. Sokrates.

Eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften des Sokrates war seine Seelenruhe, welche kein, auch noch so unangenehmer Vorfall, und keine, auch nicht die härteste Begegnung stören konnte. Da er von Natur stürmisch und heftig war, und die Mäßigung, welche er sich zu eigen gemacht hat, bloß ein Werk seiner Anstrengungen und seiner Selbstüberwindung gewesen ist, so muß dies die Achtung für diesen würdigen Mann noch vermehren. Er hatte seine Freunde gebeten, sie möchten ihn gleich erinnern, wenn sie merkten, daß er zornig werde. Bei dem ersten Winke, den er darüber erhielt, bei dem ersten Worte senkte er den Ton seiner Stimme, oder schwieg ganz. Als er sich über einen Sklaven um einer Vergehung willen entrüstet fühlte, sagte er zu ihm: „Ich würde dich schlagen, wenn ich nicht im Zorne wäre.“ — Als er einst von einem gegen ihn aufgebrachten Menschen einen Schlag an das Ohr erhalten hatte, sagte er lächelnd: „Es ist doch verdrießlich, daß man nicht voraussehen kann, wann es gut wäre, einen Helm zu tragen.“ Er fand in seinem eigenen Hause Uebung genug für seine Geduld. Denn Xantippe, seine Frau, setzte sie durch ihre üble Laune und ihr stürmisches Temperament auf die härteste Probe. Es gab keine schlimme Begegnung und keine Beleidigung, die sie ihm nicht anthat: aber nichts kam auch dem Gleichmuthe und der Ruhe gleich, die er ihren Mißhandlungen entgegensetzte. Als sie eines Tages alle nur erdenklichen Schmähungen gegen ihn erschöpft hatte, schüttete sie ihm noch, als er eben zum Hause hinaus ging, von oben herab einen Topf schmutzigen Wassers nach. „Ei,“ sagte Sokrates lächelnd, „dachte ich mir's doch, daß es nach einem solchen Sturme regnen müßte!“

2. Beherrsche dich!

Der griechische Philosoph Dion ging einmal durch eine Gasse; ein muthwilliger Bube, der ihm begegnete, schalt ihn aus, und verfolgte ihn mit bösen Lästerreden bis in sein Haus. Dion hatte während der ganzen Zeit kein Wort geredet. Als er nun zu seinem Hause gekommen war, fragte ihn der böse Bube, ob er denn nichts antworten wolle? „Nichts," sagte der vernünftige Dion.

Eben so gab der griechische Redner Demosthenes einem Menschen, der ihm unzählige Schimpfworte sagte, die Antwort: „Ich mag mich nicht in einen solchen Streit mit dir einlassen, wo der Ueberwundene mehr Ehre hat, als der Ueberwinder."

Noch größere Mäßigung zeigte der König Antigonus. Er hörte in seinem Zelte, daß zwei Soldaten, die außen vor dem Zelte standen, sehr schimpflich und unehrbietig von ihm redeten. Nachdem er ihnen eine Weile zugehört hatte, machte er das Zelt auf, und sagte zu ihnen: „Wenn ihr so von mir reden wollt, so gehet wenigstens auf die Seite, daß ich es nicht höre."

„Ich ermahne dich," schrieb Cicero seinem Bruder, einem zum Zorne sehr geneigten Menschen, „daß du täglich darauf denkst, dem Zorne Einhalt zu thun; und weil diese Leidenschaft die Seele gleichsam zerrüttet, so mußt du besonders die Zunge bezähmen. Dieses scheint mir öfters schwerer zu sein als nicht zürnen, denn niemals zornig werden, ist mehr eine Wirkung eines schläfrigen Temperaments als eine Mäßigung. Aber seine Sprache im Zorne mäßigen oder gar schweigen, zeigt wo nicht die höchste Stufe der Weisheit, doch einen mehr als mittelmäßigen Geist an."

3. Camillus.

Der Römer Camillus (um's Jahr 400 v. Chr.) zog zum sechsten Mal mit der Würde eines obersten Befehlshabers bekleidet gegen die Volsker zu Felde. Lucius, sein Gehülfe im

Oberbefehl, ein junger Mann, dem es noch an der einem Oberbefehlshaber so nöthigen Vorsicht und Klugheit fehlte, brannte vor Begierde, sich zu schlagen. Camillus, welcher einsah, daß die Umstände und die Lage des Ortes den Römern nicht günstig seien, wollte durchaus kein Treffen liefern, und rieth daher seinem Collegen aus allen Kräften von diesem Unternehmen ab. Aber Lucius, der dieses Zaudern für Schwäche und Furchtsamkeit des Alters hielt, beschloß, sich nicht mehr an die Warnung des Camillus zu kehren. Er griff daher mit dem größten Theile des Heeres an einem Tage, da Camillus gerade krank war und das Bett hüten mußte, die Feinde an. Aber er erfuhr nur zu bald die Folge seines unbesonnenen Schrittes. Alles war ihm ungünstig, sein Heer fing an zu weichen, und er ward mit einer glänzenden Niederlage bedroht. Doch, in diesem entscheidenden Augenblicke kam ihm Camillus zu Hülfe. Der alte, kranke Mann raffte sich auf die erste Nachricht von der Unternehmung seines ersten Mitbefehlshabers, und weil er den Ausgang derselben voraussah, sogleich von dem Bette auf, ließ sich auf sein Pferd helfen, und eilte an der Spitze einer kleinen Schaar auf's Schlachtfeld. Hier bot er alle seine Kräfte auf, um die Ordnung bei dem Heere wieder herzustellen, und die Flüchtigen zurückzubringen. Es gelang ihm auch. Die Truppen wurden wie von einem neuen Geist und Muth beseelt, so bald sie den Camillus unter sich sahen; sie sammelten sich wieder, entschlossen, einen Feldherrn nicht zu verlassen, unter dem sie nur zu siegen gewohnt waren. Die Feinde wurden durch diese unvermuthete Wendung der Dinge zurückgetrieben und gänzlich geschlagen. Camillus, der so große Ursache gehabt hatte, mit seinem Collegen unzufrieden zu sein, ließ ihn nach diesem Vorfalle sein Unrecht gar nicht fühlen, sondern behandelte ihn mit eben so viel Güte und Sanftmuth wie vorher. So wußte dieser Mann alle unangenehmen Empfindungen und alle rachsüchtigen Leidenschaften in seinem Herzen zu ersticken, und über sich selbst Siege davon zu tragen, die ihm mehr Ehre machten, als alle gewonnenen Schlachten!

4. Philipp II.

Wenn uns das Glück anlächelt, wenn ſich Alles nach unſern Wünſchen fügt, ſo müſſen wir uns nur um ſo mehr vor Stolz und Uebermuth hüten. Wer im Glück und Unglück ſich nicht gleich bleibt, verräth einen beſchränkten Geiſt. Philipp, König von Macedonien, ſchlug die Athenienſer und Thebaner in der berühmten Schlacht bei Chäronea auf's Haupt, und er konnte ſtolz auf dieſen Sieg ſein. Aber er betrug ſich mit ſo großer Beſcheidenheit, daß man kaum denken konnte, daß er der Sieger ſei. Den Athenienſern, ſeinen ärgſten Feinden, ſchickte er ihre Gefangenen unentgeltlich zurück, und die Erſchlagenen ließ er zur Erde beſtatten. Kurz, weder Stolz noch Hochmuth blickten aus ſeinen Augen; er befahl ſogar einem Sklaven, ihn täglich zu erinnern, daß er ein Menſch ſei. Deßwegen ging er niemals aus ſeinem Palaſte, noch durfte Jemand Morgens früh zu ihm kommen, ehe ihm ſein Diener die Worte zugerufen hatte: „Philipp, gedenke, daß du ein Menſch biſt!“

5. Friedrich der Große.

Ein merkwürdiges Beiſpiel von Gelindigkeit und Herrſchaft über ſich ſelbſt gab König Friedrich II. von Preußen. Dieſer große Monarch hatte ſelbſt die merkwürdige Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges verfaßt; das ganze vollendete, aber noch nicht in's Reine geſchriebene Manuſcript dieſes Werkes lag auf ſeinem Tiſch, über welchem ein Kronleuchter hing. Durch die Unvorſichtigkeit eines Pagen fiel eine Funke von dieſem Kronleuchter auf die Handſchrift, und verbrannte ſie zur Aſche. Der erſchrockene Page warf ſich dem König zu Füßen und bat um Gnade. Friedrich, ſtatt ſeinen Unwillen über dieſen Vorfall zu äußern, ſagte bloß: „Alſo ſchreibe ich dieſe Geſchichte noch einmal.“

6. Paulus Aemilius.

Der große römiſche Feldherr Paulus Aemilius überwand im Jahr 168 v. Chr. den Perſeus, König von Macedonien,

und machte dessen Länder zu einer Provinz des römischen Reiches, weßwegen ihm ein dreitägiger Triumph vom Senat zugestanden wurde. Unter den Gefangenen, welche man in das römische Lager brachte, befand sich auch der König Perseus selbst, der in Trauerkleider eingehüllt einherwankte. Als der edle Aemilius ihn erblickte, ging er demselben mit weinenden Augen entgegen, reichte ihm die Hände, verbat sich alle Ehrfurchtsbezeugungen, und setzte ihn in den Kreis seiner Offiziere vom ersten Range. Bis zu Thränen gerührt von dessen unglücklichem Zustande, legte er dem Perseus, voll Sanftmuth und Mitleiden, wegen der Ursachen seiner Feindseligkeiten wider Rom verschiedene Fragen vor, die dieser nur mit niedergeschlagenen Augen und stummen Thränen beantwortete. Hierauf sprach er dem gefangenen Könige Muth zur Ertragung seines unglücklichen Schicksals ein, indem er sagte, es möchte aus einem Fehler, dessen jeder Mensch fähig wäre, oder aus einem unvermeidlichen Verhängnisse nach dem Rathschlusse der Götter entstanden sein, und wendete sich endlich mit folgenden Worten an die ganze Versammlung: „Ihr sehet hier ein großes Beispiel von dem Unbestande der menschlichen Dinge; euch besonders, ihr jungen Kriegsmänner, betrifft diese Rede! Die Ungewißheit dessen, was uns von einem Tage zum andern begegnen kann, muß uns die Lehre geben, uns niemals im Glücke stolz und heftig, gegen wen es auch sein mag, zu bezeigen, und uns niemals auf das gegenwärtige Glück zu verlassen. Die Probe eines ächten Verdienstes und einer wirklichen Tapferkeit ist diese, daß wir bei einem glücklichen Erfolge nicht übermüthig werden, und uns bei einem unglücklichen nicht niederschlagen lassen.

7. Andreas Doria.

Nachdem Andreas Doria, einer der berühmtesten Seehelden des 16. Jahrhunderts, Genua von der französischen Oberherrschaft befreit hatte, so stand es in seiner Macht, sich selbst zum Beherrscher des Genuesischen Staats aufzuwerfen. Der Ruhm seiner ehemaligen Thaten, der glückliche Erfolg des gegen-

wärtigen Verſuchs, die Ergebenheit ſeiner Freunde, die Dankbarkeit ſeiner Landsleute, der Beiſtand des Kaiſers Karl V., Alles traf hier zuſammen, ihm eine oberherrliche Gewalt zu verſprechen, und lud ihn ein, dieſelbe anzunehmen. Aber mit einer Großmuth, die wenig ihres Gleichen findet, opferte er alle Gedanken der eigenen Erhöhung dem edeln Vergnügen auf, ſein Vaterland frei zu ſehen; der höchſte Gegenſtand, nach welchem der Ehrgeiz ſtreben kann. Nachdem er das geſammte Volk vor dem Thore ſeines Palaſtes hatte zuſammen kommen laſſen, verſicherte er dasſelbe, daß die Glückſeligkeit, ſeine Mitbürger einmal wieder in dem Beſitze der Freiheit zu ſehen, für ihn die vollkommenſte Belohnung aller ſeiner Bemühung ſei; vergnügter mit dem Namen eines freien Bürgers als über den Titel eines Oberherrn, fordere er keine Vorzüge, keine größere Macht, als welche Männer ſeines Gleichen beſäßen; er überlaſſe daher ihnen Allen das Recht, die Regierungsform, die ſie nunmehr unter ſich einführen wollten, feſtzuſetzen. Das Volk hörte ihn mit Thränen der Bewunderung und der Freude. Zwölf Perſonen wurden erwählt, eine neue Regierungsform für den Staat zu entwerfen. Der Einfluß der Tugenden und das Beiſpiel des Doria theilte ſich ſeinen Landsleuten mit; die Parteien, die den Staat ſo lange zerriſſen und zu Grunde gerichtet hatten, ſchienen vergeſſen; man nahm weiſe Maßregeln, einem neuen Ausbruch bürgerlicher Unruhen zuvorzukommen; und eben die Regierungsverfaſſung, die in Genua unter ſehr wenigen Abänderungen bis in's Jahr 1805 gedauert hat, wurde damals mit allgemeinem Beifall eingeführt. Doria, geliebt, hochgeachtet und von ſeinen Landsleuten verehrt, erreichte ein hohes Alter; und da er feſt bei ſeinem Gelübde der Mäßigung beharrte, und ſchlechterdings nichts mehr, als was jedem Privatbürger mit Recht gebührt, verlangte, ſo behielt er jederzeit einen mächtigen Einfluß auf die Berathſchlagungen des Freiſtaates, der ſein Daſein ſeiner Großmuth zu verdanken hatte. Durch dieſes Anſehen und dieſe Vorzüge übte er, ohne es nur zu wollen, eine Herrſchaft aus, die ſich auf Liebe und Dankbarkeit gründete, und von der Verehrung ſeiner Tugenden, und nicht von der

Furcht seiner Gewalt unterstützt wurde. Sein Andenken wird noch jetzt von den Genuesern in Ehren gehalten, und in ihren öffentlichen Denkmalen und in den Werken ihrer Geschichtschreiber heißt er „der Vater seines Landes und der Wiederbringer seiner Freiheit."

8. Der Kampf mit dem Drachen.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch' Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer,
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut!
Der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel and're zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sanct Johanns des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden. [1])

[1]) Die Johanniterritter hatten in der Zeit von 1309—1622 ihren Sitz auf der griechischen Insel Rhodus und hießen darum auch Rhodiser. Später überwies ihnen Karl V. die Insel Malta, woher sie dann Malteser genannt wurden.

Und vor den edeln Meiſter tritt
Der Jüngling mit beſcheid'nem Schritt;
Nach drängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und ſpricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet;
Frei iſt dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe in's Gefilde,
Froh walle auf dem Felſenſteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde."

Doch ſtrenge blickt der Fürſt ihn an
Und ſpricht: „Du haſt als Held gethan,
Der Muth iſt's, der den Helden ehret,
Du haſt den kühnen Geiſt bewähret,
Doch ſprich! Was iſt die erſte Pflicht
Des Ritters, der für Chriſtum ficht,
Sich ſchmücket mit des Kreuzes Zeichen?"
Und alle rings herum erbleichen.
Doch er mit edlem Anſtand ſpricht,
Indem er ſich erröthend neiget:
„Gehorſam iſt die erſte Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

„Und dieſe Pflicht, mein Sohn," verſetzt
Der Meiſter, „haſt du frech verletzt;
Den Kampf, den das Geſetz verſaget,
Haſt du mit frevlem Muth gewaget!" —
„Herr, richte, wenn du alles weißt,"
Spricht jener mit geſetztem Geiſt,
„Denn des Geſetzes Sinn und Willen,
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtſam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen,

Durch List und klug gewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

Fünf unsres Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden,
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt Mann,
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden?
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heldenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leun
Und rangen mit den Minotauern, [1])
Die armen Opfer zu befrei'n,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

Ist nur der Saracen es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm,

[1]) Theseus von Athen erlegte den Minotaur auf Kreta und befreite so seine Landsleute von ihrem gräßlichen Tribute.

Doch ſeinen Muth muß Weisheit leiten,
Und Liſt muß mit der Stärke ſtreiten.
So ſprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden;
Da flößte mir der Geiſt es ein,
Froh rief ich aus: ich hab's gefunden!

Und trat zu dir und ſprach dies Wort:
„Mich zieht es nach der Heimath fort.“
Du, Herr, willfahrteſt meinen Bitten,
Und glücklich ward das Meer durchſchnitten.
Kaum ſtieg ich aus am heim'ſchen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künſtlers Hand
Getreu den wohlgemerkten Zügen
Ein Drachenbild zuſammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Laſt
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein ſchuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar ſchirmet.

Lang ſtrecket ſich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als ſchnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet ſich des Rachens Weite,
Und aus dem ſchwarzen Schlunde dräun
Der Zähne ſtachelichte Reihn;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen ſprühen Blitze,
In eine Schlange endigt ſich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um ſich ſelber fürchterlich,
Daß es um Roß und Mann ſich ſchlänge.

Und alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein ſcheußlich Grau;
Halb Wurm erſchien's, halb Molch, halb Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache. [1])

[1]) Pfuhl.

Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, ſchnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen,
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze ſie zu wildem Grimme,
Zu faſſen ihn mit ſcharfem Zahn,
Und lenke ſie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vlies [1])
Den ſcharfen Biſſen Blöße ließ,
Da reiz' ich ſie, den Wurm zu packen,
Die ſpitzen Zähne einzuhacken.
Ich ſelbſt, bewaffnet mit Geſchoß,
Beſteige mein arabiſch Roß,
Von adeliger Zucht entſtammet,
Und als ich ſeinen Zorn entflammet,
Raſch auf den Drachen ſpreng' ich's los,
Und ſtachl' es mit den ſcharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geſchoß,
Als wollt' ich die Geſtalt durchbohren.

Ob auch das Roß ſich grauend bäumt
Und knirſcht und in die Zügel ſchäumt,
Und meine Doggen ängſtlich ſtöhnen,
Nicht raſt' ich, bis ſie ſich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emſigkeit,
Bis dreimal ſich der Mond erneut,
Und als ſie jedes recht begriffen,
Führ' ich ſie her auf ſchnellen Schiffen.
Der dritte Morgen iſt es nun,
Seit mir's gelungen hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruh'n;
Bis ich das große Werk beſtanden.

[1]) Fell, Haut. Berühmt iſt das goldene Vlies, das Jaſon mit den Argonauten aus Kolchis holte.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz.
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten,
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel [1]) schließt es ein:
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der stellen Höhe,
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauste der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache,
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,

[1]) Wunderwerk.

Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felſen ſtieg ich jetzt hinan.
Eh' ich den ſchweren Strauß begann,
Hin kniet' ich vor dem Chriſtuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und ſteige nieder zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß,
Ich gebe ſcheidend die Befehle,
Und ſchwinge mich behend auf's Roß
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum ſeh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs ſchlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen,
Und bäumet ſich und will nicht weichen.
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes ſcheußliche Geſtalt,
Und ſonnet ſich auf warmem Grunde,
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden ſie ſich pfeilgeſchwind,
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von ſich haucht den gift'gen Wind
Und winſelnd wie der Schakal heulet.

Doch ſchnell erfriſch' ich ihren Muth,
Sie faſſen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus ſtarker Fauſt den Speer entſende.
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet ſich mein Roß und ſcheuet

An ſeinem Baſiliskenblick [1])
Und ſeines Athems gift'gen Wehen,
Und mit Entſetzen ſpringt's zurück,
Und jetzo war's um mich geſchehen. —

Da ſchwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell iſt des Schwertes Schneide bloß;
Doch alle Streiche ſind verloren,
Den Felſenharniſch zu durchbohren,
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zu Boden mich gerafft;
Schon ſeh' ich ſeinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde wuthentbrannt
An ſeinen Bauch mit grimm'gen Biſſen
Sich warfen, daß es heulend ſtand,
Von ungeheurem Schmerz zerriſſen.

Und eh' es ihren Biſſen ſich
Entwindet, raſch erheb' ich mich,
Erſpähe mir des Feindes Blöße
Und ſtoße tief ihm in's Gekröſe,
Nachbohrend bis an's Heft, den Stahl.
Schwarzquellend ſpringt des Blutes Strahl.
Hin ſinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Rieſenballe,
Daß ſchnell die Sinne mir vergehn;
Und als ich neugeſtärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich ſtehn,
Und todt im Blute liegt der Drache."

Des Beifalls lang gehemmte Luſt
Befreit jetzt aller Hörer Bruſt,
Sowie der Ritter dies geſprochen,
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen

[1]) Der Anblick des fabelhaften Baſilisken war tödtlich für es ſelbſt, wenn es ſich in einem vorgehaltenen Spiegel ſah. Die ſüd-amerikaniſche unſchädliche Königseidechſe iſt nach dem Fabelthier genannt.

Wälzt der vermiſchten Stimmen Schall
Sich brauſend fort im Wiederhall. —
Laut fordern ſelbſt des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenſtirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen,
Da faltet ſeine Stirne ſtreng
Der Meiſter und gebietet Schweigen.

Und ſpricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, ſchlugſt du mit tapfrer Hand,
Ein Gott biſt du dem Volke worden,
Ein Feind kamſt du zurück dem Orden,
Und einen ſchlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieſer Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben ſtiftet,
Das iſt der widerſpänſt'ge Geiſt,
Der gegen Zucht ſich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt,
Denn er iſt's, der die Welt zerſtöret.

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck;
Denn wo der Herr in ſeiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes-Blöße,
Da ſtifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieſes Ordens Bund,
Der Pflichten ſchwerſte zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken,
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf ſich mit ſeinem Kreuz nicht ſchmücken."

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,

Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch ſchweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von ſich das Gewand
Und küßt des Meiſters ſtrenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und ſpricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir iſt der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieſes Kreuz, es iſt der Lohn
Der Demuth, die ſich ſelbſt bezwungen.“

(Schiller.)

8. Benjamin Franklins Tugendübung.

Einen möglichſt hohen Grad ſittlicher Vollkommenheit zu erreichen, war das eifrigſte Beſtreben Franklins. Er wünſchte, es ſei ihm vergönnt, ſich alle Tugenden zu eigen zu machen. Zu dieſem Zweck ſchrieb er ſich dreizehn gute Eigenſchaften auf: Enthaltſamkeit, Schweigſamkeit, Ordnung, Entſchloſſenheit, Sparſamkeit, Betriebſamkeit, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung, Reinlichkeit, Ruhe, Sittenreinheit und Demuth.

Er hielt es für rathſam, nicht auf alle dieſe Vorzüge zu gleicher Zeit ſeine Aufmerkſamkeit zu richten, ſondern eine Tugend nach der andern in's Auge zu faſſen, bis er alle dreizehn zu üben gelernt habe. Uebrigens glaubte er ſie in obiger Reihenfolge nach ihrer Schwierigkeit geordnet zu haben. Da nun, um an's Ziel zu kommen, eine tägliche Prüfung nothwendig war, ſo machte er ſich ein kleines Notizbuch, in welchem für jede Woche ein Blatt beſtimmt war. Jede Seite war von oben durch ſenkrechte Striche in 7 Spalten getheilt für die 7 Tage der Woche; vorn waren von oben nach unten ſeine 13 Tugenden verzeichnet. Kam nun in der Woche ein Verſtoß gegen eine derſelben vor, ſo wurde ein ſchwarzes Kreuz dabei angemerkt. Uebrigens wurde über jede Wochentabelle der Name einer beſtimmten Tugend geſetzt, auf welche in dieſer Zeit Franklin beſonders zu achten ſich vorgenommen hatte. Er war

mit ſich zufrieden, wenn am Ende der Woche die Rubrik für dieſe Tugend leer geblieben war, mochten auch in den andern hin und wieder einzige Kreuzchen angezeichnet ſtehen. Die nächſte Woche kam eine andere Tugend an die Reihe und ſo im Jahre jede der dreizehn vier mal. Indem Franklin dieſes Verfahren eine Zeit lang fortſetzte, bemerkte er zu ſeinem großen Erſtaunen viel mehr Fehler an ſich, als er urſprünglich gedacht hatte; doch tröſtete ihn nach kurzer Zeit ſchon eine ſichtliche Abnahme derſelben. Nach einiger Zeit machte er den Gang nur einmal in einem Jahr durch, hierauf in mehreren Jahren nur einmal, und ſpäter unterließ er es ganz, weil er auf der Reiſe oder auswärts viel beſchäftigt war. Aber ſein Notizbuch führte er doch immer bei ſich. Die Tugend der Ordnung machte ihm am meiſten zu ſchaffen und die Demuth hat er erſt am Ende hinzugefügt. Wiewohl er im Ganzen die ſehnlichſt gewünſchte Vollkommenheit nicht erreichte, ſo wurde er durch ſein Streben doch beſſer und glücklicher. Noch im hohen Greiſenalter ſagte Franklin, daß er das hohe Glück ſeines Lebens namentlich ſeinem Notizbuch verdanke. Der Mäßigkeit ſchreibt er ſeine lange, ausdauernde Geſundheit zu, der Betriebſamkeit und Sparſamkeit ſeine bald errungene Wohlhabenheit, der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit verdankt er das Vertrauen ſeines Vaterlandes und die ehrenvollen Aemter, die es in ſeine Hände legte. Durch die Geſammtheit aller jener Vorzüge aber, wie unvollkommen er ſich dieſelben auch angeeignet zu haben glaubte, gewann er jene gleichmäßige Ruhe und Heiterkeit, die ſeinen Umgang bis zum hohen Alter ſelbſt für jüngere Bekannte überaus anziehend machte.

9. Herkules am Scheidewege.

Als Herkules aus der Kindheit zum männlichen Alter gelangt war, wo der Jüngling ſein eigener Herr wird und erkennen läßt, ob er im Leben den Weg der Tugend oder des Laſters betreten werde, begab er ſich in die Einſamkeit und ſetzte ſich, voll Zweifels, welchen von beiden Wegen er wählen

ſollte. Da ſah er zwei Frauen von hoher Geſtalt auf ſich zukommen. Die eine, in weißem Gewande, war ſittſamen Anſehens und edlen Weſens; eine reine Hautfarbe, ein ſchamhaftes Antlitz und beſcheidene Haltung waren ihre Schönheit. Die andere ſchien weichlich und wohlgenährt; ſie war geſchminkt, um weißer und röther zu erſcheinen; auch gab ſie ſich eine gradere Haltung, als ihr natürlich war und ihre Kleidung ſchien darauf berechnet, daß ihre Jugendfülle vortheilhaft hindurch ſchiene. Sie beſah ſich ſelber einmal über das andere mit Wohlgefallen, blickte umher, ob ſie von jemand bemerkt werde und betrachtete öfter ihren eigenen Schatten.

Als ſich beide dem Herkules näherten, blieb die erſtere bei ihrem gewöhnlichen Gange, die andere aber eilte voraus, lief auf den Jüngling zu und redete ihn alſo an:

„Ich ſehe dich, mein Herkules, noch zweifelhaft, welchen Lebensweg du erwählen willſt. Wenn du mich zur Freundin annimmſt, ſo werde ich dich auf den angenehmſten und gemächlichſten Weg führen, wo es dir dein Lebelang an keinem Vergnügen fehlen und wo nichts Beſchwerliches dir begegnen ſoll. Da werden dir weder Kriege noch Geſchäfte Sorge machen, ſondern nur darauf ſollſt du denken, was du gutes eſſen oder trinken mögeſt, was deine Augen und Ohren ergötzen, oder deinen Geruch und dein Gefühl reizen könne, wie du dich in angenehmer Geſellſchaft vergnügen, wie du am weichſten ſchlafen und dies alles ganz ohne Arbeit erlangen könneſt. Sollte dir jemals das Bedenken entſtehen, woher das zu nehmen, ſo fürchte nur nicht, daß ich deinem Leibe oder Geiſte die geringſte Mühe oder Arbeit zumuthen werde, um ſolches zu beſchaffen, ſondern was andere mit Anſtrengung erworben haben, das ſollſt du bloß genießen, ohne auf irgend etwas zu verzichten, wozu ſich dir Gelegenheit bietet. Denn die ſich zu mir halten, denen gebe ich die Macht, aus allem, wie und wo ſie es finden, Vortheil zu ziehen.“

Herkules fragte darauf: „Weib, wie iſt dein Name?“ Sie antwortete: „Meine Freunde nennen mich Glückſeligkeit, aber meine Haſſer, die mich gern verkleinern, nennen mich Laſter.“

Unterdessen war auch das andere Weib herangekommen und sprach: „Auch ich komme zu dir, o Herkules, weil ich deine Eltern kenne und deine Neigung schon von deiner Kindheit an erforscht habe; daher hoffe ich, wenn du meinen Weg erwählest, daß du ein wackerer Vollbringer schöner und rühmlicher Thaten werdest, durch welche du meinen Namen noch mehr erhöhest und bei den Guten mich verherrlichest. Ich will dich aber mit keinen Vorspiegelungen von Vergnügen täuschen, sondern ganz nach der Wahrheit, wie es die Götter geordnet haben, dir vorstellen. Wisse denn: die Götter schenken den Menschen nichts wirklich Gutes und Rühmliches ohne Arbeit und Mühe, sondern, wenn du willst, daß die Götter dir gnädig seien, so mußt du ihnen dienen; willst du von deinen Freunden geliebt werden, so mußt du durch Wohlthun um ihre Liebe werben; willst du, daß die Stadt dir Ehre erweise, so mußt du ihr nützlich werden; gehen deine Wünsche darauf, daß ganz Griechenland deine Heldentugend bewundere, so mußt du dich bestreben, um Griechenland dich verdient zu machen; soll dein Feld dir reiche Ernte geben, so mußt du dein Feld bauen; sollen deine Heerden dich reich machen, so mußt du der Heerden warten; begehrest du, durch Krieg einen Namen zu erlangen, die Freiheit des Vaterlandes zu schützen und die Feinde zu überwältigen, so hast du vorerst die Kriegskunst selber von geschickten Meistern zu lernen und dich alsdann in derselben zu üben; willst du durch Leibesstärke gewaltig sein, so mußt du deinen Leib gewöhnen, der Vernunft zu gehorchen und ihn in Schweiß und schwerer Arbeit tüchtig machen."

Hier fiel ihr das Laster in die Rede und sprach: „Merkest du wohl, mein Herkules, auf welch' einen beschwerlichen, langen Weg zu ihren Freuden dieses Weib dich weist? Ich aber will dich auf einem leichten und kurzen Weg zur Glückseligkeit leiten."

Und die Tugend antwortete: „Du Elende, was hast du denn Gutes? oder welche Freude kennst du denn, da du nichts darum thun willst? da du niemals warteſt, bis dir das Verlangen darnach entsteht, sondern mit allem dich übersättigest, eh' dir die Lust dazu ankömmt? Du issest, ehe dich hungert; du

trinkeſt, ehe dich dürſtet. Damit dir das Eſſen ſchmecke, mußt du dich nach Köchen umthun, dir die Speiſen lecker zubereiten, und damit dir das Trinken munde, ſchaffſt du erſt koſtbare Weine an und verlangeſt im Sommer nach Schnee und Eis. Um gut zu ſchlafen, brauchſt du ein weiches Bett, und kannſt es kaum behaglich genug haben. Dich verlangt nach dem Schlafe, nicht weil du von Arbeit müde biſt, ſondern weil du vor Nichtsthun Langeweile haſt. Du verkehrſt die Natur und erkünſtelſt alles. Deine Freunde ſchwelgen die Nacht durch und verſchlafen den beſten Theil des Tages. Du biſt zwar unſterblich, aber die Götter ſtoßen dich aus, und die guten Menſchen verachten dich. Die angenehmſte Muſik: das Lob aus dem Munde des Rechtſchaffenen, iſt deinen Ohren fremd; das angenehmſte Schauſpiel kommt dir nie vor Augen: denn noch nimmer haſt du ein ſchönes Werk deiner Hände geſehen. Wer wollte deinen Worten glauben? Wer wollte dir etwas geben, wenn du dürftig biſt? Welcher Vernünftige meidet nicht deinen Umgang? Die mit dir gehen, ſind bei jungen Jahren am Leib entkräftet und im Alter am Verſtand geſchwächt. Ohne Arbeit und Mühe ſcheinen ſie in ihrer Jugend üppig und wohlgenährt, aber unter Mühe und Noth, in großer Armuth ſchleppen ſie ſich durch ihre alten Tage. Sie ſchämen ſich ihrer Vergangenheit und erliegen unter der Laſt der Gegenwart. Die Jugend verfloß ihnen in Wohlleben: das Böſe haben ſie ſich für das Alter aufgeſpart. Ich dagegen wohne bei den Göttern und wohne bei den guten Menſchen. Ohne mich kommt kein ſchönes Werk, ſei es göttlich oder menſchlich, zu Stande. Götter und Menſchen ehren mich vor allen zumeiſt. Den Künſtlern bin ich eine werthe Gehülfin, den Hausvätern ein treuer Wächter ihrer Häuſer, dem Geſinde ein gefälliger Beiſtand; ich bin eine wackere Theilnehmerin an den Geſchäften des Friedens, im Kriege eine ſtandfeſte Waffengefährtin und die beſte Genoſſin der Freundſchaft. Meinen Freunden iſt der Genuß auch einer kunſtlos bereiteten Koſt ſüß und labend, denn ſie eſſen und trinken nicht, ehe ſich das Bedürfniß dazu einfindet. Der Schlaf iſt ihnen ſüßer als den Faulen, doch verlaſſen ſie ihn ohne Verdruß und verſchieben

ſeinetwegen keine nöthige Verrichtung. Meine Jünglinge freuen ſich über die Lobſprüche der Alten und meine Greiſe über die Ehrenerweiſungen der Jünglinge. Mit Vergnügen erinnern ſie ſich ihrer vorigen Thaten und die gegenwärtigen machen ihnen noch Freude, denn durch mich haben ſie die Götter zu Freunden, ſehen ſich von den Freunden geliebt und vom Vaterlande geehrt. Kommt endlich das beſtimmte Ziel, dann liegen ſie nicht ehrlos in Vergeſſenheit begraben, ſondern ihr Angedenken lebt in den Lobliedern der Nachwelt ewig fort. Willſt du alſo die Mühen übernehmen, Herkules, du Sohn trefflicher Eltern, ſo ſtehet dir es zu, der höchſten Glückſeligkeit theihaftig zu werden."

Da ergriff der Jüngling mit Entſchloſſenheit die Hand der Tugend und folgte ihr. Sie hat ihn auf manchen rauhen Weg geführt; in zwölffacher Arbeit prüfte ſie ſeine Kraft und ſeinen Willen; aber ſie machte ihn zum rechtſchaffenen Mann und tapfern Helden. Griechenland verehrte ihn als ſeinen Wohlthäter; ſein in Noth und Kampf bewährter Geiſt erſtieg den Himmel, und ſein Name iſt unvergeſſen geblieben unter den Menſchen. (F. Bäßler.)

b. Lehren.

Die Selbſtbeherrſchung iſt die Wurzel aller Tugenden. Sowie der Menſch ſeinen Trieben und Leidenſchaften den Zügel ſchießen läßt, gibt er ſeine ſittliche Freiheit auf und ſinkt zum Sklaven des thieriſchen Triebes herab. Somit iſt die Selbſtbeherrſchung diejenige Kraft, welche den wahren Unterſchied zwiſchen einem thieriſchen und einem ſittlichen Leben ausmacht und welche die hauptſächliche Grundlage des Charakters bildet.

Nicht der ſtarke Mann iſt zu preiſen, der eine Stadt erobert, ſondern der ſtärkere, der ſeinen eigenen Geiſt und Willen beherrſcht. In der Ueberlegenheit der Selbſtbeherrſchung beſteht eine der Vollkommenheiten des idealen Menſchen. Nicht jedem Eindruck zu erliegen, nicht von jedem Triebe hin und hergezogen zu werden, ſondern ſich ſelbſt zu zügeln, im Gleichgewicht zu halten und dem gemeinſchaftlichen Urtheil ſeiner zu einem Rath

verſammelten Gefühle zu folgen, das iſt dasjenige, was die ſittliche Erziehung zu erreichen ſtrebt.

Obgleich der ſittliche Charakter in hohem Grade von Temperament und körperlicher Geſundheit abhängt, liegt es doch in der Gewalt jedes Menſchen, dieſen Charakter durch wachſame und ausdauernde Selbſtzucht zu regeln, zu ſchulen und zu ziehen. Dieſe Selbſtzucht iſt viel wichtiger, als irgend eine Wiſſenſchaft. Wer die Selbſtbeherrſchung nicht hat, der fällt in allen Dingen in's Maßloſe. Er zerſtört ſich ſeinen Frieden, ſeine Geſundheit, ſeinen guten Namen, ſein Glück; das Gleiche thut er Andern.

Das Leben des guten Menſchen iſt ganz von Selbſtzucht und Selbſtbeherrſchung durchdrungen. Er iſt nüchtern, wachſam, meidet das Böſe, thut das Gute, übt ſeine Pflicht bis zum Tode, kämpft gegen die Bosheit und die Schlechten dieſer Welt, bleibt ſtark im Glauben an die Macht des Guten und wird nicht müde im Wohlthun.

Auch der Geſchäftsmann bedarf der Unterordnung unter eine ſtrenge Regel. Das Geſchäft, wie das Leben, beruht auf ſittlicher Hebelkraft.

Auch für die Politik gilt daſſelbe. In dieſem Lebenskreiſe gelangt man weniger durch Talent, als durch Temperament, weniger durch Genie als durch Charakter zu Erfolgen. Beſitzt ein Mann keine Selbſtzucht, ſo fehlt es ihm an Geduld wie an Takt, und er hat nicht die Kraft, ſich ſelbſt zu beherrſchen und Andere zu leiten. Durch Selbſtbeherrſchung und Geduld wird auch der echte Heldencharakter zur Vollendung gebracht. Dieſe Eigenſchaft beſaß z. B. auch der edle Hampden, deſſen erhabene Eigenſchaften ſelbſt ſeine politiſchen Feinde anerkannten. Clarendon z. B. beſchreibt ihn als einen Mann von ſeltener Gemüthlichkeit und Beſcheidenheit, als von Natur liebevoll und lebhaft und höflich. Er war unerſchrocken und doch zugleich freundlich und ſanft. Er machte nicht viele Worte, aber Alles, was er ſagte, wog wegen ſeines tadelloſen Charakters ſchwer. Niemand beſaß eine größere Herrſchaft über ſich ſelbſt.

Ein heftiges Temperament kann weiter nichts als einen ſtarken und regſamen Willen bedeuten. Ungezügelt ergeht es

ſich gelegentlich in leidenſchaftlichen Ausbrüchen, aber geſchult und unterworfen kann es die Quelle energiſcher Kraft und Wirkſamkeit werden. Es läßt ſich dem Dampfe vergleichen, den man in einer gut eingerichteten Dampfmaſchine in Bereitſchaft hält und durch Schieber, Regulatoren und Hebel regelt und zügelt. In der That haben viele der größten geſchichtlichen Charaktere ein heftiges Temperament, aber auch einen ebenſo ſtarken bändigenden Willen gehabt, jene Triebkraft unter eine ſtrenge Aufſicht zu ſtellen. Die Heldenfürſten des Hauſes Naſſau zeichneten ſich ſämmtlich durch Selbſtbeherrſchung, Selbſtverleugnung und entſchloſſene Thatkraft aus. Wilhelm der Schweigſame war in ſeinem Benehmen ſo ſanft und verſöhnlich, daß ſeine Feinde ihn für ſchüchtern und kleinmüthig ausgaben. Wenn aber die Zeit zum Handeln kam, dann war ſein Muth heldenhaft und ſeine Entſchloſſenheit unbeugſam; dann war er „ein Fels im Meer, unerſchüttert vom wüthenden Wogendrang.“

Auch Waſhington beherrſchte in gefährlichen Augenblicken ſeine Gefühle derart, daß er den Eindruck machte, als ob er eine angeborne Ruhe beſitze, die faſt bis zur Unempfindlichkeit gehe. Trotzdem war Waſhington von Natur warm und ungeſtüm, und ſeine Milde, Sanftheit, Höflichkeit und Rückſicht für Andere waren das Ergebniß einer ſtrengen Selbſtbeherrſchung und raſtloſen Selbſtzucht. Sein Biograph ſagt von ihm: „Seine Leidenſchaften waren ſtark und brachen zuweilen mit Heftigkeit hervor, aber er beſaß die Kraft, ſie augenblicklich zurückzudrängen. Seine Selbſtbeherrſchung war ſein merkwürdigſter Charakterzug.“ Wie Napoleon hatte auch der Herzog von Wellington eine höchſt reizbare Natur und konnte ſie nur durch wachſame Selbſtbeherrſchung im Zaume halten. Mitten in der Gefahr wußte er ſo kalt und ruhig zu bleiben, wie ein Indianerhäuptling. Bei Waterloo und auf andern Schlachtfeldern ertheilte er ſeine Befehle in den ſchlimmſten Augenblicken ohne die leiſeſte Aufregung und mit einem Ton der Stimme, der leiſer als ſonſt war.

Der engliſche Naturforſcher Faraday war ſtarker, ſelbſtändiger und ſogar feuriger Natur und doch zugleich höchſt zart und

gefühlvoll. Unter seiner Milde und Güte glühte das Feuer eines Vulkans, das er aber durch seine strenge Selbstzucht in ein erwärmendes und belebendes Feuer verwandelt hat. Mit seiner Selbstbeherrschung verband er eine große Selbstverleugnung. Da er sich der praktischen Chemie widmete, so hätte er leicht ein großes Vermögen erwerben können; aber er widerstand der Versuchung und folgte dem Pfad der reinen Wissenschaft.

Für das persönliche Glück ist es sehr nothwendig, daß man auch seine Worte, wie seine Handlungen im Zügel hält; denn es gibt Worte, die stärker als Schläge treffen, und man kann „Dolche sprechen." Der weise und sich selbst beherrschende Mann wird seine Zunge im Zaum halten, während der Narr alles herausplappert, was er denkt, und lieber seinen Freund als seinen Scherz opfert. „Das Herz eines Narren liegt in seinem Munde." Sehr erfahrene Männer haben es oft bedauert, gesprochen zu haben, aber nie, geschwiegen zu haben. „Schweig, oder sag' etwas, das besser als das Schweigen ist," sagte Pythagoras. Und Lacordaire sagte: „Nach dem Sprechen ist das Schweigen die größte Macht der Welt."

Natürlich gibt es Zeiten und Gelegenheiten, wo die Aeußerung von Unwillen nicht bloß erlaubt, sondern sogar nothwendig ist. Wir haben die Pflicht, über Falschheit, Selbstsucht und Grausamkeit empört zu sein. Es gibt in der Welt mehr gute als schlechte Menschen, und die schlechten haben bloß deßhalb die Oberhand, weil sie kühner sind.

Ein Mann, der sich seiner Kräfte mit Entschiedenheit bedient, muß uns wohlgefallen, und wir nehmen oft bloß aus dem Grunde, weil er das thut, für ihn Partei.

Das beste Gegenmittel gegen eine unduldsame Stimmung ist die Lebenserfahrung. Gebildete und erfahrene Männer sind stets die Duldsamsten, während unwissende Personen gerne nachtragen. Männer mit einer großangelegten und edlen Natur sind am meisten zum Verzeihen geneigt. „Ich kenne keinen begangenen Fehler," sagte Göthe, „den ich nicht auch hätte begehen können." Und „Alles begreifen heißt Alles verzeihen,"

ſagte Frau von Staël. Edward Burke gab einſt ſeinem Freunde, dem zänkiſchen Maler Barry in Rom, folgenden guten Rath: „Glauben Sie mir, lieber Barry, daß die Waffen, mit denen man das Uebelwollen der Welt bekämpfen ſoll, Mäßigung, Milde und ein wenig Nachſicht für Andere und viel Mißtrauen gegen uns ſelbſt ſind. Das ſind nicht die Eigenſchaften eines gewöhnlichen Geiſtes, ſondern Tugenden hoher und ſchöner Art, die unſere Natur adeln, indem ſie zugleich zu unſerer Ruhe und zu unſerem Glück beitragen. Nichts kann einer wohlgefügten Seele unwürdiger ſein, als das Leben in Zank und Streit mit ſeiner ganzen Umgebung zu verbringen. Wir müſſen mit Unſersgleichen im Frieden leben, wenn nicht um ihrer, ſo doch um unſer willen."

Eines der herrſchendſten und verderblichſten Laſter iſt die Trunkſucht. Ließe ſich ein Tyrann denken, der ſein Volk zwänge, ihm den dritten Theil ſeines Verdienſtes zu opfern und zu gleicher Zeit ein Leben zu führen, welches die Menſchen verthiert, die Ruhe und den Frieden der Familie ſtört und den Samen von Krankheit ausſtreut, wie würde man da in Verſammlungen ſich ausſprechen! Wie beredt würde man da den Geiſt der Freiheit anrufen und welche Anklage würde man gegen den abſcheulichen Despoten ſchleudern! Und doch exiſtirt ein ſolcher Tyrann unter uns, es iſt der Tyrann ungezügelter Gelüſte, den Nichts beſiegen kann, ſo lange die Menſchen freiwillig ſeine Sklaven bleiben.

Selbſtbeherrſchung.

Jeder Menſch wird verſucht zur Sünde und jedes Alter hat ſeine eignen Verſuchungen.

Die Jugend wird durch ihren Leichtſinn, das reifere Alter durch Leidenſchaften und üble Gewohnheiten, der Greis durch Muthloſigkeit, Schwäche und Stolz verſucht.

Forſche, wie du der Verſuchung entgehſt! Halte deine Sinnen im Zaum, bezwinge deine Begierde. Je länger du kämpfeſt, je mehr gewinnſt du an Kraft und Hoheit, je würdiger wirſt du deines Daſeins und des künftigen Lebens.

Die Stunde der Verſuchung iſt für den Weiſen die Stunde des Triumphs ſeiner Religion und ſeiner Ueberzeugung. Nie hat er anders Gelegenheit, ſich ſo in ſeiner Größe zu zeigen.

Sie iſt für den Weiſen die Stunde der Selbſtverherrlichung, die Stunde der geiſtigen Verklärung und des Gottähnlichwerdens; er fühlt ſein beſſeres für den Himmel gebornes Selbſt; er bringt ſeinen heiligen Grundſätzen ein Opfer, das um ſo ſchöner iſt, je mehr Mühe und Selbſtüberwindung es ihn koſtete.

Die Stunden der Verſuchung ſind es, auf welche der Weiſe am Ende ſeiner Tage mit dem innigſten Entzücken zurückſieht; ſie ſind ja die treueſten Bürgen und Zeugen für die wahre Reife ſeines Geiſtes zu einer beſſern Welt, zu höheren Beſtimmungen.

Sie ſind es, deren Erinnerung ihn auf dem Sterbelager beſeligt, daß er den Blick in die Ewigkeit richtet und bei ſich ſprechen kann: Auch ich habe einen guten Kampf gekämpft!

Um in der Verſuchung würdig zu beſtehen, ſei vor allen Dingen bemüht, die dir eignen fehlerhaften Neigungen und Gewohnheiten kennen zu lernen. Denn ohne deine Fehler und ihren Urſprung zu kennen, kannſt du ſie nicht mit Glück bekämpfen.

Beſchließe dann mit hohem Ernſte das Gegentheil von dem zu ſein, was du vorher warſt und das Entgegengeſetzte von dem zu thun, was deine unheiligen Neigungen von dir begehren.

Die Neujahrsnacht des Unglücklichen.

Ein alter Menſch ſtand in der Neujahrsmitternacht am Fenſter und ſchaute mit dem Blicke banger Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig blühenden Himmel, und herab auf die ſtille reine weiße Erde, auf der jetzt Niemand ſo freuden- und ſchlaflos war als er.

Denn ſein Grab ſtand nahe bei ihm: es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt und

er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper und eine verödete Seele, die Bruſt voll Gift und ein Alter voll Reue.

Seine ſchönen Jugendtage wandten ſich als Geſpenſter um und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn ſein Vater zuerſt auf den Scheideweg geſtellt hatte.

Auf jenen Scheideweg, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt und links in die Maulwurfsgänge des Laſters hinabzieht — in eine ſchwarze Höhle voll herunter tropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finſterer ſchwüler Dämpfe.

Ach, die Schlangen hingen um ſeine Bruſt und die Gifttropfen auf ſeiner Zunge, und er wußte nun, wo er war!

Sinnlos und mit unausſprechlichem Gram rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! O Vater, ſtelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle! Aber ſein Vater und ſeine Jugend waren längſt dahin.

Er ſah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöſchen und er ſagte: „Es ſind meine thörichten Tage!“

Er ſah einen Stern aus dem Himmel fliegen und im Fallen ſchimmern und auf der Erde zerrinnen; „das bin ich,“ ſagte ſein blutendes Herz und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantaſie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern und eine im leeren Todtenhauſe zurückgebliebene Larve nahm allmählig ſeine Züge an. Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Muſik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengeſang.

Er wurde ſanfter bewegt. Er ſchaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und dachte an ſeine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und beſſer als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und geſegneter Menſchen waren.

„O,“ ſagte er, „auch ich könnte, wie ihr, dieſe erſte Nacht mit trockenen Augen verſchlummern, wenn ich gewollt hätte!

Ach, ich könnte glücklich ſein, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünſche und Lehren erfüllt hätte!"

In fieberhaftem Erinnern an ſeine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte die Larve mit ſeinen Zügen ſich im Todtenhauſe auf; endlich wurde ſie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geiſter der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr ſehen; er verhüllte das Auge; tauſend heiße Thränen ſtrömten verſiegend in den Schnee; er ſeufzte nur noch leiſe, troſtlos und ſinnlos: „Komme wieder, o Jugend, komme wieder!"

Und ſie kam wieder; denn das Ganze war ein fürchterlicher Traum. Er war noch ein Jüngling; nur ſeine Verirrungen waren kein Traum geweſen. Aber er dankte Gott, daß er noch jung in den ſchmutzigen Gängen des Laſters umkehren und ſich auf die Sonnenbahn der Tugend zurück begeben konnte, die in's reiche Land der Ernte leitet.

Kehre mit ihm, Jüngling, wenn du auf ſeinem Irrwege ſtehſt! Dieſer ſchreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einſt jammervoll rufen würdeſt: Komme wieder, o ſchöne Jugend, — ſo würde ſie nicht wieder kommen!

* * *

Ehrwürdig iſt der Weiſe, welcher ſich ſelbſt beherrſcht, vom Reize ſinnlichen Genuſſes, vom Zauber der Leidenſchaften, von der Macht des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Zornmüthigkeit unabhängig daſteht, ein Freier unter den Sklaven, ein König unter den Knechten.

Ehrwürdig iſt er; denn keine äußere Gewalt beugt ihn, kein Glück bringt ihn aus der Faſſung, kein Unglück ſchlägt ihn zu Boden.

In allen Stürmen ſteht er unerſchüttert; nur er ſelbſt beugt Alles, weil er ſeine Neigungen und Gemüthsbewegungen beherrſcht, daß ſie nie Einfluß erhalten auf ſeine Entſchließungen.

Bewundernswürdiger iſt er, als der, der mit Hülfe unterjochter Völker andere Völker unterjochen kann, nur nicht ſeine eigene Ehrſucht.

Bewundernswürdiger als der größte unter den Künſtlern und Gelehrten, welche Werke zuſammenbauen, die man als Wunder der Welt anſtaunt, und dennoch nicht einmal den ſteten Frieden und die Glückſeligkeit ihres eignen Gemüths zu gründen vermögen.

Groß iſt die Selbſtbeherrſchung, größer noch die Seelengröße!

Nicht der iſt ſchon tugendhaft, welcher ſich ſo in der Gewalt hat, daß er nie eine Pflicht verletzt und vernachläßigt.

Sondern der iſt's, der ohne Rückſicht auf äußere Verhältniſſe, ohne Anſehen der Perſon, Gutes thut und die allgemeine Glückſeligkeit vermehrt, ja ſelbſt das Glück ſeiner Feinde.

Er fühlt ſich erhaben über die Ränke, Umtriebe und Leidenſchaften des gemeinen Lebens und will nur beglücken, wo Andre aus Selbſtſucht Böſes thun.

Er iſt erhaben über Beleidigungen und Feindſchaft; er läßt ſich durch ſie nicht hindern, denen wohl zu wollen und Nutzen zu ſtiften, die ihn haſſen. Seine Rache heißt Vergeſſen, Verzeihen.

Er iſt erhaben über das kleinliche Streben der gemeinen Menſchen, die im Kitzel der Sinne, in irgend einer Eitelkeit, ihr ganzes Glück ſuchen.

Er, ſich ſelbſt ſtets beherrſchend, um rein von Fehlern ſein Herz zu bewahren, haſſet diejenigen nicht, die da fehlen, ſondern betrachtet ſie als das, was ſie wirklich ſind, als Kranke, deren Leichnam die Seele drückt und beherrſcht; als Irrende, deren Verſtand ein falſches Gut zum Ziel, oder ein falſches Mittel zum Zweck gewählt hat.

Er iſt erhaben über die Leidenſchaft der Selbſtſucht und des Eigennutzes; er will nicht der edelſte der Menſchen ſein, um der hochgeachtetſte von allen zu werden. Wollte er jenes, dann wäre er nicht mehr edel.

Er thut das Gute nicht um einer höhern Belohnung willen;

ſeine Tugend wäre ſonſt nicht mehr Tugend, ſondern Schlauheit und kluger Eigennutz. Er liebt die Tugend, weil ſie göttlich iſt.

Er will vollkommen ſein und Eins mit Gott, weil ſein Geiſt aus Gott iſt und ſich zu dem erhabenen Urſprunge zurückſehnt.

Er liebt das Leben, weil es ein Daſein in Gott iſt, aber er verachtet den Tod, weil er nur eine geringe Aenderung in der Art des Daſeins iſt.

Er ſorgt für Stärke, Feſtigkeit, Geſchicklichkeit und Geſundheit des Körpers, als des Werkzeuges zu ſeiner ſittlichen Vollendung. Aeußerer Schmuck und Schönheit ſind ihm vorübergehende Nebendinge.

Er verſchmäht nicht die Freuden des Lebens, allein ſie dienen ihm nur zur Erquickung des Körpers, zur Erſtarkung für neue Arbeiten. Er gibt aber alle Freude hin, wenn er dadurch fremdes Wohl vermehren kann.

Reichthum, Ehre und Anſehen ſind für ihn kein Gegenſtand der Verachtung, aber auch kein Gegenſtand ſeines vorzüglichen Bemühens. Sie ſind für ihn blos Hülfsmittel zu größerer Bemühung für das Menſchenwohl.

Immerdar und aller Orten iſt er voll Liebe für die Menſchen, wie Gott; fremde Undankbarkeit macht dieſe Liebe nicht erkalten. Seine Wohlthaten aber leiſtet er lieber im Verborgenen, als vor den Augen der Menſchen.

Er allein weiß, was er mit ſeinem Leben anfangen ſoll. Die vergangene Zeit dieſes Lebens beſitzt er durch Rückerinnerung, die gegenwärtige benutzt er, die zukünftige beſtimmt er. Die Verbindung, die er zwiſchen allen Zeiträumen ſtiftet, macht ſein Leben lang.

Von dem inneren Richter.

1. Ein frohes Gewiſſen iſt ein Himmel im Herzen. Es gibt Herrſchaft über die Böſen und iſt ein Anker im Sturm.

2. Es verzehrt deinen Kummer, wie die Sonne das Eis. Es iſt ein Brunnen, wenn dich dürſtet, ein Stab, wenn du

ſinkeſt, ein Schirm, wenn dich die Sonne ſticht und ein Kopfkiſſen im Tode.

3. Wer ein frohes Bewußtſein hat, ſieht in allen Menſchen, die ihm begegnen, nur Freunde. Er weicht Niemanden aus, er hat Keinen zu ſcheuen.

4. Er beklagt den Laſterhaften, liebt den Rechtſchaffenen und ſteht Jedem offen zur Rede.

5. Sein Gemüth lebt in ewiger Heiterkeit. Die Freuden, welche ihm die wechſelnde Stunde reicht, genießt er mit vollen Zügen, und das Unglück, welches ihn überraſcht, trägt er mit männlichem Muthe.

6. Dem Manne, der mit heiterm Bewußtſein handeln kann, vertrauen Hohe und Niedere. Er ſteht unabhängig; er iſt ein Fürſt, wenn auch in ſchlichtem Gewande.

7. Denn die ihn kennen, müſſen ihn ehren; vor Thron und Richterſtuhl ſteht er ohne Furcht uud dem Tode ſieht er lächelnd in's Auge.

8. Doch wehe dem, der ſich der Schuld bewußt iſt! Umſonſt wirft er ſich in die ſtürmiſchen Luſtbarkeiten der Welt; er trägt überall den Feuerbrand im Herzen mit ſich herum, einen Funken der Hölle, der ihn heimlich verzehrt.

9. Umſonſt will er ſich von der heiligen Weltordnung losreißen, in welcher nur das Gute gedeihen, das Böſe nur Verderben zeugen kann; eine unbekannte Macht reißt ihn mit ſich fort und bindet ihn und ſeine That an dieſe ewige Weltordnung.

10. Das Gewiſſen lehrt! Auch dem Unwiſſenden ſagt es, was er thun müſſe, und Keiner darf ſich entſchuldigen, daß er nicht gewußt habe, was recht oder unrecht ſei.

11. Das Gewiſſen iſt unbeſtechlich und richtet gerecht! Folgſt du dieſem heiligen Gefühle des Guten, ſo wirſt du nie abſichtlich, nie wiſſentlich Böſes thun und mit dir ſelbſt in ſtiller Zufriedenheit ſein. Horche auf die Stimme dieſes Lehrers, mag auch die Sinnlichkeit noch ſo verführeriſch dagegen ſchreien.

12. Das Gewiſſen lehrt mit Ernſt und Gerechtigkeit! Du findeſt auf keinem andern Wege dein Glück, als wenn du ſeinen Winken folgſt. Ueberrede dich keines Andern; klügle nicht

einen Ausweg aus, wo du unerlaubte Wünſche und Neigungen befriedigen könnteſt, ohne deinen Gefühlen des Rechten und Anſtändigen wehe zu thun. Wiſſe: das Gewiſſen läßt mit ſich keinen Vergleich eingehen.

13. Das Gewiſſen warnt! Wer Menſch iſt, hat gefehlt, und wer da fehlte, der hat die Warnung ſeines innern Richters empfunden.

14. Der Kampf des Menſchen mit ſich ſelbſt, ehe er zu ſchlechten Thaten den erſten Schritt thut, der Kampf mit ſeinem warnenden Gewiſſen, iſt das Ringen des Menſchen mit ſeinem guten Engel, der ihn feſthalten und nicht fallen laſſen will. Ach! oft iſt vergebens der rührende Ernſt des Engels: die Miſſethat wird vollbracht.

15. Das Gewiſſen ſtraft! Der gute Engel iſt nach dem Fehltritt entwichen, der böſe Engel wacht mit ſeinen Qualen.

(Spr. der Dichter.)

Das böſe Gewiſſen.

Es iſch e böſe Geiſt, Gott well di vorem biwahre.
Wemme früeh verwacht, um vieri oder fünfi,
Stoht er vorem Bett mit große füürigen Auge,
Seit eim guete Tag mit glüehige Ruthen und Zange.
's hilft kei: das walt Gott! und hilft kei: Ave Maria!
Wemmen bete will, en anderno hebt er eim's Muul zu;
Wemmen an Himmel luegt, ſo ſtreut er Aeſchen in d'Auge;
Het me Hunger und ißt, er wirft eim Wermuth in d'Suppe;
Möcht me z'Obe trinke, er ſchüttet Gallen in Becher.
Lauft me wie ne Hirz (Hirſch), er au und blibt net dehinte.
Schliicht me wie ne Schatte, ſo ſeit er: jo, mer wend g'mach thue.
Stoht er nit in der Chilchen, und ſitzt er nit zue der ins Wirthshuus?
Wo de gohſch und wo de ſtohſch, ſin Gſpenſter und Gſpenſter.
Gohſch ins Bett, thueſch d'Auge zu, ſo ſeit er: s' preſſirt nit
Mittem ſchlofe; los, i will der näumis verzähle:

Weiſch no, wie de g'ſtohle heſch, und d'Waisli betroge?
So und ſo, und das und deis; und wenn er am End iſch,
Fangt er vornen a, und viel will's ſchlofe nit ſage. (Hebel.)

c. Sprüche.

1. Jetzt, Leſer, merke dir von mir ein Wort:
Nimmſt du im Geiſt zum Himmel deinen Lauf,
Gräbſt du als Bäuerlein die Erde auf,
Gleichviel, ſei klug, gedenke immerfort,
Daß Selbſtbeherrſchung iſt der Weisheit Hort. (Burn's.)

2. Selbſtbeherrſchung iſt die einzige wahre Freiheit, die es für den Einzelnen gibt. (Friedrich Perthes.)

3. Sich ſelbſt bekämpfen iſt der allerſchwerſte Krieg,
Sich ſelbſt beſiegen iſt der allerſchönſte Sieg. (Logau.)

4. Wer mit dem Leben ſpielt,
Kommt nie zurecht;
Wer ſich nicht ſelbſt befiehlt,
Bleibt immer Knecht. (Göthe.)

5. Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet. (Göthe.)

6. Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und ſagen: Das iſt er, das iſt ſein eigen. (Göthe.)

7. Streng ſei gegen dich ſelbſt, beſchneide die üppigen Reben;
Deſto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinſt. (Herder.)

8. Menſch, erkenne dich ſelbſt! Das iſt der Mittelpunkt aller Weisheit. (Young.)

9. Sich ſelbſt mißtrauen, iſt ein Zeichen von Selbſterkenntniß. (v. Marcia.)

10. Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen, nur das Leben lehret Jedem, was er ſei. (Göthe.)

11. Wir ſtehn uns ſelber viel zu nahe,
Um unſere Fehler ſelbſt zu ſehn. (Tiedge.)

12. Willſt du glücklich leben, o Freund, ſo erkenne den Menſchen,
Doch du verſteheſt ihn nur, wenn du dich ſelber erkennſt.
(Waiblinger.)

13. Jeder ſollte ſich einmal mit den Augen des Nachbars ſehen! (Petit-Senn.)

14. Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt iſt. Welche wichtige Perſon glauben wir zu ſein! In unſerer Abweſenheit muß, ſo bilden wir uns ein, Leben und Athem ſtocken! Und die Lücke, die entſteht, wird kaum bemerkt; ja ſie wird oft nur der Platz für etwas Beſſeres oder Angenehmeres.
(Göthe.)

15. Wer Macht zu ſchaden hat und thut es nicht,
Wer die Gewalt hat, doch ihr Wirken hemmt,
Wer And're rührend, ſelbſt beherrſcht ſein Blut,
Kalt wie ein Stein bleibt, der Verſuchung fremd:
Der iſt des Himmels Liebling und mit Recht,
Der zeigt den weiſen Haushalt der Natur,
Wie ſein Geſicht beherrſcht er ſein Geſchlecht,
Die Andern dienen ſeiner Hoheit nur. (Shakeſpeare.)

16. Lieb' Alle, Wenigen traue;
Beleidige Keinen; ſei dem Feinde furchtbar,
Durch Kraft mehr, als Gebrauch; den Freund bewahre
So wie dein Herz. Laß dich um Schweigen tadeln,
Doch nie um Reden ſchelten. (Shakeſpeare.)

17. Die Tugend macht in allen Welten glücklich;
In ihren Thränen reift die höh're Freude,
In ihrem Kummer liegt ein neues Glück,

Der Sonne gleich, die nie ſo göttlich ſchön
Den Horizont mit Flammenröthe malt,
Als wenn des Donners Nächte ſie umlagern.
Wer ungeſtört im Schooß der Tugend ruht,
Wird nie der Götter Tyrannei beſeufzen.
Er weinet der Vergangenheit nicht nach,
Der Zukunft nicht entgegen; ruhig ſieht
Er die Natur den großen Kreislauf wandeln,
Und lächelt der Vernichtung, wie dem Sein.
(Fr. v. Kleiſt.)

18. Die Freude leuchtet, wo die Tugend hauſet,
Und Friede herrſchet, wo die Wahrheit wohnt. (Witſchel.)

19. Der Hölle tiefſtes Brandmal trifft das Herz.
Dem Dieb ſind alle Menſchen Diebe; Mörder
Dem Mörder alle. So färbt das Gewiſſen
Das Augenglas, wodurch die Seele ſieht;
Wer nicht an Tugend glaubt, hat ſelber keine. (Leſſing.)

20. Die edelſten Thaten ſind nicht die glänzendſten. Ein großes Opfer iſt leichter in Einer Stunde gebracht, als tauſend kleinere in einem Zeitraum von — Jahren. (Kotzebue.)

21. Eine ſchöne That iſt noch einmal ſo ſchön, wenn niemand darum weiß, als Gott und wir. (Koſegarten.)

22. Die Glückſeligkeit der Tugend genießt am Abend ſeines Lebens nur der, der für die Tugend geſtritten und gekämpft hat, ſo wie auch nur der die Ruhe des Abends genießt, der ſein Tagewerk vollbracht hat. (Klinger.)

23. Wohl iſt's der Fluch der böſen That,
Stets Böſes zu gebären;
Gottlob, der Segen guter That
Wird ewig, ewig währen. (Franz Horn.)

24. Jeder erſte Schritt iſt Alles;
Iſt erſt dieſer fehl gethan,
Ach! ſo nimmt des erſten Falles
Sich dein Schutzgeiſt nicht mehr an. (v. Spiegel.)

25. Eine Lücke im Haus, und drinnen ſchalten die Winde;
Eine Sünd' in der Bruſt, und jedes Laſter zieht ein!
(Krug v. Nidda.)

26. Ein Fehltritt iſt genug zum Fall. (Kotzebue.)

27. Das iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie fortzeugend Böſes muß gebären. (Schiller.)

28. Eine Schuld erzeugt immer eine andere, und ſo geht es fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, bis einmal die erbarmende Liebe auftritt und verzeiht, weil ſie alles begreift.

29. Wo Schuld iſt, iſt Unglück;
Der Friede wohnt nur im reinen Herzen.

30. „Alles begreifen heißt Alles verzeihen."
(Mad. de Staël.)

31. „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht;
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld." (Schiller.)

32. Die Summe aller Lebensweisheit liegt im Lieben und im Verzeihen.

33. „Gott ſtraft die Sünde nicht, die Sünd' iſt ſelbſt ihr Hohn,
Ihr Angſt, Pein, Marter, Tod, wie Tugend ſelbſt ihr Lohn."
(Ang. Sileſius.)

34. Die größte aller Gaben iſt guter Will' auf Erden;
Iſt Alles gleich verloren, durch ihn kann's wieder werden."
(n. Angelus Sileſius. † 1677.)

35. Die Tugend führt zum Leben, das Laſter zum Tode.
(Spr. Sal. 11, 19.)

36. Auf dem Pfad der Tugend iſt Glückſeligkeit, ihr Weg führt zur Unſterblichkeit. (Spr. Sal. 12, 28.)

37. Halte feſt an der Tugend, bewahre ſie; denn ſie iſt dein Leben. (Spr. Sal. 4, 13.)

38. Die Laſter des Frevlers fangen ihn ſelber, die Bande ſeiner Sünden verſtricken ihn; er muß durch Sittenloſigkeit ſterben.
(Spr. Sal. 5, 22—23.)

39. Gott kennet alle Frevler, er ſieht auch das Laſter, das ſonſt Niemand merkt. (Hiob 11, 11.)
40. Die Sünde iſt der Menſchen Fallſtrick. (Ezech. 7. 19.)
41. Der rohe Menſch kann der Sünde nicht entgehen. (Spr. der Vät. 2, 5.)
42. Selbſt den hundertjährigen Sünder trifft noch der Fluch. (Jeſ. 65, 20.)
43. Hüte dich, daß du in keine Sünde willigeſt und gegen Gottes Gebot handelſt! (Tob. 4, 6.)
44. Die Tugend erzeugt Tugend, die Sünde erzeugt die Sünde; der Lohn der Tugend iſt Tugend, der Lohn der Sünde iſt Sünde. (Spr. der Vät. 4, 2.)
45. Womit jemand ſündigt, damit wird er auch beſtraft. (Weish. Sal. 11, 17.)
46. Die Gottesverehrung wehrt die Sünde ab. (Sir. 1. 26.)
47. Ich, der Herr, habe euch vorgelegt Segen und Fluch. (5. Moſ. 11, 26.)
48. Die Welt iſt voll des Böſen. (1. Moſ. 6, 13.)
49. Wohl dem, der kein böſes Gewiſſen hat, ihm entfällt die Hoffnung nie. (Sir. 14, 2.)
50. Das Böſe verfolgt die ſchlechten Menſchen. (Sprüche Sal. 13, 21.)
51. Der Unwiſſende kann nicht wahrhaft fromm ſein. (Spr. der Vät. 2, 5.)
52. Betrüget einer den andern nicht, ſondern fürchtet euch vor Gott. (3. Moſ. 25, 17.)
53. Du ſollſt nicht ſtehlen. (2. Moſ. 20, 15.)
54. Wer mit Dieben theilt, der haſſet ſein Glück. (Sprüche Sal. 29, 24.)
55. Du ſollſt nicht morden. (2. Moſ. 20, 13.)
56. Das vergoſſene Blut kommt über dich. (Hoſ. 12, 15.)
57. O Erde, verhülle das unſchuldig vergoſſene Blut nicht! (Hiob. 16, 18.)

58. Haſt du viel Blut vergoſſen und große Kriege geführt, ſo ſollſt du, ſpricht der Herr, Meinem Namen keine Stätte bauen, weil du ſo viel Blut vergoſſen haſt vor Mir.
(1. Chr. 22, 7; 28, 3.)

---

4. Pflichttreue, Wahrhaftigkeit und Muth.

a. Beiſpiele: 1. Regulus. — 2. Scipio Afrikanus. — 3. Polykarpus. — 4. Die Römerin Arria. — 5. Die treue Magd. — 6. Der treue Diener. — 7. Maria Joſephe. — 8. Galilei. — 9. Wellington.

1. Regulus.

Unter den von den Phöniziern gegründeten Pflanzſtädten war Karthago die mächtigſte und blühendſte geworden. Dieſe Stadt lag auf der am nördlichſten ins Meer hervorragenden Spitze Afrikas, da, wo jetzt Tunis liegt, Sicilien gerade gegenüber.

Karthago's Flotten ſegelten auf allen bekannten Meeren, und ſein Reichthum war unermeßlich. Mit ihrem Gelde mietheten die Karthager fremde Truppen, die ihnen die Länder erobern mußten. Längſt hatte in ihnen Roms wachſende Macht die Eiferſucht angefacht, und ſie ſuchten nur eine günſtige Gelegenheit, ihren Feind zu vernichten.

Sobald die Römer über Italien hinausgingen, konnte es nicht fehlen, daß ſie mit den Karthagern feindlich zuſammentrafen. Die Römer ſetzten nach Sicilien über, ſchlugen die dort ſtehenden karthagiſchen Soldtruppen und eroberten mehrere Städte. Nun ſchickten die Karthager eine große Kriegsflotte, welche mit den geübten Seeſoldaten bewaffnet war. Die Römer zagten nicht; ſie bauten nach dem Muſter eines geſtrandeten karthagiſchen Schiffes ihre erſte Flotte von 120 Kriegsſchiffen innerhalb 60 Tagen. Duilius wurde zum Befehlshaber dieſer Flotte ernannt; die Römer erfochten einen glänzenden Sieg.

Aus Dankbarkeit erzeigten dem Duilius ſeine Mitbürger ungewöhnliche Ehren. Sie errichteten ihrem Feldherrn eine marmorne Säule, an welcher die Schnäbel der eroberten Schiffe befeſtigt wurden. Zugleich bewilligten ſie ihm, ſo oft er des Abends von einem Gaſtmahle nach Hauſe zurückkehrte, ſich mit Fackeln und Muſik begleiten zu laſſen. Nach dieſem Siege eroberten die Römer die Inſeln Sardinien und Korſika, und Regulus wagte es ſogar, nach Afrika überzuſetzen, um die Feinde in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Er eroberte eine Stadt nach der andern, machte reiche Beute und ſtand ſchon vor den Thoren von Karthago. Da landeten griechiſche Hülfstruppen; Regulus, der ſich des Sieges zu gewiß glaubte, wurde geſchlagen und ſelbſt mit 200 Römern gefangen genommen. — In den nächſten Jahren waren die Römer nicht glücklicher, mehrere Städte auf Sicilien wurden von den Karthagern wieder erobert, und die römiſchen Flotten wurden durch Sturm zerſtört. Doch die Römer ſchufen neue Heere und Flotten, mit denen ſie den Karthagern eine ſo furchtbare Niederlage beibrachten, daß dieſe um Frieden baten. Regulus wurde von den Karthagern als Vermittler des Friedens nach Rom geſchickt. Bei ſeiner Abreiſe mußte er ſchwören, daß, wenn er nichts ausrichtete, er wieder nach Karthago zurückkommen wolle. Wiewohl er nun wußte, daß bei ſeiner Rückkehr die ſchrecklichſten Marter ſeiner warteten, rieth er dennoch nicht zum Frieden, ſondern zeigte den Römern, daß Erſchöpfung die Karthager zwinge, um Frieden zu bitten. Die Vorſchläge der Geſandten wurden alſo verworfen.

Regulus kehrte nach Karthago zurück und ward dort von ſeinen erbitterten Feinden grauſam hingerichtet. Was Regulus vorher geſagt hatte, ging in Erfüllung. In einer blutigen Seeſchlacht wurden die Karthager von den Römern geſchlagen und gezwungen, den Frieden unter der Bedingung zu ſchließen, daß Sicilien von den karthagiſchen Truppen geräumt werde. Außerdem mußten die Karthager als Entſchädigung für die Kriegskoſten an die Römer eine ungeheure Geldſumme zahlen.

3. Scipio Afrikanus.

Scipio Afrikanus der Aeltere ward von den Volksvertretern Roms vor Gericht gefordert. Er ſollte Rechnung von den aus Aſien mitgebrachten, dem Feinde abgenommenen Schätzen ablegen, und ſich wegen der Summen verantworten, womit Antiochus, König von Syrien, den Frieden von ihm erkauft haben ſollte. Zufälligerweiſe war der Tag, der zur Entſcheidung der Sache angeſetzt war, gerade der Jahrestag der großen Schlacht bei Zama, wo das römiſche Heer unter Scipio's Anführung die Karthager (202 v. Chr.) beſiegt hatte. Scipio, den Geſetzen gehorſam, erſchien, und hielt ſeine Rechnungen in der Hand; aber kaum hatte er ſie dem Volke nur gezeigt, ſo riß er ſie mit Verachtung in Stücken. „Was ſtehen wir hier," rief er, „und verderben mit unnützen Händeln die Zeit? An dieſem Tage iſt Hannibal geſchlagen und Karthago gedemüthigt worden. Mir nach, ihr Römer, dort auf dem Capitol (einem Berge in Rom, wo mehrere Göttertempel ſtanden) erwarten die Götter unſern Dank und unſere Gelübde." Bei dieſen Worten ſtand vor den Augen der Mitbürger das Verdienſt des Mannes in ſeiner ganzen Größe da; die Anklage gegen ihn erſchien als der ſchwärzeſte Undank, als die ſträflichſte Bosheit; die ſämmtlichen anweſenden Gerichtsperſonen ſtrömten hinter dem Helden her, und das Gericht hatte ein Ende durch das kalte, ruhige Nichtachten der Verläumdung.

4. Polykarp.

„Geh', Lictor, führ' den Biſchof vor,
Eh' ſich das Volk zerſtreut!
Verläugnen muß er öffentlich
Sein Chriſtenthum noch heut'.

Und zögert er und ſchwört ſich nicht
Von ſeinem Jeſus los,
So ſchützet ihn ſein Alter nicht,
So iſt der Tod ſein Loos."

Der Prätor rief's, der Lictor ging,
Und Polykarp erſchien
Und wankt, auf ſeinen Stab geſtützt,
Getroſt zum Richtſtuhl hin.

Sein Silberhaar, ſein milder Blick,
Sein Himmel im Geſicht
Rührt bis zu Thränen Greis und Kind,
Rührt nur den Prätor nicht.

Der Heide ſprach: „Entſage laut
Dem Chriſtenglauben hier!"
„Hoff' alles ſonſt," verſetzt der Greis,
„Nur dies hoff' nicht von mir!"

„Und ſchwörſt du dich zur Stelle nicht
Von deinem Jeſus los,
So ſchützet dich dein Alter nicht,
So iſt der Tod dein Loos!"

„Dein Dräuen, Richter, trennt mich nicht
Von Jeſus, meinem Herrn;
Und wenn ich für ihn ſterben muß,
So ſterb' ich für ihn gern."

„Verblendeter, erblickſt du dort
Den Scheiterhaufen nicht?" —
„Kein Scheiterhaufen ſchreckt mein Herz,
Wenn Gott gebeut und Pflicht."

„So büße denn für deinen Trotz
Im Feuertode dort!
Geh', Lictor, ſchlepp' ihn ungeſäumt
Zum Scheiterhaufen fort!"

Der Lictor riß ihn ungeſäumt
Zum Scheiterhaufen hin
Und band ihn an den Marterpfahl
Und ſchlug mit Fäuſten ihn.

Noch einmal ſchallt's vom Prätor-Stuhl:
„Schwör' dich von Jeſus los!"
„Eh," rief der fromme Heros laut,
„Eh ſei der Tod mein Loos!"

Der Prätor winkt, der Lictor legt
Die Fackel haſtig an,
Und aus dem Holzſtoß lodern ſchnell
Die Flammen hoch hinan.

Still duldend ſteht der Greis am Pfahl,
Umſprüht von Flammenglut,
Still duldend blickt er himmelwärts
Und ſtirbt voll Heldenmuth. (J. G. Zimmermann.)

4. Die Römerin Arria.

Die Römerin Arria lebte mit ihrem Gatten Cäcinna Pätus lange in der glücklichſten Ehe. Als derſelbe ſich in die Verſchwörung des Camillus gegen den Kaiſer Claudius eingelaſſen hatte, wurde er von Dalmatien aus als Staatsgefangener in einem Schiffe nach Rom abgeführt. Arria konnte es durch ihr flehentliches Bitten nicht erhalten, in demſelben Schiffe aufgenommen zu werden. Um in ſeiner Nähe zu ſein und bei ſeiner Ankunft auf dem feſten Lande wieder bis zu ſeinem Tode mit ihm vereinigt leben zu können, miethete ſie ein kleines Fahrzeug, folgte ihm nach, und blieb unzertrennlich bei ihm bis in den Tod, den ſie in derſelben Stunde mit ihm ſtarb. Sehr viel Zartgefühl und Sorgſamkeit hatte ſie ihrem Manne ſchon einige Zeit zuvor bei dem Tode ihres durch ſeine körperliche Schönheit und trefflichen Geſinnungen gleich liebenswürdigen Sohnes bewieſen; ihr Schmerz über ſeinen Verluſt war äußerſt heftig, aber aus Furcht, ihren Mann, der eben krank lag, zu bekümmern, verhehlte ſie ihm geraume Zeit hindurch ihr erlittenes Leiden, unterdrückte immer die Thränen, und ſuchte eine heitere Miene und Stimmung anzunehmen, wenn ſie zu ihrem Manne ging. Als dieſer nun wieder hergeſtellt war und den

Tod ſeines Sohnes erfuhr, hatte er Kraft genug, ihn zu ertragen, denn ſein Körper war wieder geſtärkt, und die zarte Liebe ſeiner Gattin und ihre Standhaftigkeit erfüllten ihn mit der Empfindung ſeines Glück, ihr Gatte zu ſein, und milderten ſeinen Schmerz über den Verluſt ſeines Kindes.

5. Die treue Magd.

Bei dem Pelzhändler Maignon in Paris diente in den Jahren 1765—1785 la Blonde, eine Dienſtmagd, deren Betragen ein ſeltenes Beiſpiel ausdauernder Treue gab. Nachdem ſie eine ſo lange Reihe von Jahren das Glück ihrer Herrſchaft getheilt, und ſich nach und nach 350 Thaler erſpart hatte, kam eine Zeit, wo es ſich bewähren konnte, ob ſie auch das Unglück derſelben zu theilen vermöge. Maignon machte Bankerott, und gerieth in die bitterſte Armuth. Ob ſie nun gleich keine Hoffnung mehr hatte, einen Lohn zu bekommen, blieb ſie dennoch ihrer Herrſchaft treu. Bald darauf ſtarb Maignon und hinterließ eine Wittwe mit zwei kleinen Kindern, welche alle drei außer Stand waren, ihr Brod zu verdienen. Aber la Blonde blieb auch jetzt noch bei der Wittwe und, ſtatt von ihr ernährt zu werden, ernährte ſie mit ihren Erſparniſſen die arme Familie. Allein dieſe waren in kurzer Zeit aufgezehrt, und ſie hatte bald nichts mehr als eine jährliche Einnahme von 50 Thalern aus einem ihr zugefallenen Erbe. Auch dies theilte ſie mit der Familie, und als in dem theuren Paris ihre Einnahme nicht zur Beſtreitung aller ihrer Bedürfniſſe zureichen wollte, verkaufte ſie ihre Kleider und andere Sachen von Werth und verdingte ſich die Nächte über bei Kranken als Wärterin, während ſie den Tag über die kränkelnde Madame Maignon verpflegte. Dies ſetzte ſie fort bis zum 28. April 1787, da ſtarb ihre Gebieterin, aber la Blonde, ſtatt eine der ihr angebotenen vortheilhaften Stellen anzunehmen, übernahm Mutterſtelle bei den Waiſen, obgleich die Obrigkeit dieſelben in ein Hoſpital aufnehmen wollte, und erklärte ſtandhaft: „So lange ich lebe, ſollen die Waiſen an mir eine Mutter haben.“ Schon machte ſie Anſtalt, mit

denſelben nach ihrem Geburtsorte Rieul zu reiſen, wo ſie wohlfeiler leben zu können hoffte, als der Zuckerbäcker Charpentier die edle Pflegmutter ſammt den Kindern aufnahm.

6. Der treue Diener.

Der ehemalige Direktor Barthelemy in Frankreich, der im Jahr 1795 auf die gewaltſamſte Art ſeiner Stelle entſetzt und nach Cayenne verwieſen wurde, hatte einen Bedienten, der le Tellier hieß, und mit ungemeiner Liebe an ſeinem Herrn hing. Das Unglück desſelben änderte ſeine Geſinnungen gegen ihn nicht, und da Alles ihn verließ, wankte ſeine Treue dennoch nicht. — In dem Augenblick, da Barthelemy mit den Gefährten ſeines Schickſals ſollte eingeſchifft werden, fand ſich auch ſein Bedienter ein, und verlangte in das Schiff aufgenommen zu werden. Man wies ihn mit Härte zurück, er aber zeigte einen Befehl des Direktoriums vor, nach welchem es ihm auf ſeine Bitten erlaubt ſein ſollte, ſeinen Herrn zu begleiten. Der General, der den Zug kommandirte, und der wenig fähig war, das Edle in dieſem Verhalten zu fühlen, ſagte darauf zu ihm: „Du willſt alſo das Schickſal eines Mannes theilen, der auf immer verloren iſt? Was ihm auch bevorſtehe, ſo kannſt du gewiß ſein, daß er nimmer zurückkehret.“ „Mein Entſchluß iſt gefaßt,“ antwortete der Bediente, „ich ſchätze mich glücklich, das Mißgeſchick meines guten Herrn theilen zu können.“ „So geh' denn mit ihm in's Verderben!“ verſetzte der General, „Soldaten, bewacht dieſen Menſchen mit eben der Strenge, wie jene Böſewichter!“ Le Tellier ſtürzte ſich zu den Füßen ſeines erſchütterten Herrn, der ſich ſelbſt in dieſem ſchrecklichen Augenblick überglücklich fühlte, einen ſolchen Freund an ſein Herz drücken zu können. Le Tellier blieb der treue Gefährte Barthelemy's, ſo lange er in Cayenne war, und trug Vieles zu ſeiner Erleichterung während dieſer traurigen Verbannung bei. Als Barthelemy nach England entfloh, erlaubten es die Umſtände nicht, ihn mitzunehmen. Le Tellier kehrte alſo nach Frankreich zurück; allein er ſah ſein Vaterland nicht wieder — denn er ſtarb während der Ueberfahrt nach Europa.

7. Maria Josephe.

Die Dauphine (Dofine, Kronprinzessin) von Frankreich, Maria Josephe, eine Prinzessin von Sachsen (Mutter des Königs Ludwig XVI. und seiner beiden Brüder), verdient als ein Muster der zärtlichsten Fürsorge und liebevollsten Wartung bei der Krankheit ihres Gemahls aufgestellt zu werden. Er hatte stets eine außerordentliche Furcht vor den Pocken geäußert. Im Jahr 1762 wurde er unvermuthet von ihnen überfallen, und die Symptome deuteten Anfangs auf wenige Hoffnung zu seiner Wiedergenesung. Da faßte seine Gemahlin den Entschluß, ihm seine eigentliche Krankheit ganz zu verhehlen, und es gelang ihr völlig. Sie brachte den ganzen Tag in seinem Zimmer zu; sie verließ es erst spät in der Nacht, wenn er selbst einige Ruhe genoß. Ihre Zärtlichkeit begnügte sich nicht, ihm Alles, was er zu sich nahm, mit eigener Hand zu reichen; sie erheiterte ihn auch durch ihren Witz und Scherz. Sie ließ sogar ein von ihr selbst verfaßtes Zeitungsblatt drucken, wo von der Krankheit des Prinzen in sehr beruhigenden Ausdrücken geredet wurde, daß er selbst nicht einmal auf den Verdacht fiel, er könne die Pocken haben. Unermüdet trug sie in eigener Person die größte Sorgfalt für die bequemste Lage in seinem Krankenbette, und unterzog sich mit der edelsten Gutmüthigkeit den beschwerlichsten Dienstleistungen. Da ihre Vorsorge sich nicht mit den gewöhnlichen Leibärzten begnügte, so ließ sie einen alten erfahrnen Stadt-Arzt, Namens Pousse, der bei Hofe gar keine Bekanntschaft hatte, herbeirufen. Dieser trug wirklich das Meiste zur Rettung des Dauphins bei, und hatte Anfangs seine einzige Freude über die geschickte Krankenwärterin, in welcher er nichts weniger als die Dauphine vermuthete. „Wahrlich," sagte er einst, als er aus dem Kranken-Zimmer in den Vorsaal trat, „die kleine Frau da drinnen ist doch ein rechter Schatz für einen Patienten, voll aufmerksamer Sorgfalt, Geschicklichkeit und unermüdeten Eifers! Der Prinz würde wohl thun, wenn er ihr eine kleine Pension gäbe, denn sie macht sich sehr verdient um seine Wiedergenesung!" Man wies ihn zurecht, und der Arzt

konnte ſich von ſeinem Erſtaunen, daß dieſe Wärterin die Kronprinzeſſin ſei, kaum erholen.

8. Galileo Galilei.

Die Welt hat ſchon viele ausgezeichnete Geiſter hervorgebracht, die auch als Männer der Wiſſenſchaft und namentlich der Naturwiſſenſchaft an der Befreiung und Erlöſung des Menſchengeſchlechtes von Irrthum und Wahn gearbeitet haben, gerade ſo wie Jeſus als Tugendlehrer es gethan hat.

Zu ihnen gehört neben einem Ariſtoteles, Newton, Kopernikus, Keppler, Humboldt und Darwin auch Galilei. Ein herrliches Siebengeſtein.

Galilei wurde zu Piſa im Jahr 1564 geboren. Sein Vater, obſchon arm, war ſelbſt ein kenntnißreicher Mann und ſchrieb geſchätzte Bücher über Muſik. Mit ihm zog er nach Florenz, wo er ſeine Jugend verlebte. Er ſtudirte namentlich die alten Sprachen und Mechanik, und trieb als Erholung Muſik und Malerei. Auf den Wunſch des Vaters ſtudirte er ſpäter auf der Univerſität zu Piſa die Medizin; ging jedoch bald zur Mathematik und Philoſophie über. Als Mathematiker ſtudierte er eifrig Euklid und Archimedes und gewann einen ſolchen Ruf, daß er ſchon in ſeinem 25. Jahre als Profeſſor der Mathematik angeſtellt wurde.

Schon als Student hatte er den Philoſophen, die mit blinder Liebe an Ariſtoteles hingen, den Krieg erklärt, indem er das Ungereimte nachwies, mit abſtrakten Sätzen über Dinge zu urtheilen, welche die Vernunft bloß an der Hand der Erfahrung entſcheiden könne. Die Philoſophen ſind ſchon damals, wie im 19. Jahrhundert, auf ihren philoſophiſchen Formeln herumgeritten. Galilei aber drang überall auf das Sehen, Beobachten und Experimentiren und bewies damit den genialen Geiſt. Wie Newton ſpäter durch einen herabfallenden Apfel auf das Geſetz der Schwere geführt wurde, ſo kam Galilei durch einen ſchwingenden Kronleuchter zum Studium der Pendelſchwingungen.

Galilei erwarb sich durch seine Erfahrungswissenschaft viele Feinde und mußte mit schwerem Herzen Pisa verlassen. Bald aber wurde er als Professor in Padua angestellt. Seine naturwissenschaftlichen Experimente fanden den größten Beifall. Er schrieb Bücher über Mechanik und erfand im Jahr 1598 das Thermometer. Aber eine viel wichtigere Erfindung machte er im Jahr 1609; er erfand nach vielem Probieren das Fernrohr, und machte sich ein solches, das die Objekte 1000 mal größer und dem Auge 30 mal näher darstellte. Man denke sich die Freude des gelehrten Mathematikers und Astronomen.

Es war am Abend des 7. Januars 1610, als Galilei sein Teleskop auf den hellschimmernden Jupiter richtete. Welche Entdeckung! Galilei bemerkte zum ersten Mal, daß um den Jupiter vier Monde oder Trabanten kreisen, die ähnliche Phasen bilden, wie der Mond der Erde. Im gleichen Jahr richtete er sein Teleskop gegen die Venus, und entdeckte auch die Phasen dieses Planeten. Jetzt fing das ptolemäische System, wonach man glaubte, die Erde sei im Mittelpunkt der Welt, an zu wanken und man erkannte, daß die Erde auch nur ein Planet ist, der um die Sonne kreist.

Doch die Geistlichkeit fürchtete diese Wahrheit, weil sie ihre Lehre wanken fühlte. Galilei wurde beim Papst verklagt, daß er Lehren verbreite, welche den Worten der Bibel geradezu widersprechen. Galilei wurde vor die Inquisition zu Rom geladen. Diese that den Ausspruch: „Die Erde steht im Mittelpunkt der Welt, und zwar fest; die entgegengesetzte Meinung ist abgeschmackt, philosophisch unrichtig und ketzerisch.“ Mit diesem Spruch wurde Galilei für dies mal entlassen. Als er aber später noch immer für seine Lehre schrieb, so brach der Sturm los. Ein zweites Inquisitionsgericht trat zusammen und der 69jährige Mann wurde vorgeladen. Er war krank, und erwägend, daß vor unwissenden Mönchen keine Vertheidigung möglich sei, schwor er seine Lehre ab. Nachher aber soll er mit dem Fuße stampfend halblaut die Worte ausgerufen haben: E pur si muove! (und doch bewegt sie sich!) Sein Buch wurde verbrannt und er in den Kerker geworfen. Nach einigen Monaten

wurde er wieder entlaſſen. Er ſtarb am 8. Januar 1642, am Geburtstage Newtons.

Vor Prieſtern und vor Kardinälen
Stund er, des Widerrufs bereit,
Der Himmelsbahnen ſtiller Forſcher,
Der größte Meiſter ſeiner Zeit!
Auf dem Altare liegt die Bibel,
Die Kerzen flammen Glorienſchein
Und hundert ſtrenge Blicke ſchießen
Verderben auf den Mann herein.

Was ſie in ihrer Weisheit fanden
Und als Geſetz ihm hingeſtellt, —
Er las es laut, doch tonlos wieder
Und hob die Hand zum ew'gen Zelt:
„Ich ſchwöre, daß ich falſch geſchrieben
Und daß nur Trug, was ich gelehrt;
Der Himmel hat von Anbeginne
Sich um die Erde ſtets gekehrt.“

Da hält er an, es ſtockt die Stimme
Und zürnend ſteigt des Blutes Quell,
Die Wahrheit, die ſein Geiſt gefunden,
Wird jetzt vor ſeiner Seele hell:
Der Gott, der über Myriaden Welten
Ein ewiges Geheimniß ſchafft,
Und der bewegend ſie durchgeiſtet,
Erfüllet ihn mit neuer Kraft!

Klar ſteht es da vor ſeinen Augen
Und wie ein Ruf fährt es vorbei:
„Der Gott des Himmels iſt doch größer,
Als dieſer Gott der Kleriſei!“
Er wendet ſich mit Grimm zur Seite:
„Was läſtert ihr den Himmel noch?
Die Erde war nie euer eigen,
Und wahrlich, — ſie bewegt ſich doch!“

(R. Weber.)

9. Wellington.

Die Wahrhaftigkeit Wellington's zeigte folgendes Beiſpiel. Als er von Taubheit geſchlagen wurde, zog er einen berühmten Ohrenarzt zu Rathe, der, nachdem er alle Heilmittel ohne Erfolg verſucht hatte, den letzten Verſuch machte, dem Kranken eine ſtarke Auflöſung eines Aezſtoffes in das Ohr zu ſpritzen. Dieſes verurſachte die ſtärkſten Schmerzen, aber der Leidende ertrug ſie mit gewohntem Gleichmuth. Als der Hausarzt nun eines Tages gelegentlich vorſprach, hatte der Herzog rothe Backen und mit Blut unterlaufene Augen und ſchwankte, als er aufſtand, wie ein Betrunkener. Der Arzt bat um die Erlaubniß, ihm in's Ohr blicken zu dürfen, und fand eine ſchreckliche Entzündung, die, wenn man ihr nicht auf der Stelle Einhalt that, bald das Gehirn erreichen und den Tod herbeiführen mußte. Sogleich wurden ſtarke Mittel angewendet und die Entzündung gemildert. Das Gehör war aber in dieſem Ohr vollſtändig zerſtört. Als nun der Ohrenarzt von der Gefahr hörte, der er den Kranken durch ſeinen Aezſtoff ausgeſetzt hatte, eilte er zu ihm, um ſeine Beſchämung und ſeinen Kummer auszuſprechen. Der Herzog ſagte bloß: „Verlieren Sie kein Wort weiter, Sie haben ja nach beſter Einſicht gehandelt.“ Es wäre ſein Untergang, fuhr jener fort, wenn die Welt erführe, daß er ſeiner Durchlaucht ſo viel Schmerzen und Gefahr bereitet habe. „Es braucht ja Niemand davon zu wiſſen; ſchweigen Sie nur ſelbſt, und ſeien Sie überzeugt, daß ich gegen Niemand ein Wort äußere.“

„Dann erlauben mir Ew. Durchlaucht wohl, daß ich meine Beſuche fortſetze, damit die Welt ſieht, daß Sie mir Ihr Vertrauen nicht entzogen haben?“ „Nein,“ antwortete der Herzog freundlich aber feſt, „das kann ich nicht; das wäre eine Lüge.“

b. Lehren.

1. Die Pflicht umfaßt die ganze Exiſtenz des Menſchen. Sie begleitet uns durchs ganze Leben, von unſerem Eintritt, bis zu unſerem Ausgang, als Pflicht gegen Obere, als Pflicht

gegen Untergebene, als Pflicht gegen Gleichgeſtellte, gegen ſich, gegen Mitmenſchen, Gemeinde und Staat. Wir ſind nichts als Diener und haben die uns anvertrauten Mittel und Kräfte zu unſerem und Anderer Beſten zu verwenden. Der Größte iſt daher derjenige, der allen am meiſten dient.

Stetes Pflichtbewußtſein iſt die wahre Krone des Charakters. Die Pflicht gründet ſich auf das Bewußtſein der Gerechtigkeit, die von Liebe durchglüht wird und die höchſte Form der Güte iſt. Pflichttreue iſt der höchſte Grundſatz. An Männer mit hohen Grundſätzen tritt oft die Forderung heran, lieber Alles zu opfern, was ſie ehren und lieben, als gegen ihre Pflicht zu fehlen. „Sei und bleibe arm," ſagte Heinzelmann, „während Andere rings um dich durch Liſt und Unredlichkeit reich werden; ſei ohne Amt und Macht, während Andere ſich in die Höhe betteln; trage den Schmerz getäuſchter Hoffnungen, während Andere durch Schmeicheleien zum Ziele gelangen; entſage dem gnädigen Druck der Hand, den Andere ſich durch Kriecherei verſchaffen. Hülle dich in deine Tugend und ſuche einen Freund und dein tägliches Brod. Biſt du mit ungebleichten Ehren grau geworden, ſo fühle dich glücklich und ſtirb."

„Fürchte den Tod nicht,
Gebeut es die Pflicht!"

Wahrhaft leben heißt energiſch handeln. Das Leben iſt ein Krieg, der tapfer ausgefochten ſein will. Von einer hohen und ehrenhaften Entſchloſſenheit beſeelt, muß der Mann auf ſeinem Poſten der Pflicht ſtehen und dort im Nothfall ſterben. In der Pflichttreue liegt die wahre Größe des Mannes. Läßt hingegen der Mann entgegen ſeinem Gewiſſen die Selbſtſucht und die Leidenſchaft vorherrſchen, dann entſagt er ſeiner Mannheit, verliert ſeine Selbſtändigkeit und wird der Sklave ſeiner Sinne.

Nur wer ſeine Pflicht thut, iſt frei. Der Weiſe Epiktet ſagte: „Wir wählen unſere Rolle im Leben nicht; aber unſere Pflicht iſt es, ſie gut zu ſpielen. Der Sklave kann ſo frei, wie

der Konſul ſein und die Freiheit iſt das höchſte Gut, das alle andern Güter überragt und deſſen Beſitz alle andern unnöthig macht. Du mußt den Menſchen lehren, daß das Glück nicht da liegt, wo es die Menſchen in ihrer Blindheit und Erbärmlichkeit ſuchen. Es liegt nicht in der Stärke; denn Myro und Oſellius waren nicht glücklich; nicht im Reichthum, Krösus war nicht glücklich; nicht in der Macht, denn die Konſuln waren nicht glücklich, und nicht in dieſem Allem zuſammen, denn Nero, Sardanapal und Agamemnon ſeufzten, weinten und rauften ſich die Haare und waren die Sklaven der Umſtände und die Genarrten des Scheins. Es liegt in dir ſelbſt, in der wahren Freiheit, in der Abweſenheit oder Beſiegung jeder unedlen Furcht, in der vollkommenen Selbſtbeherrſchung, in der Macht der Zufriedenheit und des Friedens, in der treuen Pflichterfüllung und endlich in dem ruhigen Dahinſtreben des Lebens durch Armuth, Verbannung, Krankheit und das Thal der Todesſchatten."

Das Pflichtgefühl wird ſelbſt für den muthigen Mann zu einer Stärkung; es erhält ihn aufrecht und verleiht ihm Kraft. Pompejus that einen edlen Ausſpruch, als ſeine Freunde ihm abriethen, ſich in einem Sturm nach Rom einzuſchiffen, weil ſein Leben in große Gefahr gerathe. „Es iſt nöthig, daß ich gehe," ſagte er, „daß ich lebe, iſt nicht nöthig." Er ging.

Wie ſich von dem großen Waſhington erwarten ließ, war der Geiſt der Pflicht die große Triebkraft ſeines Lebens. Dieſer Geiſt war das königliche und herrſchende Element ſeines Charakters, welches dieſem Einigkeit, Zuſammenhang und Kraft verlieh. Wenn er ſeine Pflicht erkannt hatte, ſo erfüllte er ſie auf jede Gefahr hin und mit unbeugſamer Ehrlichkeit. Waſhington ſetzte ſeinen aufrechten Gang durchs Leben fort, ohne als Oberbefehlshaber und ſpäter als Präſident auf dem Pfade der Pflicht jemals zu ſtraucheln. Auf die Volksmeinung legte er keinen Werth; die Pflicht ging ihm über Alles.

Für Wellington war, wie für Waſhington, die Pflicht zum Wahlſpruch geworden, und Niemand war ihr treuer als er.

„Auf dieſer Welt," ſagte er einmal, „gibt es Wenig oder Nichts, deſſetwegen zu leben der Mühe werth iſt, aber geradeaus gehen und unſere Pflicht thun, können wir Alle." Auch wer Andere weiſe beherrſchen will, der muß erſt treu zu dienen verſtehen. Dem weiſen Mann ziemt kein Wahlſpruch beſſer, als: „Ich diene."

Auch in Nelſons Seele war die Pflicht der herrſchende Gedanke. Der Geiſt, in dem er ſeinem Vaterland diente, ſprach ſich in ſeinem berühmten Tagesbefehl aus: „England erwartet, daß Jedermann ſeine Pflicht thue." Er ſignaliſirte ihn der Flotte, ehe die Schlacht von Trafalgar begann, und als er ſtarb, waren ſeine letzten Worte: „Ich habe meine Pflicht gethan, und danke Gott dafür."

Dieſer Gehorſam gegen die Gebote der Pflicht iſt der engliſchen Nation eigenthümlich und charakteriſirt ihre größten öffentlichen Männer. Wahrſcheinlich iſt nie der Admiral einer andern Nation mit einem ſolchen Signal in die Schlacht geſegelt, als Nelſon bei Trafalgar. Nicht „Ruhm", „Sieg", „Ehre" oder „Vaterland" lautete es, ſondern einfach „Pflicht." Wie ſelten ſind die Nationen, die ſich unter einem ſolchen Schlachtruf um ihre Fahne ſchaaren! Mutter Britannien legt ihren Shawl ziemlich geſchmacklos um ſich und iſt im Konzertſaal wenig zu Hauſe; aber ſie verſteht ihre Söhne zu erziehen, daß ſie zwiſchen Haifiſchen und brandenden Wogen als Männer verſinken, ohne Parade, ohne Prahlerei, als wäre die Pflicht das natürlichſte Ding der Welt, und nie hält ſie einen Schauſpieler für einen Helden oder einen Helden für einen Schauſpieler. (Smiles.)

Dieſer, ein ganzes Volk durchdringende Geiſt der Pflicht iſt etwas Großes, und ſo lange er ſich erhält, braucht man nicht an der Zukunft zu verzweifeln. Die Haupturſache des kläglichen Zuſammenbrechens der franzöſiſchen Nation in jüngſter Zeit liegt denn auch in dem gänzlichen Mangel an Pflichtgefühl und Wahrhaftigkeit, den man nicht bloß bei der Menge, ſondern auch bei den Führern der Franzoſen bemerkt hat. Nach Baron Stoffel ſind in Frankreich Tugend, Familienleben, Vaterlands-

liebe und Ehre einem frivolen Geschlecht bloß noch als Gegenstände des Gelächters dargestellt worden. Wie schrecklich ist Frankreich für seine Versündigung gegen Wahrheit und Pflicht gezüchtigt worden!

Es gab aber eine Zeit, in der Frankreich viele große, von Pflichtgefühl beseelte Männer besaß. Das Geschlecht der Bayard, Düguesclin, Coligny, Düquesne, Turenne, Colbert und Sully scheint ausgestorben zu sein. Von diesem Schlag war Tocqueville. Dieser schrieb einmal an einen Freund: „Immer mehr werde ich mir der Glückseligkeit bewußt, die in der Erfüllung der Pflicht liegt. Ich halte sie für die höchste und realste. In der Welt gibt es bloß einen großen Gegenstand, der unserer Anstrengung werth ist: Das Wohl der Menschheit."

2. Mit der Pflichttreue ist die Wahrhaftigkeit des Charakters eng verbunden. Der pflichteifrige Mann ist vor allen Dingen wahr in seinen Worten wie in seinen Handlungen. Es gibt unter den Aussprüchen Lord Chesterfield's keinen, dem männlich gesinnte Männer einen größeren Beifall schenken werden, als den, daß die Wahrheit den Erfolg des feinen Mannes ausmache. Clarendon sagt von Falkland, einem der reinsten Edelleute seiner Zeit, er sei ein so eifriger Verehrer der Wahrheit gewesen, daß er sich eine Verstelluug ebenso wenig erlaubt haben würde, wie einen Diebstahl.

Die Wahrheit ist das eigentliche Band der Gesellschaft, ohne das sie zu existiren aufhört. Ein Haushalt kann nicht durch Lügen regiert werden und ebenso wenig eine Nation. Von allen Lastern ist das Lügen wohl das gemeinste. Dennoch nehmen manche Personen das Lügen so leicht, daß sie sogar ihre Diener anleiten, für sie zu lügen. — Das Lügen nimmt verschiedene Formen an; es erscheint als Klugheit, als Ausflucht, als Verschweigen, als Zweideutigkeit oder als Ausweichen und wird unter der einen oder anderen Verkleidung in allen Klassen der Gesellschaft angetroffen. Es gibt sogar Leute, welche sich ihres jesuitischen Geschicks in der Zweideutigkeit rühmen. Es gibt auch Leute, die für alle Menschen alles mögliche sind, die das Eine sagen und das Andere thun, aber sich bloß selbst täuschen,

wenn ſie andere zu täuſchen glauben, und die, weil ſie durch und durch unehrlich ſind, alles Vertrauen verlieren und zuletzt immer unglücklich, wenn nicht zu Verbrechern werden. Die Wahrhaftigkeit iſt die ſittliche Durchſichtigkeit und iſt höher zu ſchätzen, als jede andere Eigenſchaft.

Feuchtersleben, der große Seelenarzt, ſagt: „Es gibt nur eine Sittlichkeit, und das iſt die Wahrheit; es gibt nur ein Verderben, und das iſt die Lüge. Dort iſt Leben und Geſundheit, hier iſt Verweſung. Wie ein heimliches Gift nagt und frißt die beſtändige Lüge an den innigſten Kräften unſeres Daſeins, und mit krankhaftem Behagen füttern wir den Wurm, der uns verzehrt. Nie war dieſe Kunſt ſo weit gediehen, wie in unſern Tagen, ja wir ſehen in dem Raffinement die Höhe der Bildung, auf welcher wir uns zu ſtehen rühmen. Niemand hat den Muth, Er ſelbſt zu ſein und doch beruht alle Geſundheit nur auf der Behauptung des ächten Selbſt gegen Alles, was das Individuum in die Enge treiben will. Und warum unterwerfen wir uns der Lüge, dieſem beſtändigen Krampf der Seele, dieſem ſchleichenden Nervenfieber? Iſt es nicht weit bequemer, wahr zu ſein? Den Männern ſag' ich dieß: Es gibt keine Kraft, ohne Wahrheit; und den Frauen ſei es geſagt: Ohne Wahrheit gibt es keine Anmuth. Und ſoll ich ein Geheimniß ausplaudern, welches ebenſo nahe liegt und ebenſo ſchwer gefunden wird, als die Kunſt mit dem Ei des Kolumbus, ſo wiſſet, daß das, was ihr als Genie bewundert, nichts iſt, als Wahrheit. Muth, zu ſein, was wir ſind; ſeine Seligkeit in ſich zu haben; immer und überall ſein Glück in ſich! Es gibt kein anderes Glück!"

Ja, das Herrlichſte und Preiswürdigſte im menſchlichen Leben iſt ein edler, auf Wahrhaftigkeit gegründeter Charakter. Ein ſolcher übt eine größere Macht aus, als der Reichthum, ja, er führt einen Einfluß mit ſich, der nie verſagt; denn es ſind hauptſächlich ſittliche Eigenſchaften, welche die Welt beherrſchen. „Selbſt im Kriege," ſagte Napoleon, „verhält ſich das Sittliche zum Phyſiſchen, wie zehn zu eins." Auch Franklin ſchrieb ſeinen Erfolg als Staatsbürger nicht ſeinen Talenten

zu, denn dieſe waren mäßig, ſondern der bekannten Rechtſchaffenheit ſeines Charakters. „Daher geſchah es," ſagte er, „daß ich ſo viel Gewicht bei meinen Mitbürgern hatte." Die Charakterfeſtigkeit ſchafft Menſchen in hoher und niedriger Lebensſtellung Vertrauen. Man ſagte von Kaiſer Alexander I. von Rußland, daß ſein perſönlicher Charakter ſo viel werth ſei, als eine Verfaſſung. Der aufrichtige Charakter iſt eine viel größere Macht, als das Wiſſen. Verſtand ohne Herz, Intelligenz ohne ſittliche Führung, Gewandtheit ohne Wohlwollen ſind zwar auch Mächte, aber ſie können auch zum Böſen da ſein.

Der höchſte Lebensgrundſatz jedes Menſchen ſei alſo: „Sei immer das, was du zu ſcheinen wünſcheſt!"

„Eine Hand voll ſittliches Leben," ſagt Georg Herbert, „iſt mehr werth, als ein Scheffel Gelehrſamkeit."

Wir dürfen das Wiſſen nicht verachten, doch muß es mit einem reinen Charakter und mit Güte verbunden ſein. Geiſtige Befähigung befindet ſich zuweilen vereinigt mit dem gemeinſten ſittlichen Charakter, mit der niederträchtigſten Kriecherei gegen Hohe und der Anmaßung gegen Niedrige. Jemand kann in der Kunſt und Wiſſenſchaft hochgebildet ſein und trotzdem an Ehrlichkeit, Tugend, Wahrhaftigkeit und Pflichttreue hinter manchem armen und unwiſſenden Bauer zurückſtehen. Die Bildung des Charakters muß in der Erziehung zur Hauptſache werden; alles andere iſt ohne ſie Nichts. Dem Talent und Genie darf man nur dann trauen, wenn es ſich auf Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit ſtützt.

Ein wahrhaftiger Charakter läßt ſich nicht ohne Anſtrengung bilden. Es bedarf dazu einer beſtändigen Selbſtbeherrſchung und Selbſtzucht. Geleitet von dem Lichte großer Beiſpiele, die von den edelſten Vertretern der Menſchheit gegeben wurden, ſoll Jeder von uns dahin ſtreben, die höchſte Stufe nicht des Reichthums, ſondern der Ehrenhaftigkeit, nicht der Klugheit, ſondern der Tugendhaftigkeit, nicht der Macht, ſondern der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit zu erreichen.

Wenn die Elemente des Charakters durch einen entſchloſſenen Willen in Thätigkeit erhalten und von einer hohen Geſinnung

geleitet werden, ſo betritt der Menſch, gleichviel mit welchem Schaden ſeiner weltlichen Intereſſen, den Pfad der Pflicht und verfolgt ihn beharrlich, ſo daß er ſich dem Gipfel ſeines Daſeins nähert. Er entfaltet nun den Charakter in deſſen unerſchrockenſter Form und verkörpert die höchſte Idee der Männlichkeit. Die Handlungen eines ſolchen Mannes wiederholen ſich im Leben und in den Handlungen anderer. So klang jedes Wort Luthers gleich einer Trompete durch Deutſchland. „Seine Worte waren halbe Schlachten," hat Richter geſagt.

3. In einem energiſchen, auf Pflichtgefühl und Wahrhaftigkeit beruhenden Charakter liegt eine fortreißende Gewalt. In einzelnen Fällen wirkt er, wie ein Talisman, als ob gewiſſe Menſchen die Organe einer übernatürlichen Kraft wären. „Ich brauche bloß auf den Boden Italiens zu ſtampfen," ſagte Pompejus, „und ein Heer tritt hervor." Auf den Ruf Peters des Einſiedlers ſtand Europa auf und ſtürzte ſich auf Aſien. In Gedanken und Thaten verkörpert hat der große Charakter die Eigenſchaft der Unſterblichkeit. Der Gedanke eines großen Denkers lebt durch Jahrhunderte fort. Moſes, David, Salomo, Plato, Sokrates und Xenophon, Seneca, Cicero, Epiktet, Jeſus und Paulus ſprechen aus ihren Gräbern noch zu uns. Theodor Parker hat geſagt, daß ein einziger Mann wie Sokrates für ein Land mehr werth ſei, als viele Staaten wie Südcarolina.

Große Arbeiter und Denker machen recht eigentlich die Geſchichte, die ja nur die fortlaufende Menſchheit unter dem Einfluß von Männern von Charakter iſt, von großen Führern, Königen, Philoſophen, Staatsmännern und Patrioten, den wahren Ariſtokraten unſeres Geſchlechtes. Denn wirklich hat Carlyle nachgewieſen, daß die allgemeine Geſchichte im Grunde nichts als die Geſchichte großer Männer iſt.

Große Männer ſtempeln ihr Volk und ihre Zeit mit ihrer Seele, wie Luther das moderne Deutſchland, Dante Italien, Cromwell und Shakeſpeare England und Waſhington Amerika. Die Namen und das Andenken großer Männer ſind das Leibgeding einer Nation. Niederlage, Abfall und Sklaverei kann

dieſes heilige Vermächtniß nicht nehmen; ſie ſind im Leben wie im Tod das Salz der Erde.

Bei Waſhington wie bei andern großen Führern der Menſchen lag die Größe nicht ſowohl im Verſtand, im Talent oder Genie, ſondern in der Ehre, Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und in der Herrſchaft des höchſten Pflichtgefühls.

So gut wie die Einzelnen müſſen die Nationen ihren Charakter behaupten. Sind dieſe nicht hochherzig, wahrhaft, ehrlich, pflichttreu, tugendhaft und muthig, ſo werden ſie bei andern Nationen in geringer Achtung ſtehen und in der Welt kein Gewicht haben. Die Nation, die keinen höhern Gott hat, als das Vergnügen oder das Geld, iſt ſchon verkommen. Inſtitutionen allein können wenig dazu beitragen, den Nationalcharakter auf einer hohen Stufe zu erhalten. Die Idee einzelner Menſchen und der in ihnen lebende Geiſt ſind es, welche den moraliſchen Standpunkt und die Haltbarkeit der Nationen beſtimmen. Wo die Maſſen in ihrem Gewiſſen, ihrer Sittlichkeit geſund ſind, wird die Nation ehrlich und anſtändig regiert werden.

Die Größe eines Landes hängt nicht von der Ausdehnung ſeines Gebietes, ſondern von dem Charakter ſeines Volkes ab. Das Volk Israel war ein kleines Volk, aber welch ein großes Leben entfaltete es und welchen mächtigen Einfluß übte es auf die Geſchicke der Menſchheit. Griechenland war nicht umfangreich, aber wie groß war es in der Kunſt, der Literatur, der Philoſophie und der Vaterlandsliebe. Athen hatte aber zwei ſchwache Punkte: Es kannte kein wahrhaftes Familienleben und es gab dort mehr Sklaven als Freie. Daraus entwickelte ſich eine ſchlaffe Moral. Die Folge war der Untergang. Auch Roms Sturz iſt der allgemeinen Verdorbenheit ſeines Volks und dem zunehmenden Geſchmack an Vergnügen und Müßiggang zuzuſchreiben. Lebt eine Nation nur für das Vergnügen, ſo daß jedes kleine Ich ſein eigener Gott iſt, ſo iſt ſie verurtheilt und ihr Verfall unvermeidlich. (Smiles.)

c. Sprüche.

a. Pflichttreue.

1. Raſtlos vorwärts! feſten Sinnes,
Brüder, auf der Bahn der Pflicht,
Daß dem Muthe des Beginnes
Die Vollendung auch entſpricht!
Den Entſchluß zur Thatkraft ſpornen
Sollen uns des Weges Dornen.

Feſt das eigne Herz bezwingen,
Sprechen, wo die Feigheit ſchweigt,
Mit dem Unrecht mannhaft ringen,
Ob es uns auch Vortheil zeigt,
Das, was ſchlecht iſt, kühn enthüllen —
Selig ſolches Pflichterfüllen!

Lieber ſchmachten in Beſchwerden,
Lieber dulden Schmach und Spott,
Als der Pflicht entwendet werden —
Das iſt: Treu ſein ſich und Gott.
Ganz dem Guten ſich ergeben,
Das allein iſt wahres Leben. (Dullers Geſangbuch.)

2. Kampf iſt unſere Größe, und Tugend, die nur in Hinſicht auf jetzige oder künftige Glückſeligkeit wirkſam wird, blendender Eigennutz. Der Lohn der Güte iſt — gut ſein, und kein Gott iſt fähig, einen höhern Preis aufzuſtellen, als das Bewußtſein, unſere Pflicht gethan zu haben. Pflicht iſt das unſterbliche Wort, das uns über Abgründe hinwegträgt und das über Schreckniſſe ſiegt. Pflicht iſt der erhabene Beweggrund des Weiſen; reines Erkennen iſt ſein Führer; Vernunft iſt ſein Geſetz, des Geſetzes Erfüllung ſein Urtheil. (Mayern.)

3. Wo viel Freiheit, iſt viel Irrthum,
Doch ſicher iſt der ſchmale Weg der Pflicht. (Schiller.)

4. Haſt du deine Pflicht gethan?
Dann ſei alles Aechzen, Krächzen
Auch für heute abgethan! (Göthe.)

5. Thue deine Pflicht, mein Sohn,
Mit allem Feuereifer deiner Bruſt;
Und was du thuſt, ſei Lohn, der dir genügt;
Die Tugend ohne Lohn iſt doppelt ſchön. (Seume.)

6. Es iſt eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, ſondern nur an ſtrenge, ſich nicht ſchonende Pflichterfüllung, das Glück ſich von ſelbſt, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweiſe einſtellt. (W. v. Humbold.)

7. Für den rechten Menſchen iſt Troſt nicht heilſam, weil er ſchwächt; Pflicht iſt ſein wahrer Troſt. (Feuchtersleben.)

b. Wahrhaftigkeit.

1. Es iſt ein alter Spruch: das beſte Leichentuch
Iſt Redlichkeit, ſie würzt den Tod mit Wohlgeruch.
Es iſt ein alter Spruch: wenn ſie mit dir nun ſchreiten
Zum Grabe, werden ſie verſchieden dich begleiten.
Dein einer Freund, dein Gut, bleibt hinter dir im Haus;
Dein anderer Freund, dein Ruhm, fliegt in die Welt hinaus.
Dein dritter Freund, dein Freund, begleitet dich an's Grab,
Und kehret um, ſobald er warf die Scholl hinab.
Die Liebe ſchickt vielleicht dir ein paar Thränen nach,
Doch auf der großen Reiſ' iſt dies Geleite ſchwach.
Ein gut Gewiſſen nur wird bei der Hand dich faſſen,
Nur der Geleitsmann wird dich nimmermehr verlaſſen.
(Rückert.)

2. Wer gegen ſich ſelbſt und Andere wahr iſt und bleibt, beſitzt die ſchönſte Eigenſchaft der größten Talente. (Göthe.)

3. Ja, der Menſchheit ſchönſte Zierde iſt ein freier, fränker Mann,
Der die Wahrheit, ſeinen Glauben, unerſchüttert ſagen kann,
Der der glatten, bunten Schlange, Schmeichelei, den Krieg erklärt,
Weil ſie am Erkenntnißbaume Blatt und Blüth' und Frucht zerſtört. (A. Grün.)

4. Rechtſchaffenheit! Sie ſei der feſte Grund,
Auf dem du gehſt und ſtehſt; Rechtſchaffenheit
Schafft in dir ſelbſt das Rechte allezeit,
Und ihre beſte Segnung wird dir kund,
Indem ſie des Vertrauens Fäden webt
Zu manchem ſchönen, ächten Herzensbund —
Ein Segen, der dich dauernd überlebt,
Ein Segen, der einſt, deines Nachrufs Mund,
Erzählt, wie du geliebt, wie du gelebt,
Wie du gewuchert haſt mit deinem Pfund.
(Jul. Hammer.)

5. Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut! (Schiller.)

6. Höre, was der Volksmund ſpricht:
Wer die Wahrheit *liebt*, der muß
Schon ſein Pferd am Zügel haben.
Wer die Wahrheit *denkt*, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben.
Wer die Wahrheit *ſpricht*, der muß
Statt der Arme Flügel haben.

Und doch ſinget Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben! (Mirza-Schaffy.)

7. Ehrlichkeit iſt die feinſte und ſicherſte Klugheit.

8. Dieß über Alles: Sei dir ſelber treu,
Und daraus folgt, ſo wie die Nacht dem Tage:
Du kannſt nicht falſch ſein gegen irgend wen. (Shakeſpeare.)

9. Aufrichtiger! Dein Werth iſt unermeßlich
Für dich und Menſchen. Du haſt leichtes, ſichres
Gefühl der Bruſt. Wer ſtets ſo ſpricht und lebt,
Wie er im Innern denkt, ſtimmt mit ſich ſelbſt,
Stimmt mit dem Gott, ſtimmt mit dem All umher,
Froh mit dem Guten, gut ſelbſt mit dem Böſen.
Aufrichtiger! Dein Blick iſt frei! Dein Druck
Der Hand belebt! Wem du erſcheinſt, dem iſt
Ein wahrer Menſch, ein Götterbild erſchienen. (L. Schefer.)

10. Der Vater an ſeinen Sohn.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Vom Weg der Tugend ab!
Dann wirſt du wie auf grünen Au'n
Durch's Pilgerleben geh'n;
Dann kannſt du ſonder Furcht und Grau'n
Dem Tod entgegen ſeh'n.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand ſo leicht;
Dann ſingeſt du beim Waſſerkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Böſewicht wird alles ſchwer,
Er thue, was er thu';
Das Böſe treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh.

Der ſchöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er iſt auf Lug und Trug erpicht
Und wünſcht ſich nichts, als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entſetzen zu;
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe kein Ruh.

Sohn, übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Vom Weg der Tugend ab!
Dann ſuchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen d'rauf;
Und Sonnenblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf. (Hölty.)

11. Du ſollſt kein falſches Zeugniß ablegen wider deinen Nächſten. (2. Moſ. 20. 16.)
12. Ein nichtswürdiger Zeuge weiß eine Sache beredt vorzutragen. (Spr. Sal. 19, 28.)
13. Ein falſcher Zeuge bleibt nicht ungeſtraft. (Spr. Sal. 19, 5. 9.)
14. Gott haßt die falſchen Zeugen. (Spr. Sal. 6, 19.)
15. Du ſollſt beim Namen Gottes nicht falſch ſchwören, denn der Herr wird den nicht ungeſtraft laſſen, der ſeinen Namen mißbraucht. (2. Moſ. 20, 7.)
16. In Folge des Meineids geht ein Land zu Grunde. (Jer. 23. 10.)
17. Wo falſche Schwüre geleiſtet werden, da nehmen reißende Thiere überhand. (Spr. der Vät. 5, 9.)
18. Uebet Treue und Wahrheit einer gegen den andern. (Sach. 7, 9.)
19. O Herr, deine Augen ſind auf die Wahrhaftigkeit gerichtet. (Jer. 5, 3.)

20. Meine Lippen müſſen ſtets Offenheit, meine Rede die Wahrheit verkünden. (Hiob 23, 3.)

21. Der Mund, der da lüget, tödtet die Seele. (Weish. Sal. 1, 11.)

22. Güte und Weisheit ſollen dich nie verlaſſen; binde ſie um deinen Hals, ſchreibe ſie auf die Tafel deines Herzens, dann findeſt du Gnade bei Gott und Gunſt bei den Menſchen. (Spr. Sal. 3, 3.—4.)

23. Thue recht und ſcheue Niemand. (Sprichwort.)

Prüfſtein.

Ich prüfe Dein Beſtreben,
Wahrheitsliebe, Handlungsweiſe,
Es ſei'n dieſelben offen oder leiſe. —
Dies ſind die Richter Dir im Leben
Und liefern mir Beweiſe,
— Ob offen, ob auch leiſe —
Wie du es meinſt — nach deiner Weiſe.

B. Pflichten gegen Gemeinde und Staat.

1. Die Gemeinnützigkeit und Wohlthätigkeit.

a. Beiſpiele: 1. Fellenberg. — 2. Peſtalozzi. — 3. Eſcher von der Linth. — 4. William Haldimann.

1. Emanuel von Fellenberg. (1771—1844.)

Dieſer Mann iſt der Stifter von Hofwyl, einem jetzt abgeblühten pädagogiſchen Gemeinweſen, das an Ausdehnung, Ruf und Bedeutung in der Geſchichte der Pädagogik einzig daſteht.

Er wurde im Juni 1771 geboren und ſtammte aus einem angeſehenen Patriziergeſchlecht von Bern. Vater und Mutter

wußten ſchon in dem jungen Knaben durch Hinweiſung auf die Noth und das Elend des armen Volkes ſein Mitgefühl zu erwecken, ſein Herz zu veredeln und ſeinen Willen auf edle, große Ziele der Menſchenliebe zu richten. Fellenberg ſtudirte in Tübingen die politiſch-philoſophiſchen Wiſſenſchaften, reiste dann 1794 nach Paris, wo er mit Abbé Grégoire bekannt wurde, kehrte bald nachher in die Heimath zurück, mußte ſich aber im Jahr 1798 beim Einfall der Franzoſen nach Deutſchland flüchten, ging ſpäter als Geſandter nach Paris, zog ſich aber bald aus der politiſchen Laufbahn zurück und kaufte 1799 den vernachläſſigten Wylhof bei Bern, von ihm Hofwyl getauft, um hier nun die Löſung ſeiner Lebensaufgabe zu beginnen; denn in der Erziehung erblickte er das Hauptmittel zur Begründung der Wohlfahrt der Nationen und der Menſchheit.

Zuerſt wurde er Landwirth. Unverdroſſen griff er ſelber zu Hacke und Spaten. Er entwäſſerte und bewäſſerte; er verbeſſerte ſeine Pflüge und Eggen; er erfand Pferdehacken und Säemaſchinen; er führte veredelte Obſtſorten und neue Kulturpflanzen ein. Aber die Kultur des Bodens war ihm nicht Zweck, ſondern nur Mittel; die rationelle Landwirthſchaft ſollte ein Erziehungsmittel werden durch lohnende Arbeit mit Einſicht betrieben; er wollte die vernachläſſigten untern Klaſſen zu einer behaglichern, geiſtigern Exiſtenz heranbilden. Zu dieſem Zwea beredete er Peſtalozzi, den Menſchenfreund, der ſchon auf den Knaben einen ſo lebhaften Eindruck gemacht hatte, ſeine Erziehungsanſtalt in die Nähe Hofwyls nach Münchenbuchſee zu verlegen. Aber Peſtalozzi zog bald wieder von dannen. Und nun gründete Fellenberg im Jahr 1804 auf eigene Fauſt eine Armenſchule. Bettelkinder, körperlich und geiſtig verwahrloſte Knaben, ſogar junge Sträflinge nahm er unentgeltlich auf, nährte und kleidete ſie und ließ ſie unterrichten, wogegen ſie unter Anleitung ihrer Lehrer die leichtern Feldarbeiten auf ſeinen ausgedehnten Gütern verrichten mußten. Nützliche Arbeit ſollte dabei Erholung vom Unterricht, lehrreicher Unterricht Erholung von der Arbeit gewähren. Anfangs fehlte es namentlich an

hingebenden, menschenfreundlichen und anspruchslosen Armenlehrern. Erst nach Jahren fand durch eine glückliche Fügung Fellenberg an J. J. Wehrli, dem Sohne eines thurgauischen Lehrers, einen Mann, in welchem sich alle diese Eigenschaften beisammen fanden. Die sogenannte „Wehrlischule" erfreute sich bald eines europäischen Rufes und wurde zu einer Musteranstalt für die ganze gebildete Welt; in fast allen Staaten Europa's und selbst außerhalb unseres Erdtheils, in Nordamerika, Brasilien und Ostindien wurden ähnliche Anstalten errichtet, in welchen man ein Heilmittel gegen die Verarmung und eine unschätzbare Wohlthat für die Einzelnen und für die Staaten und die ganze menschliche Gesellschaft sah. Hofwyl wurde zum Wallfahrtsort für alle erleuchteten Geister, für Kaiser und Könige.

Als die Wehrlischule im gedeihlichen Gange war, schritt ihr Gründer eine Stufe weiter. Er gründete für Söhne wohlhabender Bauern ein „landwirthschaftliches Institut", wo dieselben den Landbau theoretisch und praktisch erlernen konnten. Hier war den jungen Landwirthen Gelegenheit gegeben, aus dem alten überlieferten Geleise, welchem schon Vater und Großvater gedankenlos gefolgt waren, herauszutreten und die Vortheile einer rationellen Bodenkultur, verbesserte Geräthschaften und neu eingeführter Nutzpflanzen kennen zu lernen. Bald verbreitete sich auch der Ruf dieser zweiten Anstalt, deren Erfolge durch landwirthschaftliche Volksfeste, von welchen zwei in den Jahren 1807 und 1810 in Hofwyl abgehalten wurden, zur Schau gestellt wurden. Namentlich das letztere fiel äußerst glänzend aus, und Tausende aus der Nähe und Ferne, unter andern hohen Gästen auch die Kaiserin von Rußland, wohnten demselben bei; es wurde das Vorbild aller jener landwirthschaftlichen Volksfeste, wie sie sich später in den meisten Ländern Europa's wiederholten.

Im Jahr 1808 folgte eine neue, die glänzendste Schöpfung Fellenbergs, eine Erziehungs- und Bildungsanstalt für Söhne höherer Stände. Sie entstand aus einem kleinen Kerne. Zu den Söhnen des Hauses gesellten sich die

Söhne einiger Freunde. Aus den Wenigen aber wurden bald so Viele, daß die vorhandenen Räume nicht mehr genügten, und so entstand jener großartige, weithin sichtbare Bau, welcher ein Palast genannt werden könnte, wenn er in seinem äußern Schmuck nicht so republikanisch schlicht, so bürgerlich einfach wäre. Regierende Fürsten und der hohe Adel aller Länder beeilten sich, ihre Söhne dem erleuchteten (aufgeklärten) Bernerpatrizier zur Erziehung anzuvertrauen. Vermischt mit dem Nachwuchs der alten Berner-Geschlechter tummelten sich in den Schulsälen und auf den Spielplätzen Hofwyls Knaben, zum Voraus dazu bestimmt, einst Kronen zu tragen, oder als die Nächsten an den Stufen mächtiger Throne zu stehen. Alle Sprachen wurden da gesprochen, alle christlichen Religionen bekennt und gelehrt. Neben den verwahrlosten Knaben der Bettler und Vaganten (in der Wehrlischule), neben den Söhnen der behäbigen Bauern (im landwirthschaftlichen Institut) wurden hier nun auch die erzogen und herangebildet, welche einst Völker beherrschen und Staaten leiten sollten. Männer vom bedeutendsten wissenschaftlichen und schriftstellerischen Ruf wirkten als Lehrer. Der Betsaal mit einer schönen Orgel vereinigte nach einander Katholiken und Protestanten zu ihren Andachtsübungen. Wie oft sah man auf dem Kieswege zwischen den Häusern und Anlagen die schönen Kutschen der vornehmen gekrönten und ungekrönten Besucher dieses berühmten Wallfahrtsortes!

Meinet ihr, jetzt habe Fellenberg auf seinen Lorbeeren ausgeruht? Keineswegs! Dem rastlosen Geiste genügte das bisher Geschaffene noch lange nicht. Er gründete in Hofwyl auch eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, welche unter der Leitung der Frau v. Fellenberg und ihrer Töchter trefflich gedieh und einen Bestand von zwölf Jahren hatte. Weiter suchte Fellenberg seine Wirksamkeit in Hofwyl auf Heranbildung von Volkslehrern auszudehnen und seine Grundsätze in die weitesten Kreise zu verbreiten. Deßhalb versammelte er schon im Jahr 1808 in Hofwyl gegen vierzig Schullehrer aus allen Theilen der Schweiz, um sie daselbst einem mehrwöchentlichen Ausbildungskurs beiwohnen zu lassen. Im Jahr 1832 wurde

dann eine vom Staat anerkannte Bildungsanstalt für Lehrer eröffnet, für welche die bernische Regierung eine Summe bewilligte, die Fellenberg zum Ankauf guter Bücher verwendete, welche er unter die Lehrer austheilen ließ. Er zog es vor, aus seinen eigenen Mitteln einer ansehnlichen Zahl von Lehrern jährlich während drei Monaten Unterricht, Wohnung und Nahrung unentgeltlich geben zu lassen.

Jetzt sollten für den Musterstaat in Hofwyl noch zwei Provinzen gewonnen werden. Für den Bürgerstand der Städte war noch nicht gesorgt. Deßhalb eröffnete Fellenberg im Jahr 1830 eine Mittel- oder Realschule, wo der höhere Handwerker, der kleine Kaufmann seine ihm angemessene Bildung erhalten konnte. Auch diese Schule kam zu guter Stunde in's Leben und stand bald in erfreulichem Flor. Eine Pflegeanstalt endlich, wo die ersten zarten Keime des jungen Weltbürgers gehegt und gepflegt würden, sollte das letzte, seiner Bedeutung nach das erste Glied der langen Kette sein. In seinen letzten Jahren gründete Fellenberg in Hofwyl auch noch eine Kleinkinderschule. Mitten in großartigen Plänen, beschäftigt mit der Gründung einer Industrieschule, einer Vorläuferin des schweizerischen Polytechnikums, überraschte den 73jährigen Greis der Tod. Er starb am 21. November 1844, nachdem er auch im öffentlichen Leben schon im Jahr 1833 die höchste Ehrenstelle, die ihm in seiner engern Heimath zu Theil geworden, bekleidet hatte, die eines Landammanns des Kantons Bern.

So war aus dem ehemaligen vernachlässigten Wylhof ein abgerundetes Ganzes geworden, wo für die Erziehung aller Stände der menschlichen Gesellschaft, jedes Alters und beider Geschlechter gesorgt war, ein staunenswerthes Denkmal der geistigen Kraft und Ausdauer eines einzigen Mannes.

Fellenberg wird am besten charakterisirt in den hier nachfolgenden Worten, die Dr. Theodor Müller am Grabe desselben gesprochen hat:

Fellenberg war ein Mann des Glaubens, und zwar eines felsenfesten Glaubens! Sein Glaube war mehr als ein bloßes Gottvertrauen; sein Glaube war die unerschütterliche

Ueberzeugung, daß das Werk ſeines Lebens aus Gott ſtamme, daß es eine von Gott ihm übertragene Aufgabe ſei, und daß er dem Höchſten dafür verantwortlich ſei, jede Stunde ſeines irdiſchen Daſeins dieſer Aufgabe ganz zu weihen. Er hat nicht bloß mündlich, ſondern auch in Schrift es ausgeſprochen, daß er ſich wie einen Kriegsmann betrachte, der den von Gott ihm anvertraute Poſten bis zum letzten Athemzug behaupten müſſe, und er iſt bis zum letzten Lebenshauch wiſſentlich kein Haarbreit von ſeinem Poſten gewichen. Er ſagte einſt vor den verſammelten Mitarbeitern: Ich würde mich als einen Kain anſehen, flüchtig und fluchbeladen, wenn irgend ein Mißgeſchick der Erde, wenn die bitterſte Kränkung mich nöthigen könnte, feig vor meiner Aufgabe zu fliehen! Und dieſer Glaube an einen von Gott geſtellten Beruf war es, welcher ihn vermochte, mit Verzichtung auf die gewöhnlichen Freuden und Genüſſe des Lebens, auf allen äußern Glanz und Prunk, zu welchem er durch Stellung und Vermögen berechtigt war, das Kreuz eines dornenvollen, mühſeligen, entſagungsreichen Lebens auf ſich zu nehmen und in ſchmuckloſer Einfachheit mit ausharrender Geduld bis an's Ende zu tragen. Durch dieſen Glauben erhielt ſein Leben jene Gleichförmigkeit der Haltung, des Tones, der Farbe, jenen unverlöſchlichen Charakter der Einheit, durch welchen es als ein großes Ganze, gleich wie aus einem Stück gegoſſen, erſcheint. Von ſeiner Jugend bis in ſein hohes Alter beherrſchte ihn ſeine Lebensaufgabe mit unwiderſtehlicher, überirdiſcher Gewalt; auf ſie bezog ſich all ſein Reden und Thun, im einfachen Privatgeſpräch wie in ſeinen öffentlichen Reden blickte ſtets dieſe Seele ſeiner Seele hindurch, jede Faſer ſeiner geiſtigen Organiſation war von ihr durchdrungen, ſie war der Pulsſchlag ſeiner raſtlos wirkenden Thätigkeit. Aus dieſem unerſchöpflichen Reichthum eines felſenfeſten, Berge verſetzenden Glaubens ſtammt endlich jene unbeugſame Standhaftigkeit, jener Felſenmuth, welcher ihn in den gefahrvollſten Kriſen ſeiner Anſtalten, bei den härteſten, ſchmerzhafteſten Prüfungen niemals verließ, ſondern im Gegentheil ſtets wuchs mit der Gefahr, und mit jedem Morgenroth neu ſich offenbarte.

Er war ein Mann der Liebe, und zwar einer thatkräftigen Menſchenliebe. Schon in dem Knaben ward von einer edelgeſinnten, frommen Mutter der Keim dieſer Menſchenliebe gepflanzt; ſie zeigte ihm, was Armennoth und Volkselend heißen wolle, nicht bloß mit Worten, ſondern in Beiſpielen; ſie beſchwor den feurigen, gerührten Knaben, dem Wohlthun, der Unterſtützung hülfsbedürftiger Brüder, der Verminderung menſchlichen Jammers und Elendes ſein ganzes Leben zu weihen, und das Gelübde, welches der erſchütterte Knabe in Mutterhände gelegt, hat er als Mann ein langes Leben hindurch mit Manneskraft und Mannesthat gelöſet. Die Hunderte von armen Kindern, die er nicht bloß dem Bettelſtab, ſondern dem Laſter und Verbrechen entriß, „denen er Kenntniſſe und Befähigung zu einem nützlichen Beruf ertheilen, die er zu Arbeit, Fleiß und ſittlich-religiöſer Selbſtbeherrſchung erziehen ließ", dieſe werden einſt Zeugniß für ihn ablegen vor Gottes Thron. Die Hunderte von unglücklichen, nothleidenden Menſchen aus der Nähe und Ferne, denen er, im Bunde mit ſeiner gleichgeſinnten Gemahlin, Arbeit, Brod, Troſt, Hülfe und Beiſtand jeglicher Art darbot, und die ſtets mit getrockneten Thränen von Hofwyl weggingen, dieſe werden Zeugniß für ihn ablegen vor Gottes Thron. Und die vielen Opfer, groß und klein, welche er ſeit faſt einem halben Jahrhundert, öffentlich und im Stillen, für gemeinnützige, menſchenfreundliche Zwecke, für Volksbildung und Volksveredlung, auf den Altar des Vaterlandes gelegt hat, dieſe werden Zeugniß für ihn ablegen vor Gottes Thron.

Er war ein Mann der Hoffnung, und zwar einer felſenfeſten Hoffnung. Ein öffentliches Blatt hat vor Kurzem geſagt: Allen Schmerz der Täuſchung überwand er leicht durch die Hoffnung des zukünftigen Beſſeren. Und ſo war es! Seine Hoffnung war unzerſtörbar wie ſein Glaube, weil beide aus derſelben Quelle floſſen. Er hoffte mit Zuverſicht, daß einſt das Reich Gottes herrſchen werde unter den Völkern, in welchen das Evangelium unſeres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti nicht mehr ein bloßes Wort, ſondern eine große Völkerthat ſein wird, und er war überzeugt, daß kein Verſuch, kein Streben,

zur Anbahnung dieſes göttlichen Reiches auch nur an einzelnen, zerſtreuten Punkten mitzuwirken, jemals verloren gehen könne; daher hoffte er auch, daß die Samenkörner, welche er ſelbſt unabläſſig in die Furche der Zukunft zu ſtreuen bemüht war, dereinſt aufgehen und Früchte tragen würden zur Ehre Gottes und zum Segen der Menſchheit, und dieſe Hoffnung wird gewiß gerechtfertiget werden! In allen Jahrhunderten wird man ſtets wieder auf die von ihm betretene, von Gottes Finger ihm vorgezeichnete Bahn zurückkehren müſſen; es gibt keinen Weg, der ſicherer zum Ziele führt, als den einer allmäligen Wiedergeburt des Menſchengeſchlechts durch eine allumfaſſende, ſittliche Völkererziehung. Unendlich iſt die Idee, jede Ausführung aber Stückwerk und menſchlich beſchränkt. Nur erſt nach und nach, in langem Laufe der Zeiten, kann durch ähnliche, gottbegeiſterte Männer das vollſtändig verwirklicht werden, was dem erleuchteten Geiſte in Augenblicken der höchſten Weihe mit lichten Umriſſen und glänzenden Farben als ideales Himmelsbild erſcheint. Und die ſtets lauter ſich ankündigenden Völkerkriſen, welche einſt das ganze Geſellſchaftsgebäude aus den Fugen zu reißen drohen, welche der Verewigte in ihren Urſachen wie in ihrer ganzen Gefahr erkannte, und welche er durch eine geſteigerte Nationalbildung und vorzüglich durch das gegliederte Zuſammenwirken vieler, wie ein großes Netz über die Völker verbreiteter Armenerziehungsanſtalten zu entwaffnen hoffte, dieſe werden vielleicht einſt mit Donnerſtimme auf die von ihm gewandelte Bahn zurückweiſen.

So hat Glaubenskraft ihn ſtets über der Sturmfluth des Lebens emporgehalten, thatkräftige Menſchenliebe hat ſeine Tage geadelt, und in freudiger Hoffnungsſtärke iſt er von hinnen gegangen!

2. Heinrich Peſtalozzi. (1746—1827.)

Dieſer Mann iſt dadurch, daß er die Volksſchule reformirt hat, einer der größten Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes geworden. Sein ganzes Leben iſt voll von Selbſtverleugnung und Aufopferung, voll von Liebe für das arme Volk.

Im Jahr 1775 gründete er auf ſeinem Beſitzthum Neuhof im Aargau eine Armenanſtalt. Dabei verlor er ſein ganzes Vermögen. Als 1798 durch den Kampf mit den Franzoſen in Unterwalden viele arme Kinder elternlos geworden ſind, geht Peſtalozzi, dem Rufe der helvetiſchen Regierung und dem inneren Triebe folgend, nach Stanz und wird da Lehrer, Erzieher und Krankenpfleger der Verwaisten. Seiner dortigen Wirkſamkeit wird durch die Franzoſen am 8. Juni 1799 ein Ende gemacht. In Burgdorf und Münchenbuchſee ſetzt Peſtalozzi ſeine Erziehungsbeſtrebungen fort. Im Jahr 1804 verlegt er ſeine Anſtalt nach Yverdon. Hier erwarb ſich ſeine Anſtalt einen Ruf, der ſich weit über Europa ausdehnte. Yverdon wurde das Mekka der Schulfreunde und Pädagogen aller Länder und Welttheile. Eine Menge von Lehrern ſtrömte herzu, um von ſeinen Lippen die neue Lehre der Menſchenbildung zu hören. Peſtalozzi iſt der Genius der humanen Erziehung, ein großartiger Geiſtesheld, der mitten aus den Trümmern ſeines verhängnißvollen Lebenswerkes das Motto für die Erziehung der Gegenwart und Zukunft errungen hat: „Entwickelung der Menſchennatur“. Er hat gearbeitet ſein Leben hindurch, unverändert, ohne Raſt, mit einem warmſchlagenden, tieffühlenden, von Menſchenwohlfahrt belebten Herzen, für das Wohl der Menſchheit, für das Glück der Armen und Nothleidenden, für die naturgemäße Erziehung der Kinderſeele. „Der Menſch iſt meine Welt“, gab er darum zur Antwort, als er gefragt wurde, ob er nicht auch die Wunder der Gebirgswelt in den Alpen zu ſchauen begehre. Mit ſeiner unbeugſamen Liebe und mit ſeinem klaren, lebendigen und tiefſinnigen Geiſte hat er ein Erziehungsſyſtem geſchaffen, an deſſen Realiſirung die Gegenwart arbeitet und das die Grundſteine der Erziehung der Zukunft enthält, weil ſein Dichten und Trachten dahin ging, den Gang der Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts zu erforſchen, ein geſchworner Feind des geiſtloſen Mechanismus, ein unermüdeter Kämpfer gegen das todte Hinbrüten, gegen alles geiſttödtende und abſtumpfende Mittheilen und Abrichten in hohen und niederen Schulen. Um Bedrängten und Unterdrückten zu helfen,

war ihm kein Opfer zu groß, nichts zu theuer; denn er ſuchte nicht ſeinen Vortheil. Oft theilte er mit Armen den letzten Gulden, gab einem Bettler ſogar die ſilbernen Schnallen von den Schuhen und band dieſe dann mit Stroh zuſammen. Er ging zum König von Preußen nach Neuenburg, um ihn für ſeine Idee zu gewinnen, obſchon er ſehr krank war und unterwegs mehrmals ohnmächtig wurde. An Demuth, Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit kam ihm keiner gleich, und bei aller männlichen Entſchloſſenheit war er harmlos und hingebend, mild und gefällig, zartſinnig und gefühlvoll, wie ein Kind. Peſtalozzi iſt ein erleuchtender, gründlicher und ſchöpferiſcher Bildungsheld, wie ihn kein anderes Volk hat, ein Aar, der, wie Dante von Homer ſagt, im Fluge Alle überwindet. Keiner hat, wie er, die Welt für die große Aufgabe der Menſchenveredlung begeiſtert, Keiner, wie er, die ſtumpfe Welt erſchüttert und ihren Widerſtand beſiegt; ein Mann, groß durch den Glauben an ſeine Idee, groß durch das, was er gewollt hat, groß durch die Selbſtverläugnung, womit er für ſeine Idee kämpfte, groß durch den Eifer, Menſchenelend zu lindern, und das alles in einem Zeitalter, wo die Kriegsfakel loderte, und wo die Menſchen von den geiſtigen Intereſſen abgelenkt wurden.

Peſtalozzi hat die Wiſſenſchaft der Erziehung als eine nationale Angelegenheit, nicht nur als eine der Schule und des Hauſes betrachtet. Er war durchaus kein Parteimann. Nur gegen ein's war er ein unverſöhnlicher Feind, gegen den Geiſt der Finſterniß, trete er in katholiſchem oder evangeliſchem Gewande auf, gegen den Geiſt der Selbſtſucht, der den Einzelnen, wie ganze Völker in's Verderben ſtürzt.

Peſtalozzi ſtreitet nicht um Meinungen, er vertritt nur die ewig wahren ſittlichen Ideen, die ſchon Jeſus vertreten hat. Das Streben Peſtalozzi's kann nicht beſſer ausgedrückt werden, als mit ſeinen eigenen Worten in der Vorrede zu Lienhard und Gertrud: „Ich habe keinen Theil an allem Streit der Menſchen über ihre Meinungen; aber das, was ſie brav, und treu und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächſten in ihr Herz und

Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei außer allem Streit uns allen und für uns alle in unsere Herzen gelegt."

Da Pestalozzi die reine Idee des Christenthums erfaßt hatte, war er ein gewaltiger Streiter gegen die verdummenden Lehren herrschsüchtiger Kirchen, wie man aus folgenden Sätzen ersieht:

„Geist der Pfaffheit! Trügerin! So lange die Welt steht, mißbrauchst du den Glauben an Gott, die Menschen zu der Thorheit und zu einem abgöttischen Sinn zu lenken."

„Du erfüllest ihre Gedanken mit Bildern von Gott und du machst das Spintisiren deiner heißen Stunden zu Offenbarungen des Allmächtigen."

„Du lösest den Gürtel auf, der die Erde verbindet, er ist Liebe Gottes, und du bindest deine Haufen mit den Stricken deiner Meinung."

„Du setzest den Menschen im Namen Gottes das Schwert an die Kehle und trittst mit deinem Buchstabendienst die Menschen in Staub, die anders denken, als du."

„Du brauchst die Schwäche der Könige und die Heuchelei der Höfe, deinem Glauben aufzuhelfen."

„Du entmannst die Söhne des Staates und machst den Priester zum König."

„Seitdem die Welt steht, hast du die Erde erschüttert."

„Seitdem die Welt steht, hast du den Königen Ketten gegeben wider die Menschen, und den Menschen Schwerter wider die Könige."

„Der Pfaffheit gebundener Sinn nähret das Laster, und des Götzendienstes sinnenbehagliche Feier ist wie Minnegesang jedem Naturtrieb."

„Trügerin! Du fragst das Waislein: Kennst du meinen Gott und den Unterdrückten: Kannst du meinen Glauben auswendig?"

„Selbst der fromme Sinn der Tugend wird dein Knecht. Wem du den Kopf nimmst, der dienet dir."

Ueber Religion und Sittlichkeit ſprach Peſtalozzi herrliche Worte:

„Kommt in die Hütte der Armen und zu den Thränen der Waiſen! Da lernet ihr Gott kennen, und gut ſein und Menſchen werden!“

„Ich achte das Innere deines Weſens, o Menſch, für göttlich.“

„Durch Sittlichkeit erhebe ich mich zu der oberſten Höhe, die meine Natur, nach Unſchuld ſtrebend, zu erreichen vermag, zur Kinderunſchuld, zu der göttliche Kräfte meine Natur fähig machen.“

„Die Religion, inſofern ſie wirkliche und wahre Religion iſt, geht den Staat eigentlich nichts an, als nur inſofern er ſchuldig iſt, das Recht der Individuen, ihrer Ueberzeugung auf jeden Fall getreu zu ſein, zu beſchützen und zu erhalten.“

„Das Chriſtenthum iſt ganz Sittlichkeit, darum auch ganz Sache der Individualität des einzelnen Menſchen.“

3. Hans Conrad Eſcher von der Linth. (1767—1823.)

Dieſer ausgezeichnete Menſchenfreund ſtammt aus der gleichen Stadt, wie Peſtalozzi, aus Zürich. Zur Zeit der Helvetik übte er eine einflußreiche politiſche Thätigkeit aus. Später zog er ſich von dieſem Gebiete zurück, lebte ſeinem kaufmänniſchen Beruf, der Wiſſenſchaft und der Wohlthätigkeit. Seine Lieblingswiſſenſchaft war die Geologie. Auf zahlreichen Streifzügen durch die ſchweizeriſche Gebirgswelt erwarb er ſich eine Kenntniß unſeres Vaterlandes, wie wenige Schweizer ſie hatten. Auf ſeinen Wanderungen in das Glarnerländchen lernte er auch den damals troſtloſen Zuſtand des Linththales und der Gegend zwiſchen dem Wallen- und Zürcherſee kennen. Er ſchilderte dieſen Zuſtand mit folgenden Worten: „Bis zum Eintritt der Linth in den Zürichſee werden die weiten Wieſengründe überſchwemmt. Bereits iſt das Uebel ſo gewachſen, daß die Anwohner der Linth unvermögend ſind, demſelben zu wehren. Die Straßen von Weſen und Wallenſtadt ſind im Sommer nur

noch für Schiffe brauchbar. Die Ueberſchwemmung fluthet in die Erdgeſchoſſe der Häuſer, erſteigt ſchon da und dort die erſten Stockwerke, wo dann im zurückgelaſſenen Schlamm die Sommerhitze verpeſtende Dünſte erzeugt. In den ſchwächlichen, blaſſen und geiſtloſen Geſtalten glaubt man wandelnde Schatten zu ſehen, abgehärmt durch das Gefühl der Noth ihrer noch unglücklicheren Kinder."

Der Anblick ſolchen Jammers brachte in Eſcher den großherzigen Entſchluß zur Reife, die Entſumpfung der Linthgegenden zu ſeiner Lebensaufgabe zu machen. Schon im Spätſommer 1803 wurde der in Freiburg verſammelten Tagſatzung der Plan für Bildung eines Aktienvereins vorgelegt. Im Jahr 1805 erhielt Eſcher den Auftrag, einen Aufruf an das ſchweizeriſche Volk zu entwerfen, damit ſich dasſelbe bei dem Unternehmen werkthätig betheilige. Aber erſt im Jahr 1807 ward die Sache energiſch an die Hand genommen. Hier verließ jetzt Eſcher ſeine Vaterſtadt und Familie und ſchlug im Dorfe Schännis ſeinen Wohnplatz auf. Hier handelte es ſich um das Abſtecken und Ausgraben der nöthigen Kanäle. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend war Eſcher in Thätigkeit. Weder Kälte, noch Näſſe vermochten ihn zurückzuhalten. Nicht ſelten griff er ſelber zum Spaten, um die Arbeiter aufzumuntern. Er theilte mit ihnen ihr Mahl und ſorgte wie ein Vater für ſie in geſunden und kranken Tagen. Kein Wunder, wenn ſie ihn als Vater verehrten und liebten. Im Mai 1811 konnte der 15,000 Fuß lange Walliſer-Kanal eröffnet werden, durch welchen die Linth in den Wallenſee geleitet wurde, damit ſie in deſſen unergründlichen Tiefen ihre Geſchiebmaſſen ablagere. Es blieb nun noch die Kanaliſirung vom Wallenſee bis zum Zürichſee zu vollenden, und die dort entſtandenen Sümpfe zu entwäſſern. Im Jahr 1820 war das ganze Werk vollendet. Da ſchrieb Eſcher an ſeinen Freund Vaucher in Genf: „Ich betrachte meine Aufgabe als geſchloſſen und hoffe, meine Pflicht gegen das Vaterland und die Menſchheit während meines Aufenthalts auf dieſer Erde erfüllt zu haben." Nachdem er 14 Jahre ſeines Lebens dem großartigen Werke, welches ohne ihn weder begonnen,

noch zu Ende geführt worden wäre, gewidmet, konnte er nun mit gerechtem Stolze die Thäler und Flächen überschauen, welche früher ungesunde Sümpfe gewesen waren, jetzt aber in fruchtbare Felder und blühende Gärten sich verwandelt hatten und von muntern Menschen bevölkert waren, die ihn als ihren Wohlthäter segneten. Er fühlte sich glücklicher, als viele Sterbliche, wenn schon die Sümpfe, die er ausgetrocknet, das harte Leben und die aufreibenden Anstrengungen die Kraft seines starken Körpers gebrochen hatten.

4. William Haldimann. († 1862.)

Die Voreltern dieses großartigen Menschenfreundes stammen aus dem bernischen Emmenthal, dem Schauplatz der Dorfromane von Jeremias Gotthelf. Unser William aber wurde zu London den 9. September 1784 geboren, wo sein Vater als Kaufmann lebte. Der Knabe wurde erzogen in der Atmosphäre der City zwischen Kaufmannsbüchern und Waarenballen, schon von der Wiege an bestimmt, ein Mitglied jener Zunft zu werden, welche von ihrer düstern Schreibstube an der Themse aus ihre Fäden nach allen fünf Welttheilen spinnt und den großartigen Verkehr aller Nationen und Völker vermittelt, welchen wir Welthandel nennen. Haldimann war in seiner Jugend ein lebensfroher Mann, und schien mehr für die Freuden der Geselligkeit zu schwärmen, als für die doppelte Buchhaltung. Gleichwohl wurde er schon in seinem 25. Jahr zum Mitglied des Rathes der Bank von England ernannt und hatte als solches nun viel mit Geldgeschäften zu thun. Im Jahr 1820 betrat er auch die parlamentarische Laufbahn, aus welcher er schon nach 6 Jahren schied. Bald nachher liquidirte er auch sein Kaufmannsgeschäft, durch welches er sich ein großes Vermögen gesammelt hatte, und von jetzt an lebte er ganz seinem Hang zur Ausübung einer großartigen Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit.

Er verließ jetzt London, um seinen bleibenden Wohnsitz am rebenbekränzten Genfersee bei Ouchy aufzuschlagen. So wie

Haldimann in London Geschäftsmann und Staatsmann war, so war er in Ouchy bloß noch Menschenfreund und übte hier das Wohlthun mit fürstlicher Großartigkeit.

Als zu Anfang der Zwanzigerjahre das Griechenvolk gegen seine muselmännischen Unterdrücker aufstand, und als für dasselbe die liberale Menschheit Geldunterstützungen sammelte, da gab Haldimann zuerst 25,000 Franken, und bald nachher noch 500,000 Franken zur Ausrüstung einer kleinen Flotte in Marseille. Würde aber einer diese Freigebigkeit in den Zeitungen ausposaunt haben, so hätte ihm Haldimann wenig Dank gewußt. Seine größte Freude war das Wohlthun, und sein größter Aerger das Lob der Menge.

Von Lausanne aus besuchte Haldimann aus Gesundheitsrücksichten die Väder von Aix in Savoyen. Der Anblick armer Kranker, die dort gleich ihm Heilung suchten, gab ihm den Gedanken ein, daselbst ein Spital für die Armen zu stiften. Ein großer Spital wurde vollständig auf Kosten von Haldimann erbaut und ausgestattet, und Haldimann übertrug dessen Verwaltung einem Lokalcomité und stellte dabei nur die Bestimmung fest, daß bei den Aufnahmen keine Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß genommen werden dürfe. Haldimann war also auf politischem und religiösem Gebiet ein Freund der Freiheit. Er war auch kein Anhänger irgend einer Pfaffenlehre, sondern des echten Christenthums; denn sein einziges Bekenntniß war die That der Liebe.

Nicht nur im Großen war Haldimann wohlthätig, sondern ebenso sehr im Kleinen; denn nicht nur ganzen Völkern und Menschenklassen sprang er bei, sondern auch unzähligen Einzelnen, doch durfte dabei die Linke nie wissen, was die Rechte that. Bekannter sind schon wieder andere Liebeswerke, wie etwa folgende: Da gründete er eine Schule, dort ließ er durch eine arme Gegend eine Straße bauen, wiederum an einem andern Ort beschenkte er mit vielen Opfern eine wasserarme Gegend mit einem Brunnen ꝛc.

Die großartigste Schöpfung seiner Nächstenliebe ist das Blindenasyl in Lausanne. Den Blinden, diesen ärmsten

der Armen zur Linderung ihres herben Schickſals einen Strahl der ewigen Liebe leuchten zu laſſen, das war unſerem Menſchenfreund ein würdiges Ziel und ein Werk, ſein edles Leben zu krönen. Abermal gab er im Jahr 1842 600,000 Franken hin, und ließ daraus das Blindenaſyl erbauen; doch damit war er nicht zufrieden, er beſchenkte die Anſtalt noch überdies mit 500,000 Franken. Er ſelbſt machte es ſich zur Aufgabe, über ſeine Stiftung zu wachen. Täglich verfügte er ſich zu ſeinen Pfleglingen, um ſich mit ihnen zu unterhalten, ſie aufzumuntern, dem Unterrichte beizuwohnen und öfters ſelber als Blindenlehrer aufzutreten. Dem Stifter, dem Direktor Hirzel und dem Arzte Recordon, verdankt Haldimann's Blindenanſtalt einen Ruf, der weit über die Grenzen der Schweiz hinausgeht.

Auch nach dieſer großen That der Menſchenliebe ruhte die Wohlthätigkeit Haldimann's nicht. Bald gab er 50,000 Franken für ein Waſchhaus, bald 75,000 Franken für den Bau einer Kirche ꝛc. ꝛc.; „denn ſchön iſt nach dem großen das ſchlichte Heldenthum."

Die Tage des Alters brachten Haldimann viele Leiden. Dennoch blieb ſein Geiſt heiter und ſein Wohlwollen gegen die Menſchheit erlitt keine Minderung. In dieſen Tagen, die für Andere die Tage der Trübſal geweſen wären, ſagte er einſt zu einem Freund: „Ich weiß nicht, wie's kommt, aber ich habe mich nie glücklicher gefühlt, als eben jetzt."

Haldimann ſchloß ſeine Augen im Herbſt 1862. Er ruht auf dem Friedhof von Ouchy. Das war ein wahrer Chriſt und guter Menſch.

„Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht für alle Zeiten." (Göthe.)

b. Lehren.

Der einzelne Menſch iſt nicht nur Glied einer Familie, ſondern auch Glied eines größeren ſittlichen Verbandes der Gemeinde. Eine Gemeinde iſt ein zur Erreichung gemeinſamer Intereſſen geſtifteter Verband vieler Familien. Der

Einzelne darin iſt ein Bürger. Die Haupttugend eines guten Bürgers iſt die Gemeinnützigkeit. Der Menſch hat nicht nur Pflichten gegen ſich ſelbſt, ſondern auch Pflichten gegen ſeine Gemeinde, und dieſe bethätigt er durch Gemeinnützigkeit.

Zu den gemeinſamen Intereſſen einer Gemeinde gehören z. B. Bau und Unterhaltung von Straßen und Eiſenbahnen und öffentlichen Gebäuden, wie Schule, Kirche, Spitäler, Waiſenhäuſer, Gaswerke, Waſſerleitungen ꝛc., ferner die Verwaltung des gemeinſamen Vermögens. Denn in der Regel beſitzt eine Gemeinde Aecker, Wieſen, Wälder oder andere Liegenſchaften, aus deren Erträgniſſen ſie die eben genannten und ähnliche Ausgaben beſtreitet und deren Ueberſchüſſe unter die Ortsbürger vertheilt werden; Letzteres entweder in Geld oder durch die Erlaubniß, an der Benützung jener Grundſtücke Theil zu nehmen (Almend, Bürgernutzen). Der Ertrag des Grundbeſitzes aber würde in den meiſten Fällen nicht hinreichen, um alle Obliegenheiten, welche die Gemeinde hat, zu erfüllen. Sie erhebt deßhalb mancherlei Steuern, wie Straßen- und Brückenzölle, Weinoctroi, und verlangt, wo es nöthig iſt, je nach dem Vermögen der einzelnen Bürger Beiträge, theils regelmäßige für jedes Jahr, theils für beſtimmte Zwecke, wie z. B. für einen Schulhausbau. Die Beſorgung dieſer Einnahmen koſtet natürlich ſelbſt wieder Arbeit und Beamte, welche für ihr Leiſtungen bezahlt ſein wollen. Und wenn die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben ſchon für einen reichen Privatmann oder für den Beſitzer eines größeren Geſchäftes nicht immer einfach und leicht iſt, ſo iſt ſie vollends in einer Gemeinde, wo der Theilnehmer gar viele ſind, eine ausgedehnte und umſtändliche. Die Stadt Berlin z. B. verwendet allein für ihre Schulen über eine Million Thaler. Bis dieſe beigetrieben und am richtigen Orte ausgegeben ſind, muß gar mancher Kopf und manche Hand in Bewegung geſetzt werden.

Eine weitere und ſehr wichtige Aufgabe der Gemeindeverwaltung bildet die Ortspolizei. Dabei darf man durchaus nicht bloß an die Spitzbuben und Vagabunden denken, wie ſie ausfindig gemacht und eingeſperrt werden: es iſt darunter noch

gar vieles Andere zu verſtehen, was die Wohlfahrt und Sicherheit der Gemeinde betrifft. So die Sorge für Reinlichkeit auf Straßen und öffentlichen Plätzen und die Verhütung alles Deſſen, was der Geſundheit des Ortes nachtheilig ſein könnte; die Unterſtützung der Armen aus Gemeindemitteln; die Aufrechthaltung der Ordnung auf dem Markte; die Löſchanſtalten bei Feuersbrünſten; das Geſindeweſen u. ſ. f., kurz, alles Das, was man die Hausordnung eines Dorfes oder einer Stadt nennen könnte.

Endlich bilden auch die Wahlen für die Gemeindeämter einen wichtigen Theil der Gemeindeverwaltung ſelbſt. Denn wie es auf der einen Seite nothwendig iſt, daß Einer regiere und die Andern ſich unterordnen: ſo iſt es auf der anderen billig, daß die einzelnen Bürger ſelbſt dabei mitzuſprechen haben, wen ſie für den Tüchtigſten halten, um ihre Angelegenheiten zu verwalten.

Alle dieſe Geſchäfte werden natürlich nach beſtimmten Staatsgeſetzen und unter Aufſicht des Staates beſorgt, der keines ſeiner Glieder außer Acht laſſen darf, und darüber wachen muß, daß Alles mit rechten Dingen zugehe.

An der Spitze der Gemeindeverwaltung ſteht der Präſident des Gemeinderathes. In wichtigen Angelegenheiten entſcheidet die Geſammtheit der Bürger, die Einwohnergemeinde.

Mehrere große Gemeinden zuſammen bilden wieder einen größeren Verband, z. B. einem Amtsbezirk, wie man ihn an einigen Orten heißt.

In dieſem Verband wird namentlich das Gerichtsweſen beſorgt.

Je mehr es einer Gemeinde gelingt, ihre Angelegenheiten ſelbſt zu beſorgen, ohne die Hülfe des Staates in Anſpruch zu nehmen, deſto beſſer iſt es mit dem Staate beſtellt. Dieſes wird ihr gelingen, wo die Gemeinnützigkeit jeden Bürger, und die Gewiſſenhaftigkeit und Pflichttreue jeden Beamten beſeelt.

Der gute Bürger wird nie vergeſſen, wie viele Wohlthaten er ſelber der Gemeinde zu verdanken hat. Er weiß daher auch, daß er nicht nur für ſich zu ſorgen und zu arbeiten hat, ſondern

daß er auch dazu auf der Welt iſt, andern zu helfen und zu nützen. Er iſt ſtets bereit, auch die gemeinſamen Intereſſen zu fördern und wird dies bethätigen durch Gemeinnützigkeit und Opferſinn.

Je mehr der Einzelne den Andern dient, deſto reicher iſt er ſelbſt und deſto werthvoller iſt ſein Leben für ihn, wie für die Geſammtheit. Nur im Wirken iſt Leben, und Menſch ſein heißt ein Kämpfer ſein, ein Kämpfer für die hohen Intereſſen der Geſammtheit.

Und wie kurz und flüchtig iſt das Leben desjenigen, der nur für ſich gelebt hat. Aber unvergänglich und ewig iſt das Leben deſſen, der gute Thaten für das Geſammtwohl gethan hat.

Auch iſt in der Welt das Glück nur darin zu finden, daß man Andere glücklich macht. Dieſes Glück zu finden, hat jeder Bürger reichliche Gelegenheit.

c. Sprüche.

1. Hilft dem Armen die tägliche Gabe Begüterter? Halb nur hilf ihm, daß er ſich ſelbſt helfe, ſo hilfſt du ihm ganz. (Schaller.)
2. Reine, abſichtloſe Wohlthätigkeit iſt der Hochgenuß des Daſeins. Wer ihn nicht ſchmeckte, hat nicht gelebt.
3. Die froheſten Stunden des Menſchen ſind in Anderer Glück verwebt. * * *
4. Egoismus iſt die höchſte Armuth eines zu Gott erſchaffenen Weſens. * * *
5. Die Menſchen ſuchen nicht Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit; ſie ſuchen nur ſich ſelbſt; und wüßten ſie nur ſich ſelbſt recht zu ſuchen. (F. H. Jakobi.)
6. Die Gemeinnützigkeit iſt eine Tugend, in der die Vorwelt uns oft übertraf. Je mehr ſie verſchwindet, je mehr das Gift der Selbſtſucht und des Eigennutzes an ihre Stelle tritt, deſto mehr ſteigt das Elend der Zeit.

7. Die Selbſtſucht zerfrißt die heiligſten Bande der Freundſchaft; ſie trennt Gemeinde von Gemeinden, Stände von Ständen, Bürger von Bürgern. Sie unterhält die Flamme des gegenſeitigen Haſſes. Wirf ſie weit weg von dir! So wird dein Name unter ſpätern Geſchlechtern fortleben.

8. Hat dich der Himmel mit Reichthümern geſegnet! Gehe hin und verbreite dieſen Segen durch nützliche Stiftungen und Anſtalten über Tauſende deiner minder reichen Mitbürger oder ihrer Kinder! Biſt du nicht begütert, ſo hilf mit deinen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten.

   Dann ſtirbſt du einſt mit dem ſüßen Bewußtſein: Ich habe nicht vergebens gelebt; ich lebe noch in meinen guten Thaten fort.

9. Wer gut iſt, iſt frei und darum glücklich; wer bös iſt, iſt unglücklich. Jeder Menſch genießt das innere Seelenglück in dem Maß, als er es verdient.

10. In dir trägſt Himmel oder Hölle
    Und deinen Richter in der Bruſt.

Pflichten der chriſtlichen Menſchenliebe.

11. Du ſollſt deinen Bruder nicht haſſen in deinem Herzen, du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt, denn ich bin der Herr. (3. Moſ. 19, 17. 18.)

12. So Jemand ſpricht: Ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet? Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe.
    (1. Joh. 4, 20. 21.)

13. Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weiſſagen könnte und wüßte alle Geheimniſſe, und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben alſo, daß ich Berge verſetzte, und hätte der

Liebe nicht, ſo wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, ſo wäre es mir nichts nütze. (1. Cor. 13, 1—3.)

14. Ihr Lieben, laſſet uns unter einander lieb haben, denn die Liebe iſt von Gott; und wer lieb hat, der iſt von Gott geboren und kennet Gott. (1. Joh. 4, 7.)

15. Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er ſein Leben für uns gelaſſen hat; und wir ſollen auch das Leben für die Brüder laſſen. (1. Joh. 3, 16.)

16. Die Liebe iſt langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, ſie ſtellet ſich nicht ungeberdig, ſie ſuchet nicht das Ihre, ſie läſſet ſich nicht erbittern, ſie trachtet nicht nach Schaden. Sie freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freuet ſich aber der Wahrheit. Sie verträgt alles, ſie glaubet alles, ſie hoffet alles, ſie duldet alles. Die Liebe hört nimmer auf. (1. Cor. 13, 4—8.)

17. Wer ſeinen Bruder haſſet, der iſt in Finſterniß, und wandelt in Finſterniß, und weiß nicht, wo er hingehet; denn die Finſterniß hat ſeine Augen verblendet. (1. Joh. 2, 11.)

---

2. Gerechtigkeit.

a. Beiſpiele: 1. Ariſtides. — 2. Zaleucus. — 3. Guſtav Adolph. — 4. Friedrich II. — 5. Joſeph's II. Gerechtigkeitsliebe.

1. Ariſtides. (450 v. Chr.)

Ein Zeitgenoſſe des Themiſtokles war der Athener Ariſtides. Vorzüglich zeichnete er ſich durch hohe Rechtſchaffenheit aus, ſo daß er den Ehrennamen „der Gerechte" erhielt. Ungeachtet ſeiner Armuth, zeigte er eine ſolche Uneigennützigkeit, daß ihn

ſogar ſeine Feinde deshalb rühmten. Wie Themiſtokles, war auch er erglüht für das Gedeihen und die wachſende Größe Athens, aber während Themiſtokles im Erkennen der Lage ſich klaren Blicks erwies, zeichnete ſich Ariſtides durch einen reineren Willen aus. Ariſtides begehrte Nichts für ſich, er wollte nur dem Vaterlande dienen; in Themiſtokles war die Liebe zum Vaterlande nicht ſo ſelbſtſuchtloſer Art, ſein Streben für den Vortheil Athens und den Vortheil ſeiner Perſon fielen in Eins zuſammen.

Dieſe und andere Unterſchiede waren die Urſache, daß die beiden einflußreichen Männer nicht in Freundſchaft lebten. Während Ariſtides beſorgte, der durch ſeine Reden mächtige Themiſtokles möchte, durch perſönlichen Ehrgeiz aufgereizt, das Volk zu verderblichen Handlungen hinreißen, ſah ſein Gegner mit neidiſchem Blick auf das Anſehen, welches Ariſtides beim Volke genoß. Als Themiſtokles die bedeutenden Geldmittel zum Bau der Flotte beantragte, war es Ariſtides, der die Flottenpläne des Themiſtokles mit aller Macht bekämpfte.

Einſt kam Themiſtokles in die Volksverſammlung und ſagte, er habe einen Plan, der für die Athener ſehr heilſam ſei, er könne ihn aber nicht öffentlich bekannt machen. Man möge ihm einen wackern Bürger geben, dem er ſeinen Plan mittheilen wolle. Dazu wählte das Volk den Ariſtides. Themiſtokles eröffnete ihm nun, man könne die Flotte der Spartaner, die zu dieſer Zeit mit den Athenern nicht in freundſchaftlichem Verhältniß lebten, auf heimliche Weiſe in Brand ſtecken, um deren Seemacht zu vernichten. Darauf ſagte Ariſtides in der Volksverſammlung, die Ausführung des Planes ſei zwar für Athen von großem Nutzen, aber höchſt ungerecht. Im Vertrauen auf die Gerechtigkeitsliebe des Ariſtides fragten die Athener nicht einmal darnach, und die Ausführung dieſes Planes unterblieb.

Themiſtokles war nicht im mindeſten zweifelhaft über die Ehrenhaftigkeit ſeines Gegners; aber eben ſo klar ſah er, daß, wenn derſelbe ſeine Pläne, beſonders die in Bezug auf die Vergrößerung der Flotte, durchkreuzte, Athen unrettbar ſeinem Verderben entgegen gehe. Da beſchloß Themiſtokles das Scherben-

gericht gegen Ariſtides aufzurufen. Es fiel dem gewandten Redner und Führer der Volkspartei nicht ſchwer, für die Anſicht, jener ſei dem Staate gefährlich und daher ſeine Verbannung auf 10 Jahre eine Nothwendigkeit, 6000 Stimmen zu gewinnen.

Ariſtides war ſelbſt in der Volksverſammlung, in der ſeine Verbannung beſchloſſen wurde. Da reichte ihm ein Landmann, der nicht ſchreiben konnte, ſeine Scherbe und ſprach: „Schreibe doch für mich den Namen Ariſtides darauf.“ — „Was hat dir denn,“ fragte Ariſtides, „dieſer Mann zu Leide gethan, daß du ihn verurtheilen willſt?“ — „Gar nichts,“ antwortete der Bürger, „ich kenne ihn nicht einmal; aber es ärgert mich, daß alle Welt ihn den Gerechten nennt.“ Ariſtides that dem Manne ſeinen Willen. Mit der gleichen Ruhe empfing er den Beſchluß ſeiner Verbannung.

Nach vier Jahren jedoch, als die Athener durch die Kriegsſchaaren des Xerxes hart bedrängt wurden, erſchien der verbannte Ariſtides, alle perſönliche Kränkung hintenanſetzend, auf der Flotte, um an dem Geſchick des verhängnißvollen Kampfes bei Salamis theilzunehmen, ein ſtrahlendes Beiſpiel reinſter Vaterlandsliebe. Auch Themiſtokles ſah in Jenem jetzt nicht den politiſchen Gegner, ſondern den Vaterlandsfreund, und er empfing ihn daher mit Herzlichkeit.

Bald darauf ſollte Ariſtides, den man feierlich wieder nach Athen zurückgerufen hatte, dem Vaterlande noch größere Dienſte leiſten. Das Landheer des Xerxes, welches von Mardonius commandirt wurde, war nach der Schlacht bei Salamis noch in Griechenland geblieben und hatte Athen zum zweiten Male zerſtört. Da kämpfte Ariſtidis als Feldherr der Athener mit den Spartanern im Bunde in der Schlacht bei Platäa gegen das 300,000 Mann ſtarke Perſerheer, welches nach blutigem Kampfe ſo vollſtändig geſchlagen wurde, daß nur wenige Ueberbleibſel der unermeßlichen Streitmacht nach Aſien zurückkehrten.

Später ernannte man Ariſtides zum Anführer der griechiſchen Flotte, und er bekleidete dieſes Amt in höchſten Ehren. Der ganze Schatz, welcher zur Unterhaltung und Verſtärkung

der Seemacht aus den Beiträgen der einzelnen verbündeten Staaten gesammelt wurde, stand unter seiner Aufsicht.

Aristides verwaltete sein Amt in so selbstsuchtloser Weise, daß, während andere Staatsmänner sich bereicherten, er arm ward. Als er starb, hatte er das beseligende Bewußtsein, stets das Beste für sein Volk gewollt zu haben, und er würde von Solon, wenn dieser noch gelebt hätte, als glücklich gepriesen worden sein. Den Seinen hinterließ er keine irdischen Schätze, wohl aber den Schatz der Liebe des Volkes. Und dieser Schatz gestaltete sich auch zum Segen der Hinterlassenen, zunächst der Töchter, die der Staat ausstattete, darnach des Sohnes, dem der Staat eine Geldsumme und Aecker überwies. (Dietlein.)

2. Zaleucus.

Unter den würdigen Männern, die sich in den griechischen Staaten als Gesetzgeber um ihre Nation verdient gemacht haben, nennt die Geschichte auch den Zaleucus, einen Schüler des Pythagoras. Ihm verdankte die Stadt Lokris, deren Bewohner sich zuvor in einem rohen, ungebildeten Zustande befanden, die Einrichtung ihrer Gesetze. Ueberzeugt, daß das Glück eines Staates vorzüglich auf der guten Einrichtung der Familien beruhe, und besonders durch die Unverletzlichkeit der Ehe erhalten werden könne, hatte er unter Andern das Gesetz gegeben: daß jeder überwiesene Ehebrecher mit dem Verluste seiner beiden Augen bestraft werden sollte. Sein eigener Sohn, ein junger, feuriger Jüngling, glaubte durch seinen Stand, als der Sohn des ersten Mannes im Staate, weniger als Andere an die Gesetze gebunden zu sein, und war einer der Ersten, der als ein Uebertreter jenes Gesetzes angeklagt wurde. Das Verbrechen war erwiesen. Sein Urtheil hing jetzt von der Entscheidung des Vaters ab. Wollte dieser der Empfindung des väterlichen Herzens nachgeben, so war es um das Ansehen der Gesetze geschehen. Er sprach für das Gesetz, und verdammte den Sohn zu der bestimmten Strafe. Die ganze Stadt wurde darüber zum Mitleid bewegt; man fühlte, welche Ueberwindung es den

Vater gekostet habe, die Liebe zum Sohne der Liebe zur Gerechtigkeit nachzusetzen; man beschwor ihn, das Urtheil zu widerrufen. Lange blieb der Greis unerbittlich; endlich entschloß er sich zu einiger Nachsicht; der Vollstrecker der Strafe wurde vorgefordert, um sie zu vollziehen. Er selbst setzte sich zuerst nieder, und ließ sich das eine Auge ausnehmen, dann mußte der Sohn das andere hergeben, und so erhielt er durch den getheilten Verlust sich und dem Sohne das Gesicht, ohne das Ansehen des Gesetzes zu schwächen.

3. Gustav Adolph.

Gustav Adolph, König in Schweden, hatte mit Siöblat, einem Edelmann, wegen eines Rittergutes einen Prozeß. Die Sache wurde von dem obersten Justizgerichte entschieden, und der König war selbst dabei gegenwärtig, als der Ausspruch geschehen sollte. Die Räthe wollten aus Ehrerbietung vor dem Könige aufstehen; aber er verbot es ihnen, und sagte: „Erinnern Sie sich jetzt ja daran, daß Sie hier im Namen des Königs sitzen, um Recht und Gerechtigkeit zu verwalten! Vergessen sie jetzt ganz, wer ich bin, und bei dem Urtheile, das Sie heute fällen werden, sprechen Sie nur allein nach Ihrem Gewissen!" Die Richter erkannten zum Vortheile des Edelmanns. Der König sagte kein Wort. Er verlangte nur die Akten zu sehen. Und als er sich aus denselben von der Rechtmäßigkeit ihres Ausspruches überzeugt hatte, so lobte er ihre Rechtschaffenheit, und versicherte sie, daß es ihm höchst mißfällig gewesen sein würde, wenn sie anders geurtheilt hätten.

4. Friedrich II.

Das Schloß Sanssouci bei Potsdam war der Lieblingsaufenthalt Friedrich's II., Königs von Preußen, den auch noch die Nachwelt den Großen nennt. Einige Zimmer dieses Schlosses sind nur im Innern verändert worden; die Arbeits-, Bibliothek- und Schlafzimmer des großen Königs sind

aber ganz in ihrer frühern Geſtalt geblieben. So erinnert hier Alles noch an den Gründer des Schloſſes, an den großen Herrſcher. Aber auch eine Windmühle, die nahe bei dem Schloß ſteht, iſt ein merkwürdiges Denkmal für den König; und dies Denkmal hat nicht, wie manche, die von der Nachwelt errichtet werden, den eigenen Ruhm zum Zwecke. Dieſe Mühle war dem von Friedrich dem Großen entworfenen Plane des Schloſſes und Gartens zuwider. Der König ließ den Müller zu ſich kommen, und trug ihm an, die Mühle zu verkaufen. Der Müller hatte ſie vom Vater geerbt, und wollte ſie auch auf ſeine Kinder bringen. Der König verſprach ihm eine beſſere Mühle anderwärts zu bauen, und auch die Summe baar auszahlen zu laſſen, die er für ſeine Mühle fordern würde. Aber der Müller beſtand auf ſeinem Kopf. Nun wurde der König unwillig. „Weißt du wohl, daß ich dir deine Mühle nehmen kann, ohne einen Groſchen dafür zu geben? ſagte er in der Hitze. „Ja, Ew. Majeſtät," antwortete der Müller, „wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre." Dem König gefiel die raſche Antwort, ſein Eifer legte ſich, und der Müller blieb ungeſtört im Beſitze der Mühle. So war es auch dem König damals bei der Erbauung des Schloſſes und der Errichtung des Gartens verdrießlich, daß die Allee zum Haupteingange von Sansſouci nicht in gerader Richtung geführt werden konnte, ſondern nur ſo, daß ſie einen Winkel macht. Bei der Tafel des Königs machten ſeine Geſellſchafter verſchiedene Vorſchläge, wie dem abzuhelfen wäre. Die Schwierigkeit lag hauptſächlich in der unüberwindlichen Liebe einer armen Frau zu ihrem kleinen Hauſe, einem Erbſtück, das ſie um keinen Preis verkaufen wollte. Der General Graf von Rothenburg behauptete, der König könne ſie zwingen, einen dreifachen Erſatz des Werthes, oder ein viel beſſeres Haus auf einer andern Stelle dafür anzunehmen. Der Marquis d'Argens wurde hierüber aufgebracht, und behauptete mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit, die Könige dürften Niemand das Seinige, auch gegen beſſeren Erſatz, mit Gewalt nehmen; denn ſonſt könnte man es auch bald von einem Hauſe auf die Frau oder Tochter eines

Mannes anwenden, in welchem Falle der hohe Werth des Verlorenen durch Geld gar nicht ersetzt werden könne. Der König sagte: „d'Argens hat Recht." Die Allee macht noch jetzt einen Winkel. Aber diese winklige Allee und die Mühle bei dem Schlosse sind sprechende Denkmäler der Gerechtigkeitsliebe des Königs.

5. Joseph's II. Gerechtigkeitsliebe.

Einst herrschte in Böhmen arge Theurung, so daß viele Einwohner die bitterste Noth litten. Da ließ Joseph Getreide in großer Menge nach Böhmen schaffen und reiste selbst dorthin, um zu sehen, ob auch alles richtig und ordentlich vertheilt werde. Unerkannt kam er in eine kleine Stadt. Vor dem Amtshause hielten mehrere mit Korn beladene Wagen; die Bauern aber, denen die Wagen gehörten, standen dicht beisammen und sprachen heftig mit einander. Um die Ursache befragt, antworteten sie dem Kaiser: „Hier warten wir schon lange und haben noch einen Rückweg von acht Stunden zu machen." „Das ist wahr," setzte der anwesende Amtsschreiber hinzu, „außer ihnen warten noch die Einwohner des Ortes seit mehreren Stunden vergeblich auf die Austheilung des Getreides." Der Kaiser, welcher nur einen einfachen Oberrock trug, trat darauf mit dem Amtsschreiber in das Haus und sprach zu dem Amtmann, der eben große Gesellschaft hatte: „Ich bin kaiserlicher Offizier und möchte Sie ersuchen, die armen Leute drunten abzufertigen, die schon so lange gewartet haben." „Die Bauern können noch länger warten," versetzte der Amtmann, „ich werde mich durch sie nicht in meinem Vergnügen stören lassen." „Aber man muß doch menschlich sein und die Leute nicht ohne Noth plagen." „Sie haben mir keine Lehren zu geben, mein Herr; ich weiß, was ich zu thun habe." „Nun denn," rief der Kaiser entrüstet, „so muß ich Ihnen sagen, Herr Amtmann, daß Sie mit dem Korn und seiner Austheilung gar nichts mehr zu schaffen haben, Sie sind von dem Kaiser, den Sie hier vor sich sehen, als ein Unwürdiger, Ihres Amtes entsetzt. Die Ver-

theilung aber beſorgen Sie, Herr Amtsſchreiber, Sie ſind von heute an Amtmann."

Kaiſer Joſeph hatte am 7. September 1776 bei Prag ein Uebungslager in derſelben Gegend aufſchlagen laſſen, wo im Jahr 1757 der preußiſche Feldmarſchall Graf von Schwerin im ſiegreichen Kampfe gegen die Oeſterreicher mit der Fahne in der Hand heldenmüthig gefallen war. Als die Schaaren an jener Stelle vorüber zogen, ſprengte der Kaiſer herbei, ließ um den Baum, zu deſſen Fuße Schwerin den Heldengeiſt ausgehaucht hatte, ein Viereck bilden, ſtellte ſich in die Mitte, und befahl dem Grafen Nugent, das Andenken des preußiſchen Heerführers durch eine dreifache Salve aus allen Geſchützen und Gewehren, und volle Kriegsmuſik zu ehren. Es geſchah. Bei jeder Salve nahm der Kaiſer den Hut ab und ließ nach vollbrachter Todtenfeier jedem Soldaten, der damals gegen Schwerin gefochten, einen Dukaten und den ſämmtlichen anweſenden Truppen für dieſen Tag einen doppelten Sold auszahlen. (Herzog.)

b. Lehren.

Gerechtigkeit iſt die eine Haupttugend des guten Menſchen. So wie die Menſchenliebe gebietet: Hilf den Leidenden und diene allen, ſo gebietet die Gerechtigkeit: Laß jedem das Seine und beleidige Keinen!

Laß jedem das Seine! Ein jeder, der lebt, hat auch ein heiliges Recht auf dieſes Leben und ſeine Exiſtenzbedingungen. Keiner hat ſich ſelber auf die Erde geſetzt, ſondern jeder iſt hier erſchienen in Folge einer großen Naturnothwendigkeit. Darum hat auch jeder gerechte Anſprüche an das Schickſal, wenigſtens ſoviel, daß es ihm möglich ſei, durch Fleiß und Arbeitſamkeit ſeine Exiſtenz zu friſten und dabei auch ſeine naturgegebenen Vernunftkräfte auf eine menſchenwürdige Weiſe auszubilden. Alſo gerechte Anſprüche hat jeder Menſch, und zwar auf materielle wie auf geiſtige Güter. Dieſe Anſprüche werden nur in einer ſolchen menſchlichen Geſellſchaft, in der die Grundſätze der Moral, Menſchenliebe und Gerechtigkeit herrſchen

und stärker sind, als der Egoismus und das Recht oder die Gewalt des Stärkern. Ein Volk aber, das diese Grundsätze der Moral nicht befolgt, ein Volk, in dem der Schwache von dem Starken ausgebeutet und unterdrückt wird, in dem die Idee des feineren oder gröberen Faustrechts in wörtlicher oder bildlicher Auffassung gilt, in dem neben der Idee des Kampfes um das Dasein der Grundsatz der Gerechtigkeit nicht Platz findet, ein solches Volk verdient nicht den Namen einer gebildeten menschlichen Gesellschaft. Ein solches Volk, und wenn es noch so schöne Kirchen baute, den Sabbath noch so strenge hielte und noch so laut beten und singen und Gott lobpreisen würde, es stellte doch nur eine Raubwirthschaft dar, in der der Reiche den Armen, der Starke den Schwachen, der Hohe den Niedrigen, der Große den Kleinen ausbeutet, so wie es im Reich der unvernünftigen Geschöpfe geschieht. Die nothwendige Folge müßte sein, daß auch alle Schwachen und Ausgebeuteten sich zusammenschaaren und den Krieg auf Leben und Tod mit den Besitzenden beginnen. Das Gespenst des Kommunismus zeigt sich nur in solchen Staaten, wo durch Verdummung der Massen diese unfähig gemacht werden, in materieller und geistiger Beziehung ein menschenwürdiges Dasein zu fristen und wo der Egoismus der besitzenden Klassen so groß ist, daß man selbst das Christenthum mißbraucht, um die Massen auf der Stufe der Rohheit zu erhalten. Jedes Auftauchen der unsinnigen, kommunistischen Ideen ist zwar, wie alles in der Welt, als eine naturgesetzliche Nothwendigkeit anzusehen; aber es ist eben deßhalb auch eine schwere Anklage gegen die Moral einer Nation und namentlich gegen diejenigen Veranstaltungen derselben, die die Pflege des sittlichen Lebens zu ihrer Aufgabe gemacht haben. Zu diesen wird Gott sprechen: „Weichet von mir, ihr Uebelthäter; denn den Hungrigen habt ihr nicht gespiesen, den Durstenden nicht getränket und den Nackenden nicht gekleidet."

In einer Nation, in der der kolossale Egoismus des Menschen auf der Einen Seite ungeheure Reichthümer aufgespeichert und auf der anderen Seite die kolossale Armuth der Proletarier geschaffen und dazwischen jeden Mittelstand mit

mäßigem Wohlstand ausgerottet hat, in einer solchen Nation hat die Moral keinen Platz; um so mehr aber das scheinheilige Heuchlerthum. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.“ Sie wohnt in solchen Ländern, wo nicht nur kolossaler Reichthum und kolossale Armuth als Gegensätze zu finden sind, sondern wo ein mäßiger Wohlstand die Menge beglückt, und wo nicht die ausgebeuteten Massen unter Verweisung an eine ungewisse ewige Seligkeit um den Genuß dieses Erdenlebens betrogen werden.

Die Gerechtigkeit und die Menschenliebe verlangen, daß hier auf der Erde möglichst vielen Menschen der Himmel des inneren und äußeren Glückes erbaut werde. Die ewige Himmelsburg, die über den Wolken sich erhob, wie andererseits der Höllenpfuhl, in welchem die Gottlosen gepeinigt werden, beide sind in Folge der Fortschritte der Wissenschaft und im Interesse der Gerechtigkeit und Menschenliebe gefallen und in's Reich der religiösen Einbildungskraft verwiesen. Gott ist überall und nirgends; seine Wohnung ist die Welt, und die Gesetze der Natur, die sich täglich wunderlos und doch in ewigem Geheimniß vollziehen, sind sein Wille und seine Gedanken. Himmel und Hölle sind hereingenommen in die Brust des Menschen und Gottes Richterstuhl steht nur noch im Gewissen und in der Weltgeschichte.

Das Reich Gottes wird nur auf der Erde erbaut und aus irdischen Bausteinen durch die unermüdliche Arbeit des menschlichen Geistes, durch die Ideen der Gerechtigkeit und Menschenliebe. „Nirgends sonst (Rothe) wird der Himmel gemacht, als auf der Erde, und aus sonst Nichts, als aus ihr.“ Wer dieser Arbeit im Dienste der Gerechtigkeit und Menschenliebe aus freiem Willen sich unterzieht, der ist selig in seiner That und steht im Dienste der Gottheit. (Lang.)

Der Mensch lebt aber nicht vom Brod allein. Nicht daß er sich kleide und satt esse, beglückt den Menschen, sondern daß er auch im Lichte der Erkenntniß wandle und am Aufbau des Reiches des Guten sich betheilige. Also auf intellektuelle und moralische Ausbildung seiner Naturanlagen hat jeder Mensch gerechten Anspruch. Dieses geschieht durch die Volksbildungs-

anſtalten. Tüchtige, auf Wiſſenſchaft und Wahrheit und Moral gegründete Volksbildung iſt die erſte Forderung der Gerechtigkeit an eine ziviliſirte Nation. Aber eine Nation, welche eine ſolche Volksbildung nicht gewährt, hat keinen Anſpruch auf Gerechtigkeit und Moral. Durch Vernachläſſigung der auf Wiſſenſchaft und Wahrheit gegründeten Volksbildung wird nur das Elend des Proletariats erzeugt; darum iſt die rothe Internationale die Tochter der ſchwarzen.

Auch den Thieren iſt der Menſch Gerechtigkeit ſchuldig; denn auch dieſe haben ein Recht an das Leben.

Ein zweiter Grundſatz der Gerechtigkeit iſt: Beleidige Niemanden! Dieſer Grundſatz geht hervor aus der Kenntniß von dem Leiden, das jede ungerechte Handlung über Andere bringt. Kurz ſind die Tage unſeres Beiſammenſeins auf Erden; vergifte ſie dir und andern nicht durch Beleidigungen. Haſt du einen Feind, bereite dir den ſüßen Triumph der Verſöhnung. „Verzeihen iſt der Siege göttlichſter.“ (Jean Paul.) „Liebet eure Feinde.“ (Jeſus.) Nur der iſt tugendhaft, der ohne Anſehung der Perſon Gutes thut und die allgemeine Glückſeligkeit vermehrt, ja ſelbſt das Glück ſeiner Feinde. Er fühlt ſich erhaben über die Ränke, Umtriebe und Leidenſchaften des gemeinen Lebens und will nur beglücken, wo andere aus Selbſtſucht Böſes thun. Er iſt erhaben über Beleidigungen und Feindſchaft; er läßt ſich durch ſie nicht hindern, denen wohl zu thun, die ihn haſſen. Seine Rache heißt Verzeihen.

Ueber Rechtspflege.

Es wäre ein glückliches Leben auf der Erde, wenn Jeder den Geſetzen gehorchte und den andern Menſchen ihre Rechte unverkümmert ließe. Leider iſt das nicht der Fall. Darum muß der Staat dafür ſorgen, daß ſolche, welche die Rechte anderer verletzen, geſtraft werden.

Alle Angelegenheiten des Kaufs und Verkaufs, der Pacht-, Mieth- und Erbſchaftsverhältniſſe werden durch das bürgerliche Recht beſtimmt. Alle Fälle von Verbrechen, wie Dieb-

ſtahl, Mord, Aufruhr u. ſ. w. werden durch das Straf- oder Kriminalrecht behandelt. Da tritt der Staat ſelbſt als Ankläger und Richter auf; denn es handelt ſich hier nicht bloß um das Recht eines Einzelnen.

In allen ernſtern Fällen, wo es ſich um die Beſtrafung eines Bürgers handelt, werden außer den eigentlichen Rechtsgelehrten ſogenannte Geſchworne aus dem Volk beigezogen. Die gelehrten Richter haben dabei das Amt, durch Voruntersuchung und durch die Leitung der Gerichtsverhandlungen die thatſächlichen Umſtände bis in's Kleinſte darzulegen und für den Fall der Schuld das Maß der Strafe zu beſtimmen. Der Geſchworne hat nur ſeine Ueberzeugung über die Schuld oder Nichtſchuld des Beklagten auszuſprechen. Dazu bedarf es keiner Rechtsgelehrſamkeit, ſondern nur eines klaren Verſtandes und eines redlichen Gewiſſens.

Dagegen in allen bürgerlichen Streitigkeiten, wo Alles lediglich auf die Auslegung der Rechtsbeſtimmungen ankommt, entſcheidet allein der fachmäßig gebildete und vom Staat beſtellte Richter. Der Verurtheilte kann ein höheres Gericht (obere Inſtanz) anrufen, an das Obergericht „appelliren".

Weil die rechtlichen Formen ſo verwickelt ſind, daß ein Ungelehrter ſie nicht kennt, ſo erwählen ſich die ſtreitenden Parteien Fürſprecher oder Advokaten. Dieſe müſſen aber von ihrer Arbeit auch leben und darum wird das Prozeſſiren theuer.

Der Advokatenſtand iſt ein ſehr achtungswerther Stand; nur ſolche Advokaten, die alle möglichen Prozeſſe annehmen, auch wenn ſie wiſſen, daß ihr Client im Unrecht iſt, verdienen keine Achtung.

c. Sprüche.

1. Man ſoll die Gerechtigkeit höher achten als das größte Glück der Erde. Geſundheit, Fröhlichkeit, die Liebe Anderer, ja ſelbſt das Leben hängt nicht immer von uns ab. Gerechtigkeit iſt das Einzige, was uns gehört, was wir in unſerer

Gewalt haben, was uns kein Zufall, keine Macht, ja ſelbſt der Tod nicht rauben kann. (Lafontaine.)

2. Was iſt denn Recht und was iſt Unrecht? Was?
Die Liebe iſt das Recht, das Unrecht iſt der Haß!
(Raupach.)

3. Gerechtigkeit gegen Alle bedeutet die wahre Liebe zu dem Einen. (Bettina.)

4. Wolle nicht immer großmüthig ſein, aber gerecht ſei immer!
(Claudius.)

5. Es iſt die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß geſcheh', was Rechtens iſt,
Und jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut ſich jeder ſicher ſeines Erb's,
Und über jedem Hauſe, jedem Throne,
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.
— — — — — Gerechtigkeit
Heißt der kunſtreiche Bau des Weltgewölbs,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles ſtürzt und fällt. (Schiller.)

6. Die Gnade möget ihr für euch behalten,
Gerechtigkeit ſoll hier im Lande walten. (Schiller.)

7. — — — An ſeinen Feinden
Kann man am beſten ſeine Tugend prüfen.
Wenn du gerecht biſt gegen deinen Feind,
So magſt du kühn dich den Gerechten nennen. (Raupach.)

8. Wohl iſt ein guter Spruch
Der: „Leben und leben laſſen."
Und 's bringt eher Segen als Fluch,
Etwas zu ſcharf nicht faſſen. (Blumauer.)

9. Vergeben und Vergeſſen iſt die Rache des braven Mannes.
(Schiller.)

10. Verzeihen wir, damit man uns verzeihe. (Seume.)

11. Der Menſch iſt nie ſo ſchön, als wenn er um Verzeihung bittet, oder ſelber verzeiht. (Jean Paul.)
12. Rache iſt ſüß, aber vollzogen, bitter. * * *
13. Nach Recht und Gerechtigkeit ſtrebe, damit du lange lebeſt. (5. Moſ. 16, 20.)
14. Segen umſtrahlt das Haupt des Gerechten. (Spr. Sal. 10, 6.)
15. Hütet euch vor allem Unrecht. (Sir. 17, 12.)
16. Die Gerechtigkeit iſt unſterblich. (Weis. Sal. 1, 15.)
17. Je mehr Gerechtigkeit, deſto mehr Einigkeit. (Sprüche der Väter 2, 7.)
18. Unrechtmäßiger Gewinn vergeht, Ehrlichkeit allein hält Stich. (Sir. 40, 12.)
19. Gott haſſet das Unrecht. (Jud. 5, 19.)
20. Wohl dem, der das Geſetz heilig hält. (Spr. Sal. 29, 18.)
21. Wer das Geſetz verachtet, verwundet ſich ſelber. (Sprüche Sal. 13, 13.)

---

3. Vaterlandsliebe.

a. Beiſpiele: 1. Leonidas. — 2. Römerſinn und Römertugend. — 3. Hermann. — 4. Johanna von Orleans. — 5. Niklas Zriny. — 6. Arnold von Winkelried. — 7. Georg Waſhington.

1. Leonidas. (480 v. Chr.)

Der Perſerkönig Xerxes rüſtete ſich gegen das kleine Griechenland. Mit einem ungeheuren Kriegsheer von 1,700,000 Mann zog er über den Hellespont. Der Zug dauerte 7 Tag und 7 Nächte. Alles ſchien verloren. Die meiſten griechiſchen Staaten, von einem wahrhaft tödtlichen Schrecken befallen, hatten dem

Könige ihre Unterwerfung angezeigt, und sogar das Orakel zu Delphi forderte auf, vorläufig allen Widerstand aufzugeben.

Anders dachten die Männer von Sparta und Athen und ihre wenigen Bundesgenossen. Für sie gab es nur ein Zweifaches in der vorhandenen Lage: zu siegen, oder im Kampfe für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Vaterland und für freie Geistesentwickelung zu sterben. Freiwillige Unterwerfung unter einen dumpfen Barbarenwillen erschien jenen hochgesinnten Männern als eine Erniedrigung, von der es ein Auferstehen niemals gibt. Auf den Rath des griechischen Helden Themistokles sollte dem Landheer in dem Engpaß zu Thermopylä der erste Widerstand geleistet werden, während die griechische Flotte an dem nördlichen Vorgebirge der Insel Euböa bei Artemisium Stellung nahm.

Inzwischen wälzte sich das Heer der Perser durch Thessalien, und die Flüsse hatten nicht genug Wasser zum Trinken für das Heer. Endlich lagerte sich Xerxes vor dem Passe von Thermopylä, dem einzigen Zugange aus Thessalien nach Mittelgriechenland. Dieser Platz war dem Könige Leonidas von Sparta zur Vertheidigung überwiesen worden. Er hatte nur 6000 Mann, unter ihnen nur 300 auserlesene Spartaner, die er sich selbst ausgewählt hatte.

Xerxes war schneller herangerückt, als es Leonidas erwartet hatte, sonst hätte er wohl noch mehr Streiter heranziehen können. So blieb dem Helden denn die Aufgabe, mit seiner geringen Macht dem großen Perserheere den Durchgang durch die Thermopylen zu wehren. Und wahrlich, es wäre dies der Heldenschaar auch gelungen, hätte nicht, wie wir hören werden, schnöde Geldgier einen Menschen zu schändlichem Verrathe verleitet.

Xerxes erstaunte, als er vernahm, daß ein so kleines Häuflein ihn aufzuhalten gedachte. Er wartete vier Tage und schickte Boten hin mit dem Befehle, ihm sofort die Waffen auszuliefern. „Komm und hole sie!“ lautete die lakonische Antwort. Und als ein Späher verkündigte: „Die Perser sind so zahlreich, daß die Sonne verdunkelt wird, wenn sie ihre Pfeile abschießen,“

erwiderte einer der Spartaner ganz ruhig: „Deſto beſſer, ſo werden wir im Schatten fechten.“

Am Morgen des 5. Tages gab Xerxes den Medern und Kiſſiern den Befehl, die Griechen lebendig zu ergreifen und ſie ihm vorzuführen. Die Meder und Kiſſier drangen wüthend vor, aber ſie erlitten ſo große Verluſte, daß ſie zurückweichen mußten. Xerxes ſchäumte vor Wuth und, um die Sache mit einem Schlage zu beendigen, ließ er die Schaar der 10,000 Unſterblichen gegen den Feind vorrücken. Doch auch dieſe auserleſene Schaar richtete nichts aus. Die Spartaner fochten als tapfere, kriegskundige Männer; zuweilen flohen ſie, dann ſchwenkten ſie wieder um und erſchlugen die nacheilenden Feinde Während des Kampfes ſprang Xerxes, der auf einem erhöhten Sitze dem Gefechte zuſah, dreimal vor Entſetzen empor. Als der Abend kam, wichen die Perſer zurück und die Griechen ſtanden unerſchüttert in ihrer Stellung. Am folgenden Tage begann der Kampf von Neuem; aber ſo viele Perſer herankamen, ſo viele ſanken unter den Schwertern der Griechen. Als die Sonne unterging, ſah Xerxes zum zweiten Male die Truppen ſich zurückziehen. Da ward ein Grieche, Ephialtes, vor Xerxes geführt; dieſer Elende erbot ſich, den Perſern einen geheimen Fußpfad über das Gebirge zu zeigen. Gier nach Gold machte ihn zum Verräther an ſeinem Vaterlande. Xerxes nahm den Vorſchlag an, und ſchon in derſelben Nacht zogen Tauſende von Perſern über das Gebirge. Am Morgen erfuhr Leonidas durch Späher, daß die Perſer ihn umgangen hatten. Noch war es möglich zu entkommen. Leonidas ſandte ſeine Bundesgenoſſen hinweg; nur er mit ſeinen 300 Spartanern wollte den Platz vertheidigen. Der blutigſte der Kämpfe begann. Die Griechen in rothen Kriegsmänteln und mit Kränzen auf den Häuptern gingen den Perſern entgegen bis zu einer breiteren Stelle. Die Perſer hoben mit Beben den Kampf gegen die Heldenſchaar an. Die Spartaner thaten Wunder der Tapferkeit. Xerxes mußte ſogar ſeine Leute mit Peitſchenhieben vorwärts treiben laſſen. Immer neue Heere wurden vorgetrieben, da ſchmolz die kleine Schaar der ſpartaniſchen Helden immer mehr zuſammen. Allein

voran kämpte Leonidas. Jetzt fiel er und es erhob sich um ihn ein Kampf, wie er kaum gesehen worden war. Viermal wurden die Perser zurückgeschlagen, zwei Brüder des Perserkönigs fielen dabei; die Spartaner gewannen den Leichnam ihres Königs. Um diese Zeit kamen die von Ephialtes geführten Perser den Griechen in den Rücken. Nun galt es den letzten Todeskampf. Die Spartaner, den Leichnam ihres geliebten Königs mit sich führend, zogen sich gegen eine Mauer zurück und wehrten sich hier wie die Löwen. Endlich von dichten Feindesschaaren umstürmt, fielen auch die letzten der Tapferen, ihren König, der in der Mitte lag, mit ihren Leibern deckend.

Viertausend Griechen starben zu Thermopylä den Heldentod. An der Stelle, wo die Griechen fielen, wurde eine Denksäule errichtet, in welcher die Worte eingegraben waren:

„Mit dreihundertmal Zehntausenden kämpften einstmals
Hier viertausend Mann Peloponnesiervolk."

Die Spartaner erhielten eine besondere Inschrift; sie lautete:

„Fremdling, melde dem Volk Lacedämons, daß wir hier liegen,
Weil im Gehorsam wir seine Gebote befolgt."

Der Verräther Ephialtes, dessen Name für alle Zeit zu einem Zeichen des Brandmals wurde, sollte sich seines Lohnes nicht lange freuen. Die Griechen setzten einen Preis auf seinen Kopf. Nachdem er einige Zeit flüchtig umher geirrt war, ward er erschlagen. (Dietlein.)

2. Römersinn und Römertugend.

1. Horatius Cocles. (510 v. Chr.)

Der entthronte Tarquinius reizte einen mächtigen König im nördlichen Italien, Porsena, zum Kriege wider die Römer. Dieser drang schon mit seinem Heere von einem Hügel herab gegen Rom. Nur noch die Tiber, über die eine hölzerne Brücke führte, trennte ihn von der Stadt. Die geringe Mannschaft, welche hier zur Bewachung stand, wird von dem Feinde zurückgedrängt und flieht; bloß ein Mann, Horatius, bleibt am Ein-

gange der Brücke ſtehen. Zwei Andere, durch ſein Beiſpiel ermuntert, geſellen ſich zu ihm, und dieſe drei halten den Feind mit Schilden und Schwertern auf. Während der Zeit wird hinter ihnen die Brücke abgebrochen. Als noch die letzte Möglichkeit iſt, hinüber zu kommen, rufen die Römer den Ihrigen zu; zwei gehen, Horatius aber bleibt. Erſt da die Brücke ganz zuſammen fällt, ſtürzt er, gerüſtet wie er iſt, in die Tiber hinab, und ſchwimmt unter vielen ihm nachgeſandten Wurfſpießen zu den Seinen hinüber, die ihn als ihren Retter empfangen.

2. Agrippa. (492 v. Chr.)

Nach Beendigung dieſes Krieges entſtand eine bittere Feindſchaft unter den Römern ſelbſt, zwiſchen den Vornehmen und dem Volke. Die Patricier mit den Conſuln drückten die Plebejer mehr, als früher die Könige. Da beſchloß das Volk, aus der Stadt zu ziehen und dort die Vornehmen allein zu laſſen. Es brach alſo bewaffnet, ſeine Fahne voran, auf, und lagerte ſich einige Meilen von Rom auf einem Berge. Zwei Geſandtſchaften fertigte der bedrängte Senat an die Ausgewanderten ab, ſie zur Rückkehr zu bewegen, doch vergebens. Zu einer dritten wählte man den Liebling des Volkes, Agrippa. Dieſem gelang es, ſie zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen. „Hört," ſprach er, „eine Geſchichte! Einſt empörten ſich die Glieder des Körpers wider den Magen. Sie wollten es nicht länger dulden, daß dieſer allein behaglich in der Mitte ſitze, und ſich von den andern füttern und tragen laſſe. Sie verſagten ihm alſo ihren Dienſt. Die Hände wollten keine Speiſen mehr an den Mund tragen, der Mund ſie nicht aufnehmen, und die Zähne ſie nicht zermalmen. Dieſen Vorſatz führten die Glieder eine Zeitlang aus. Da nun aber der Magen nichts erhielt, ſo konnte er auch keine Nahrungsſäfte den Gliedern mittheilen, und alle wurden matt. Jetzt ſahen ſie ein, daß ſie dem Magen unrecht gethan hätten, und er doch nicht ſo müßig ſei, als es ſcheine. Sie führten ihm wieder Speiſe zu, und wurden dafür bald wieder neu belebt." Das Volk begriff den Sinn der Fabel, es kehrte daher

zurück, jedoch nicht eher, als bis man ihm noch beſondere Vertreter aus ſeiner Mitte, Tribunen, die dem Senate beiwohnen durften, geſtattete.

3. Brutus. (510 v. Chr.)

Patricierſöhne hatten ſich gegen die neue Ordnung der Dinge in Rom verſchworen. Unter dieſen waren auch zwei Söhne des Conſuls Brutus. Was war nun zu thun? Das Geſetz ſprach deutlich: „Tod jedem Verräther!“ Er ſelbſt hatte es in Vorſchlag gebracht; blieb das Unternehmen ungeſtraft, ſo war für Geſetz und Ordnung zu fürchten. Vollſtreckung des Geſetzes war alſo nothwendig — und doch ſollte der Vater den Befehl geben, ſeinen eigenen Kindern das Haupt abzuſchlagen. Volk und Senat blickten voll Rührung auf ſie, und waren zur Verzeihung geneigt; nur Brutus nicht. Er unterdrückte die Vatergefühle und ſprach als Staatsbeamter über ſeine Söhne das harte Todesurtheil aus. Vor ſeinem Angeſichte ließ er an ihnen die Strafe vollziehen, keine Thräne entſtürzte während deß den Augen des Vaters. Zu Hauſe erſt weinte er darüber, daß ſeine Söhne das befreite Vaterland hatten verrathen wollen, und darüber, daß er kinderlos geworden.

4. Cincinnatus. (460 v. Chr.)

Die Sabiner bedrohten Rom. Da ſandte der Senat Abgeordnete zu Cincinnatus, einem edeln römiſchen Bürger, daß er die Leitung des Heeres übernehme. Man fand ihn bei der Feldarbeit. Er wiſchte ſich Staub und Schweiß ab, zog den Bürgermantel an, empfing die Geſandten, ging nach Rom, und ordnete den Heereszug mit Strenge und Geſchicklichkeit. Als er den Feind beſiegt hatte, kehrte er zu ſeiner ländlichen Arbeit zurück.

5. Curtius. (362 v. Chr.)

Zu den Zeiten der Samniterkriege barſt plötzlich der Marktplatz in Rom auseinander, und eine weite Spalte trennte den

Raum. Da wurde prophezeit, daß die Spalte ſich ſchließe, wenn ein ausgezeichneter Mann ſich hineinſtürze. Alsbald erbot ſich hiezu Curtius, ein berühmter Krieger. Wie zum Kampfe gerüſtet, nahte er auf ſeinem Streitroſſe, und ſtürzte ſich in die Kluft. Die Bürger warfen ihm Blumen und Früchte nach.

6. Manius Curius.

Ein Volk Unteritaliens wollte dem Conſuln Manius Curius Geſchenke anbieten laſſen, damit er günſtig geſtimmt werde. Die Geſandten trafen ihn auf einer hölzernen Bank am Feuerherde, wo er ſich Rüben kochte. Er ſprach zu den Geſandten: „Kann derjenige, der ſich ſo begnügt, nach Gold verlangen? Ich will lieber reiche Leute beherrſchen, als ſelbſt reich ſein.“

7. Fabricius.

Die Römer ſchickten wegen Auswechslung von Gefangenen einige Geſandte an Pyrrhus, König in Epirus, unter denen ſich auch Fabricius befand. Dieſer Mann, ein römiſcher Rathsherr, war bei großer Armuth ſeinen Mitbürgern ſchon lange ein Muſter der Genügſamkeit geweſen. Pyrrhus nahm ihn gar freundlich auf, und wollte ihm ein reiches Geſchenk als ein Zeichen ſeiner Hochachtung geben. Fabricius nahm es aber nicht an und ſprach: „Ich muß, lieber König, dein Anerbieten ausſchlagen. Ich bin zwar arm, beſitze nur einen kleinen Acker und ein Häuschen; aber dennoch bin ich glücklich, denn ich werde von meinen Mitbürgern geachtet. Mein Acker gibt mir, was ich bedarf. Jede Speiſe ſchmeckt mir, weil ſie der Hunger würzt, und der Schlaf iſt mir nach der Arbeit ſanft. Dieſer Mantel ſchützt mich gegen die Kälte, und meine ſchlechten Hausgeräthe ſind bequemer, als koſtbare. Behalt alſo dein Geld und ich will meine Armuth und meinen guten Namen behalten.“

8. Rutilius Rufus

wurde von einem Freunde um eine Gefälligkeit gebeten, die mit der Amtsehre nicht vereinbar war. Er ſchlug das Ver-

langen ab. Da beklagte sich der Freund. Rutilius sprach: „Was hilft mir deine Freundschaft, wenn ich ihretwillen gegen Pflicht und Gewissen handeln soll?“ Rutilius wurde nach Asien verbannt. Jemand machte ihm Hoffnung, daß er durch Bürgerkrieg bald nach Rom zurückkehren könnte. Er sprach: „Ich will lieber ein Verbannter sein, als Rom im Bürgerkriege sehen.“

9. Pompejus.

In Rom herrschte Hungersnoth. Pompejus hatte eine Ladung Getreide zusammengebracht. Das Meer war stürmisch, die Schiffleute wollten nicht fahren. „Daß ich lebe,“ sprach Pompejus, „ist nicht nothwendig, aber daß ich zur Unterstützung des römischen Volkes abreise, ist unerläßlich.“

10. Mammäa,

eine Römerin, verstattete ihrem Sohne niemals Gesellschaft mit schlecht erzogenen jungen Menschen. Sie sagte: „Die Feinde in einer Schlacht mögen überwunden werden; die Laster aber dauern die ganze Zeit unsers Lebens.“

3. Hermann, der Befreier Deutschlands. (9 n. Chr.)

Die erste Kunde über unsere Vorfahren ist uns durch die Römer geworden, welche auch die ersten bekannten Kämpfe mit den alten Deutschen hatten. Nachdem Cäsar schon den Rhein zur Grenze zwischen Gallien und Deutschland gemacht hatte, wollte Augustus auch das Land rechts des Rheines seinem Reiche einverleiben. Er sandte seinen Stiefsohn Drusus über den Rhein, welcher auch bis an die Elbe vorrückte. Als dieser tapfre Feldherr gestorben war, setzte sein Bruder Tiberius die Eroberung fort, und nach diesem sandte August den Varus als Statthalter nach Deutschland, damit er die Eroberung Deutschlands vollende.

Neue Zwingburgen wurden angelegt, neue Straßen wurden gezogen, und der geldgierige Varus selbst bezog unweit Minden

an der Weſer ein Lager, das gar bald das Anſehen einer Stadt gewann. Hierher verlegte er die Märkte des Landes, hier hielt er Gericht, hierher berief er die deutſchen Fürſten, damit ſie von ihm die Befehle Roms entgegen nähmen. Gleich als wären die freien Männer die Unterthanen und Knechte der Römer, forderte er von ihnen ſchwere Abgaben und ließ es, im Vertrauen auf ſeine Macht, an Bedrückungen und Erpreſſungen ebenſo wenig fehlen, wie an Ausfällen des Spottes und Hohnes. Was aber die Germanen am tiefſten empörte, war der Umſtand, daß Varus ohne Weiteres das römiſche Gerichtsweſen bei ihnen einführte. Nicht nach ihrem urſprünglichen Heimathsrechte, das ein Ausfluß ihres religiöſen Weſens war, ſondern nach römiſchem Recht, in römiſcher Sprache und unter Hinzuziehung römiſcher Anwälte ward fernerhin Recht geſprochen, und es geſchah nicht ſelten, daß, etwas Unerhörtes bei den Germanen, freie Männer zu Stockſchlägen verurtheilt wurden. Aber nicht blos als Herr des Ruthenbündels, ſondern auch als Herr des Richtbeiles zeigte ſich Varus den Germanen, denn er verhängte auch Todesſtrafen. Solche Knechtſchaft dünkte den Germanen die äußerſte Schmach, und wären die Römer nicht verblendet geweſen, ſie hätten aus Haltung, Blick und Geberden des Volkes erkennen müſſen, daß ſich ein Ungewitter über ihren Häuptern zuſammenzog. Nur fehlte den Deutſchen noch ein Mann, der die Führerſchaft gegen den mächtigen Feind übernehmen konnte und wollte. Dieſer Mann kam, es war Hermann oder Arminius. Alles, was die Römer durch mehr als zwanzigjährige Anſtrengung errungen hatten, raubte ihnen ein einziger Schlag durch die Klugheit und Tapferkeit dieſes deutſchen Helden, deſſen Name noch jetzt vom deutſchen Volke mit dankbarer Liebe gefeiert wird.

Hermann war der durch Schönheit, Kraft und Heldenſinn ausgezeichnete Sohn des Cheruskerfürſten Segimar (Sigmar), der ein tapfres Volk, das vom Harz bis zur Elbe wohnte, beherrſchte. Hermann war, wie viele vornehme deutſche Jünglinge, in früher Jugend nach Rom gegangen, um im römiſchen Heere Dienſte zu nehmen. Bald zeichnete er ſich durch Tapferkeit aus und ſtieg zu der Würde eines römiſchen Bürgers und Ritters

empor. Auch fehlte es nicht an Verführungen, um ihn an das schwelgerische Leben der Römer zu fesseln und ihn sein Volk und Vaterland vergessen zu machen. Aber stets blieb er den alten deutschen Sitten treu und seinem Vaterlande mit heißer Liebe zugethan. Als er in die Heimath zurückkehrte, sah er die nahe Unterjochung seines Vaterlandes vor Augen, und heimlich berief er die Besten und Edelsten der Cherusker, Marsen, Chatten, Brukterer und einiger anderer deutscher Stämme zusammen, denen er seinen Plan mittheilte, welcher auf einen allgemeinen Aufstand und auf Vernichtung des römischen Heeres hinzielte. Schwer war die Aufgabe, welche sich Hermann stellte, denn die Römer standen mit großer Kriegsmacht in Deutschland, und die Deutschen waren schwer zu vereinigen und noch schwerer zusammen zu halten. Doch Hermann verzagte nicht. Zunächst suchte er durch Freundlichkeit das Vertrauen des Varus zu gewinnen, und das gelang ihm so, daß dieser ihn sogar bei wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog und sogar die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, die ein Feldherr in Feindesland zu beobachten hat, versäumte. Da geschah es, daß Hermann's Schwiegervater, Segest, theils weil er die Schmach des Volkes nicht fühlte, theils weil ihn unversöhnlicher Haß gegen Hermann erfüllte, der ihm seine Tochter Thusnelda entführt und sie gegen seinen Willen zur Gemahlin genommen hatte, diesen dem römischen Feldherrn Varus als einen Mann bezeichnete, der Aufruhrpläne in sich berge und gegen den er sich sichern müsse. Varus aber verachtete den Rath, er war zu sicher und vertraute auf sein geübtes und zahlreiches Heer.

Kurze Zeit darauf brachten römische Beamte, verwundet und gehetzt, die Kunde in's Lager des Varus, ein germanischer Stamm an der Ems habe einen Aufstand unternommen und es seien die meisten der römischen Beamten erschlagen worden. Das war Hermann's Werk, der sich noch im Lager befand. Varus sollte aus dem Lager gelockt werden, und wirklich traf er sogleich seine Vorbereitungen zum Aufbruch. Hermann begleitete das römische Heer eine Strecke; dann entfernte er sich unter dem Vorwande, ihnen neue Bundestruppen zuzuführen,

ging aber zu dem ſchon verſammelten Heere ſeiner treuen Deutſchen und eilte mit denſelben den Römern nach, die durch den Teutoburger Wald zogen. Anfangs war das Heer wohlgemuth, denn ſie waren wohl bewaffnet und den Deutſchen an Zahl weit überlegen. Bald aber wurde in dem ſchluchtenreichen Gebirge der Marſch beſchwerlicher, man mußte Wege mit der Axt durch Dickicht bahnen und Dämme über Moräſte legen. Da kamen auch noch heftige Regengüſſe und Sturm dazu, denn es war im Spätherbſte des Jahres 9 nach Chr., ſo daß die Wege grundlos wurden; dabei ertönte auf den Anhöhen der fürchterliche Kriegsgeſang der Deutſchen und die Römer wurden gewahr, daß ſie überliſtet und in eine wegloſe Gegend gelockt waren. Von allen Seiten zogen nun Schaaren deutſcher Kämpfer herbei, die dem Sturme, als willkommenem Kampfgenoſſen, entgegenjauchzten. Da wird es auf einmal ganz nahe beim römiſchen Heere in den Büſchen lebendig und hie und da flogen wohlgezielte Pfeile oder Speere aus dem Dickicht hervor und ſtreckten manchen Römer nieder; hie und dort brachen Kühne mit geſchwungenen Schwertern urplötzlich in die Feindesreihen, Todesloose austheilend, und verſchwanden, ehe noch die in ſchweren Rüſtungen auf dem ſchlüpfrigen Boden einherſchreitenden Römer ſich zur Wehre ſetzen konnten. So verging der erſte Tag der Schlacht mit leichten Angriffen. Am Abend kam Varus an eine Stelle, die ſich zur Errichtung eines Lagers eignete. Aber die Deutſchen ließen dem Feinde keine Ruhe. Die Kriegsgeſänge der Germanen übertönten den Sturm. Vernichtung war das Loſungswort der Germanen. Endlich am dritten Tage kam Varus, der ſchon alles überflüſſige Gepäck unterwegs hatte verbrennen laſſen, mit ſeinem Heere an den weſtlichen Saum des Gebirges in die Ebene nahe bei Detmold. Hier ſtand die Hauptmacht der Deutſchen. Mit vereinter Kraft griffen ſie die Römer an, die ſich männlich wehrten. Aber für alle Tapferkeit iſt nichts feil als der Tod. Jauchzend ſtürzen ſich die Deutſchen in der verzweifelten Römer Reihen. „Die Freiheit! die Freiheit!“ ſchallt es wie Donner des Himmels den Römern in die Ohren. Vor der Gewalt der Streitäxte, Keulen- und Schwerthiebe der

Deutſchen brechen krachend die Schilde, Helme, Panzer und Schädel der Römer. Hermann ſelbſt iſt überall. Hier ordnet er an und ruft: „Drauf Brüder!“ Dort kämpft er mit der Kraft von zehn Männern, und alle Deutſchen thun es ihm nach. Des Feindes Schaaren ſind zerſprengt, und die Flucht wird allgemein. Da faßt den Varus die Verzweiflung. Er ſtürzt ſich in das mit dem Griff auf den Boden geſtemmte Schwert. Nur wenige Römer entfliehen. Die Schlacht iſt gewonnen.

Ein Theil der wenigen Gefangenen wurde dem Schlachtengott Zio geopfert, die übrigen machte man zu Sklaven.

Als Kaiſer Auguſtus die Kunde von der Vernichtung eines ſeiner trefflichſten Heere empfing, legte er Trauerkleider an und ließ ſich Monate lang Haar und Bart nicht ſcheeren. Bisweilen, ganz von Schmerz überwältigt, ſtieß er den Kopf gegen die Wand und rief: „Varus, Varus! gib mir meine Legionen wieder!“ Ganz Rom war voll Entſetzens vor den Deutſchen und glaubten mit jedem Tage, ſie kämen, wie einſt die Cimbern und Teutonen, gen Welſchland heran. In Gallien und am Rhein wurde zur Nothwehr gerüſtet; allein dieſe Furcht war grundlos. Nicht an Eroberung dachten die Sieger, die theure Freiheit erkämpft zu haben, war ihnen genug.

Vergeblich machten die Römer neue Verſuche, in Deutſchland einzudringen und Hermann zu züchtigen. Mit Segeſt's, des Verräthers Hilfe, gelang es ihnen zwar, Hermann's Schaaren zurückzudrängen und ſogar ſeine theure Gemahlin Thusnelda gefangen zu nehmen, die ihren Gatten niemals wieder ſah, aber Hermann war der Schutz des Vaterlandes und ſchirmte dasſelbe als oberſter Führer zwölf Jahre lang. Da traf ihn die Hand eines Verräthers. Er fiel durch Meuchelmord. Doch das deutſche Volk ſang ſeinen Ruhm in herrlichen Heldenliedern und nannte ihn den Befreier von Deutſchland.

(Dietlein.)

4. Johanna von Orleans. (1429.)

Im Jahre 1328 war das Königshaus der Kapetinger, die seit länger als 300 Jahren in Frankreich geherrscht hatten, in gerader Linie ausgestorben. Es folgten nun Könige aus dem Hause Valois, einer Seitenlinie der Kapetinger. Da der König von England, welcher ein Enkel des letzten Kapetingers war, nun auch Ansprüche auf den französischen Thron machte, so entstand ein mehr als 100jähriger Krieg zwischen Frankreich und England. Am härtesten wurde aber Frankreich unter dem Könige Karl VII. bedrängt, indem die Engländer vereint mit den Burgundern alles Land bis an die Loire von Norden und Nordwesten her erobert hatten und die Stadt Orleans belagerten, um sich einen Weg nach dem südlichen Frankreich zu bahnen. Da, während die Noth am höchsten stieg und Karl VII. sich schon bereit machte, nach dem äußersten Süden zu fliehen, erhielt er unerwartet eine wunderbare Retterin.

Das war die Jungfrau von Orleans. Sie war in dem Dorfe Domremy an der Maas in Lothringen geboren, wo ihr Vater, Thibaut d'Arc, ein schlichter Bauer war. Unter Beschäftigungen ihres Standes war Johanna (so hieß das Mädchen) heran gewachsen; man rühmte ihre Sanftmuth und Gottesfurcht, doch neigte sie sich zur Schwärmerei. Mit Schmerz erfuhr sie das Elend ihres Vaterlandes, die Noth der bedrängten Stadt Orleans und das Unglück des Königs Karl VII. Da wurde sie immer stiller und stiller; sie lauschte auf jede Nachricht, stand oft zerstreut und in sich gekehrt da, und alle ihre Gedanken waren nur auf den ritterlichen König gerichtet. Schlaflos lag sie oft auf ihrem Lager und dachte nur daran, wie dem Vaterlande zu helfen sei. Mit dieser Sehnsucht nach Besserung des Zustandes verbanden sich die frommen Gefühle ihres Herzens, daß nur von Gott Hilfe zu hoffen sei. Diese Gefühle wurden so innig und lebendig, daß ihr himmlische Gestalten im Traume erschienen, von denen sie aufgefordert wurde, Orleans zu entsetzen und den König Karl nach Rheims zur Krönung zu führen. Von diesem Glauben getrieben, ging sie in das benachbarte

Städchen Vaucouleurs zu dem Befehlshaber Baudricourt, welcher ſie zum Könige führte. Dieſer hielt ſich damals im Schloſſe Chinon auf, nicht weit von Orleans. Er horchte hoch auf, als ihm der Ritter erzählte, wen er mitbringe, und welche Erſcheinungen das Mädchen vorgebe.

Ohne Furcht trat ſie hier vor den König und ſprach in prophetiſchem Tone: „Wohledler Dauphin: Mir iſt vom Himmel der Auftrag geworden, Eure Feinde von Orleans zu vertreiben und Euch nach Rheims zu führen.“ Obwohl ſie nie vorher den König geſehen hatte, ſo ſoll ſie ihn doch auf der Stelle aus den Hofleuten, von denen er ſich in der Kleidung nicht unterſchied, herausgefunden haben. Auch ſoll ſie ein in einer benachbarten Kirche befindliches Schwert, welches längſt vergeſſen war, genau beſchrieben und dasſelbe begehrt haben. Solche und ähnliche Gerüchte verbreiteten ſich unter dem Volk. Der König aber behielt ſie bei ſich und ließ ihr gleich eine Rüſtung machen und eine weiße Fahne, auf welcher Gott mit einer Weltkugel gemalt war. So zeigte er ſie auf prachtvollem Streitroſſe dem Heere, welches ihr laut zujauchzte und begeiſtert zu den Waffen griff.

Wie ſehr der feſte Glaube an himmliſchen Beiſtand auf ein Heer wirken kann, iſt ſchon von der Eroberung von Jeruſalem her bekannt, und dies zeigte ſich auch hier wieder. Es war urplötzlich ein ganz neuer Geiſt in die Soldaten gefahren, und ungeduldig warteten ſie auf das Zeichen zur Schlacht. Die erſte Gelegenheit, wo das Mädchen ihren Muth beweiſen ſollte, war ein Verſuch, den der Graf Dunois machte, die halbverhungerten Einwohner von Orleans mit Lebensmitteln zu verſehen. Ein Haufen Soldaten war verſammelt, den Zug nach Orleans zu beſchützen. Vorher befahl die Jungfrau, daß alle Soldaten beichten müßten; dann führte ſie Zucht und Ordnung wieder ein. Jetzt ſchrieb ſie an die Anführer der Engländer, die vor Orleans ſtanden, und befahl ihnen, ſogleich die Belagerung aufzuheben und Frankreich zu verlaſſen. „Gebt heraus,“ ließ ſie ihnen ſagen, „die Schlüſſel von allen den Städten, die ihr bezwungen wider göttliches Recht. Die Jungfrau kommt

vom Könige des Himmels, euch Frieden zu bieten oder blutigen Krieg. Wählt! denn das ſage ich euch, damit ihr's wißt: das ſchöne Frankreich iſt nicht für euch beſchieden!" Die Engländer lachten. „Nun!" ſagten ſie, „Karl muß doch ſehr in Noth ſein, daß er zu Weibern ſeine Zuflucht nimmt!" Aber im Herzen war ihnen ganz anders zu Muthe. Abergläubiſch waren ſie ſo gut wie die Franzoſen und dachten voll Angſt daran, wo das Alles noch hinaus wolle. Der Zug mit den Lebensmitteln brach auf; die Jungfrau führte die Soldaten an mit der weißen Fahne, und ſie ſehen und die Waffen wegwerfen, war bei den Engländern eins. Ohne Schwierigkeiten wurden die Vorräthe in die Stadt geſchafft; Johanna ſelbſt, die nun das Mädchen von Orleans genannt wurde, hielt ihren Einzug in die befreite Stadt, deren Einwohner ſie als ihre Retterin empfingen. Man richtete ihr eine gute Wohnung ein bei dem Schatzmeiſter des Herzogs von Orleans und ſetzte ihr eine treffliche Mahlzeit vor. Aber mäßig, wie ſie war, rührte ſie nichts davon an; ſie nahm nur eine Schale, füllte ſie mit Waſſer und Wein und ſchnitt einige Stückchen Brod hinein. Mehr aß ſie nicht.

Im engliſchen Lager war alles wie verwandelt. Die Engländer waren ſo feſt überzeugt von ihrer himmliſchen Sendung, daß ſie nicht gegen ſie fechten wollten und gleich die Flucht ergriffen, ſobald ſie ſich nur mit ihrer Fahne zeigte. Daher ließen ſie auch nun die Franzoſen in die Stadt und aus derſelben ziehen, wie ſie nur wollten. Die Franzoſen, die ſich bisher furchtſam hinter die Mauern verkrochen hatten, griffen nun ſelbſt die Engländer an und nahmen ihnen einen feſten Punkt nach dem andern.

Das erſte Verſprechen der Jungfrau, die Befreiung von Orleans, war erfüllt. Das zweite war die Krönung des Königs zu Rheims. Daher forderte ſie nun den König zum Zuge dahin auf. Die ganze Gegend bis dahin war noch von Engländern beſetzt und Rheims ſelbſt in ihren Händen. Aber Johanna und das begeiſterte Heer der Franzoſen nahmen eine Stadt nach der anderen und Rheims ſandte ihr die Stadtſchlüſſel entgegen. Am folgenden Tage (17. Juli 1429) fand ſogleich die Krönung

ſtatt. Während der ganzen Feier hatte Johanna neben dem Könige geſtanden und das Banner in der Hand gehalten.

Nach der Krönung warf ſich Johanna dem Könige zu Füßen und flehete um Erlaubniß, wieder heimzukehren, da ihre Sendung vollendet ſei. Allein Karl und ſein Hof wollten es noch nicht zugeben, da die Engländer noch zu mächtig waren und ſogar Paris noch in Beſitz hatten. Auf Karls dringendes Zureden blieb Johanna noch, zu ihrem Unglücke.

Anfangs ging zwar Alles gut. Faſt alle benachbarten Städte unterwarfen ſich bei der erſten Aufforderung. Dagegen bedrängte der Herzog von Burgund die Stadt Compiegne. Hier hinein warf ſich die Jungfrau, um der Beſatzung Muth zur Vertheidigung zu machen und unternahm am folgenden Tage einen Ausfall. Da aber die Feinde heftig drängten, zog ſie ſich zurück, drang dann noch einmal vor, wurde aber hier von den Franzoſen verlaſſen, von den Burgundern umringt und nach einem wüthenden Gefechte gefangen genommen.

Wie triumphirten nun die Burgunder und Engländer! In Paris wurde das Te Deum geſungen und die Engländer betrachteten den Fang als einem großen Sieg. Zunächſt wurde ſie in einen Thurm geſperrt. Der Herzog von Bedford, der für den jungen Heinrich VI. von England regierte, kaufte ſie den Burgundern ab. Als ſie das hörte, entſprang ſie aus dem Thurme, wurde aber bald wieder eingeholt und nach Rouen gebracht. Eigentlich hätte man ihr als einer Kriegsgefangenen nichts thun dürfen; aber es lag ihren Feinden zu viel daran, ſie ums Leben zu bringen, ſo daß ſie vor einem geiſtlichen Gerichte der Zauberei, Gottloſigkeit, Abgötterei und Hexerei förmlich angeklagt wurde. Hier antwortete ſie mit der größten Unerſchrockenheit. Man führte ſie mit Ketten gebunden vor das Gericht. Sie bat, man möchte ſie losbinden. „Gut!“ ſagten die Richter, „aber du mußt verſprechen, nicht wieder entwiſchen zu wollen.“ „Nimmermehr!“ antwortete ſie, „im Gegentheil werde ich entfliehen, wie und wo ich kann!“

Vier Monate lang wurde das arme Mädchen mit Fragen gequält, um ſie irre zu machen. Man fragte ſie, warum ſie

ſich auf ihre Fahne verlaſſen hätte, da dieſe ja doch nur durch Zauberſprüche geweiht worden ſei. „Nur allein auf Gott!“ Weiter fragte man, warum ſie bei der Krönung ſich neben den König geſtellt habe? „Weil,“ war die Antwort, „die, welche alle Gefahren mit ihm getheilt hatte, auch an der Ehre Theil nehmen mußte.“ „Aber,“ fragte man endlich, „wie abſcheulich war es doch, daß du als Jungfrau dir anmaßteſt, über Männer den Oberbefehl im Kriege zu führen!“ „Das ſehe ich nicht ein,“ antwortete ſie, „denn ich hielt Alles für erlaubt, um die Engländer aus Frankreich zu vertreiben und mein Vaterland zu befreien.“ Da man ihr weiter nichts anhaben konnte, ſo ſprachen endlich die geiſtlichen Richter das Urtheil, ſie ſei eine Ketzerin, ihre angeblichen Offenbarungen ſeien nichts als Eingebungen des Teufels, und ſie ſei daher dem weltlichen Arme zu überliefern. Der Gedanke, nun verbrannt zu werden, warf endlich ihren ganzen Muth darnieder, der ſchon durch die lange Gefangenſchaft gebrochen war. Sie legte ſich aufs Bitten und verſprach, ihre Offenbarungen zu widerrufen und nie wieder dergleichen vorzugeben. „Gut!“ ſagten die Richter, „dann ſoll deine Strafe gemildert werden; du ſollſt — auf Zeitlebens bei Waſſer und Brod im Gefängniſſe bleiben!“ Aber bald ärgerten ſie ſich, daß ſie das Mädchen nicht lieber aus der Welt geſchafft hätten, und dachten auf einen Vorwand, es noch zu thun.

Sie hatte unter anderem verſprechen müſſen, nie wieder Mannskleider zu tragen. Geſchwind hingen daher ihre Feinde ſolche Kleider in ihr Gefängniß. Sobald Johanna ſie ſah, wachten die alten Gedanken wieder mit aller Lebhaftigkeit auf. Sie konnte dem Triebe nicht widerſtehen, ſie anzuziehen und ſich in ihnen in die glücklichen Tage ihrer kriegeriſchen Thätigkeit zurückzuträumen. Da rauſchte plötzlich die Thür auf; ihre Gefangenwärter überraſchten ſie in der verbotenen Tracht, und nun half kein Bitten und Flehen und Verſprechen. Es hieß, ſie ſei eine zurückgefallene Ketzerin und müſſe daher ſterben. Dies Urtheil wurde auch wirklich an ihr vollzogen, und ſie auf dem Marktplatze von Rouen verbrannt. Selbſt der Scharfrichter war durch die Hinrichtung des unſchuldigen Mädchens

so ergriffen, daß er, sowie zwei ihrer Richter, nachher die heftigsten Gewissensbisse über seinen Antheil daran empfand; und als 24 Jahre später die Verwandten der Jungfrau es dahin brachten, daß die Acten ihres Prozesses noch einmal nachgesehen wurden, fand es sich auch, daß nur die Ränke der schändlichen Priester sie schuldig gemacht hatten. Nun wurde sie, freilich zu spät, für unschuldig erklärt. Man errichtete ihr in Orleans mit Recht eine Ehrensäule, und noch bis auf den heutigen Tag wird dort jährlich der Tag durch ein Volksfest gefeiert, an welchem sie die Stadt von den Engländern befreite. Auch die Hütte in Domremy, in welcher sie geboren wurde und lebte, die Kammer, worin sie schlief, ist noch erhalten und wird von den Reisenden oft noch mit Rührung betrachtet. Die Engländer hatten von dem Tode der Jungfrau keinen Gewinn; sie verloren eine Schlacht und Stadt nach der andern. Und als auch Philipp der Gute auf Karl's Seite trat und Talbot fiel, da war es gar aus mit ihnen. Sie behielten nur die Festung Calais (die sie aber im 16. Jahrhundert auch verloren haben) und mußten das Land räumen. So war der Krieg zu Ende.

(Dietlein.)

Noch hing Johanna an der Heimath Stille,
Als schon der Britten trotz'ge Macht in's Herz
Von Frankreich drang, burgund'scher Rosse Huf
Die Flur von Orleans zerstampfte, Krieg
Und Kriegsgeschrei die halbe Welt erfüllte
Und Frankenblut in reichen Strömen floß.
Zertreten war des Landmanns süße Hoffnung,
Verscheucht vom Dorfe der idyll'sche Friede,
Verwiesen aus den Städten jede Kunst,
Die der Gesittung dient, — das rauhe Klirren
Des Stahls erschreckte jene Zeit, die ganz
Vom Sturm erfaßt nur Weh und Jammer hegte! —

Da war's, daß in Verborgenheit die Hülfe
Aus heiligem Gemüth in's Leben brach,
Es sah die Schäferin vom Dom Remy

Die Heil'gen ihres Kirchleins ob ſich ſchweben,
Vor denen oft ihr Herz ſich ausgeſchüttet,
Sah ſie, geſchmückt mit überird'ſchen Kronen,
Den frommen Blick aus der Verklärung neigen
In ihres Volkes Noth und ſchweren Kummer.
In fünfzig Schlachten Sieger ſtürmt der Britte
Durch's flache Land mit todesgier'gen Schaaren,
Um Orleans braust der Kampf und ach, verloren
Iſt Frankreich, wenn ein Retter nicht geboren!

Da naht ſie, — glühender ſtieg ihr Gebet
Seit vielen Tagen auf; der Erd' entrückt
Vernahm den Schrei ſie ihres Landes doch,
Den Engel ſieht ſie vor ſich, lauſcht empor
Den wunderbaren Worten ſeines Mundes,
Die ihm ihr eigen Herz gelieh'n, und die
Sie von dem Boten jetzt zurück erhält
Als ein geweihtes Gut der höhern Welt.
Der Himmel will's, — ſie folget ſeinem Ruf.
Der Feldherrnſtab in ihrer ſchwachen Hand
Beſchämt die Ritterſchaft der beiden Heere,
Sie ſtürmt voran, hoch flattert ihr Panier, —
Wo Helden zittern, Mauern niederſtürzen,
Legt ſie die Leiter an: „Gott und die Jungfrau!"
Ruft ſie und reißt den Pfeil ſich aus der Wunde!

Vom Blut der Krieger ſchäumet die Loire
Und Orleans liegt im rothen Abendſchein,
Gerettet aber iſt das Vaterland
Von einem Mädchen, deſſen einz'ge Kraft
Ein ungeſchminkter, hoher Glaube war,
Von der Gewalt des Herzens, die ſich, groß
Und rein zugleich, nur an das Große klammert!
Ach, warum mußte ſie die Tigerhöhle
Des geiſtlichen Gerichts zu Rouen ſehen?!
Was loderten in Flammen dieſe Glieder,
Die ein Gefäß der reinſten Güte waren?

O fragt ſie Alle, die verkannt, verfehmt,
Entweiht als Helden gingen durch die Zeit
Und aus dem Feuerſtrom der Qual
Die weißen Flügel ihrer Seele hoben!
Es war auch ihr Geſchick, — doch ihre Liebe,
Sie hat ſich durch den Haß der Zeit gerungen,
Johanna hat die Edelſten bezwungen,
Hat aus der Nacht zum Licht ſich aufgeſchwungen!

Was hier auf Erden träumt ein großes Herz,
Was es vollbringt in wunderſamer Kraft,
Es iſt nicht Traum, es iſt nicht Dichtung bloß,
Die uns empor zu Sonnenhöhen rafft:
Die Wurzel iſt es, die uns alle nährt,
Die der Verſtein'rung unſ'res Lebens wehrt.
Und wenn der Dichter dieſe ſelt'ne Art,
Die Bande der Natur durchbrechen läßt,
Wenn er als ein Symbol der innern Freiheit
Die äußern Feſſel durch ein Wunder ſprengt, —
Der ächte Sinn wird es noch heut verſtehen:
Das ewig Wahre kann nicht untergehen!

So ſteig' empor denn, wunderſamer Schatten,
Tritt auf die Bretter, werde Wirklichkeit,
Und lehre uns, daß in der Zeit Ermatten
Das Herz allein noch rettet und befreit!

(R. Weber.)

5. Niklas Zrinyi.

Ein Zeitgenoſſe Maximilians II. war Soliman, der als der mächtigſte Sultan bekannt iſt, den die Osmanen jemals hatten. Derſelbe rückte im Jahr 1566 mit einem Heere von 200,000 Mann nach Ungarn, wo er ſchon 40 Jahre früher in der wichtigen Schlacht von Mohács geſiegt hatte. Diesmal wandte er ſich gegen die Feſtung Szigeth in der Abſicht, ſich an

dem tapfern Feldherrn Niklas Zrinyi zu rächen, welcher einen türkiſchen Fähnrich überfallen und getödtet hatte und nun in der Feſtung befehligte.

Zrinyi hatte in Szigeth nicht mehr als 2500 Soldaten, dazu 60 Kanonen; an Pulver und anderm Kriegsbedarf fand ſich in der Feſtung mehr als nothwendig war. Als die ungeheure türkiſche Heeresmacht anfangs Auguſt ſich um die Stadt lagerte, verſammelte er die Kriegsleute und Bürger im innern Burghofe, und ermahnte ſie zur Ausdauer im Kampfe für König, Vaterland und Religion. Er ſchloß ſeine Rede mit den Worten: „Damit unter euch kein Mißtrauen gegen mich ſtattfinde, ſchwöre ich zuerſt und gelobe dem allmächtigen Gott, dem Könige als unſerm Herrn, dem unglücklichen Vaterlande, endlich euch Kriegern und wackern Männern, euch nie zu verlaſſen, mit euch zu leben und zu ſterben und jedes Schickſal mit euch zu tragen.“ Die Soldaten und Bürger gelobten in gleicher Weiſe als treue, folgſame Männer ihm pünktlichen Gehorſam zu leiſten, mit ihm zu leben und ſtandhaft mit ihm in den Tod zu gehen.

Am 8. Auguſt beſchoſſen die Türken die Neuſtadt von drei Seiten, und als der nächſte Tag erwachte, griffen die Janitſcharen an, während vier große Karthaunen und kleineres Geſchütz die innere Burg beſchoſſen und den Thurm mit den Glocken niederwarfen. Der Kampf dauerte den ganzen Tag. Als die Nacht einbrach, ließ Zrinyi, um ſeine Kräfte auf einen kleinen Raum zuſammenzuziehen, ſelbſt die Neuſtadt anzünden, dafür aber die der Burg zunächſt liegende Altſtadt verrammeln. Doch die Macht der Türken war zu groß, als daß das kleine Häuflein auf die Dauer hätte Widerſtand leiſten können. Nach zehntägiger ungeheurer Anſtrengnng erſtürmten die Feinde die Altſtadt. Eine Woche nachher verſuchten ſie auch die Burg zu erſtürmen und erneuerten ihre Angriffe jeden Tag. So groß aber auch die Anſtrengungen, die ſie machten, und die Verluſte, die ſie erlitten, ſein mochten, ſo hatte es doch den Anſchein, als ſolle das Unternehmen nicht gelingen. Da ſtieg Soliman, obgleich alt und krank, ſelbſt zu Pferde, um ſeine Krieger zu ermuthigen;

doch auch dies war vergebens. Zrinyi's tapfere Schaar, obgleich an der Zahl ſchon viel geringer, als zu Anfang der Belagerung, wankte in ihrer Treue und Tapferkeit keinen Augenblick. Da ſchrie der Großherr mit Anſtrengung ſeiner letzten Kraft dem Großvezier zu: „Wird denn dieſer Schornſtein nicht aufhören zu brennen und die große Trommel des Sieges nicht bald zu hören ſein? Was machen meine Janitſcharen?“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo traf ihn der Schlag. Der Großvezier hielt ſeinen Tod geheim, um die Schaaren nicht zu entmuthigen. Den Leibarzt, der um den Tod wußte, ließ er erdroſſeln, weil er ihn in Hinſicht der Verſchwiegenheit als unzuverläßig erachtete. Vor dem großherrlichen Zelte fand noch das übliche Gepränge ſtatt. Weil aber der Todesfall doch nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte, ließ der Großvezier vermelden, daß nach Beſchluß des Herrſchers ſämmtliche Paſchen und Hauptleute hingerichtet werden ſollten, wenn nicht längſtens in drei Tagen die großherrliche Fahne auf den Mauern von Szigeth wehte.

Am 8. September, als ein großer Theil der Burg eingeäſchert war, der andere brannte und wegen Waſſermangels nicht gelöſcht werden konnte, geſtand Zrinyi die Unmöglichkeit, den Platz länger zu behaupten. Die rühmlichſt begonnene That ſollte nun auch rühmlich vollendet werden. Der Befehlshaber verſammelte die ihm nach ſo vielen Kämpfen noch übrig gebliebenen fünfhundert Mann um ſich und ſprach zu ihnen: „Unlöſchbare Flammen und erſtickender Rauch beſchleunigen unſer Schickſal; nur damit, nicht aber durch Macht und Tapferkeit, konnte uns der Feind aufreiben. Wie wir uns vor vier und dreißig Tagen angelobt haben, ſo wollen wir heute vereinigt im letzten Kampfe mit einander ſterben. Die da draußen können uns tödten, aber beſiegen nur den, der ſich ihnen ergibt. Ich werde euch vorangehen und — baut feſt darauf, Waffenbrüder! — bis zum letzten Todesſtreich nicht von euch weichen. Thut beherzt, was ihr mich thun ſeht!“

In einem leichten ſeidenen Gewande, auf dem Haupte einen ſchwarzſammtnen Hut, den er ſonſt nur an Hochzeiten unter

Freunden trug, und der mit einem hohen Reiherbuſch geſchmückt war, in den Kleidern den Schlüſſel zur Feſtung mit hundert Dukaten bergend, den Säbel, den er ſchon als Jüngling geſchwungen, in der Rechten, zog er als Führer des todesmuthigen Häufleins an das Thor. Es wird aufgeſchloſſen, ein mit gehacktem Eiſen, Kettentrümmern und Büchſenkugeln geladener Mörſer unter die auf der Brücke gehäufte Erde abgefeuert, und in der Rauchwolke ſtürzte Niklas Zrinyi, nach ihm ſeine Männer, unter die feindlichen Haufen, Tod und Verderben um ſich verbreitend; er fiel, von zwei Kugeln und einem Pfeil getroffen.

Die Türken legten den Leichnam auf eine Kanone und ſchnitten den Kopf ab. Von der geſammten Beſatzung blieben nur wenige am Leben. Als die Türken nun das Schloß beſetzen, flog die Pulverkammer auf, wobei noch dreihundert Feinde umkamen. Im Ganzen verloren ſie vor Szigeth mehr als 25,000 Mann. (Herzog.)

6. Arnold von Winkelried.

In der für die Freiheit der Schweiz ſo entſcheidenden Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386 konnten die öſterreichiſchen Truppen nicht angegriffen werden, weil dieſe in völliger Rüſtung von den Pferden geſtiegen waren, und ſich dicht aneinander geſtellt hatten, ſo daß ihre Vorderſeite ganz mit Eiſen bedeckt, und durch Piken und Lanzen geſichert war. Arnold von Winkelried, Bürger von Unterwalden, hörte in ſeinem Herzen den Ruf des Vaterlandes. „Ich will euch eine Gaſſe machen," ſagte er, „theure Mitbürger! gedenket meines Weibes und meiner Kinder!" Zwar wußte er wohl, daß es ihn unausbleiblich das Leben koſten würde; aber dies ſchreckte ihn nicht zurück. Mit ruhiger Unerſchrockenheit ſtellte er ſeine Leute in die Geſtalt eines Dreiecks, er ſelbſt nahm die Spitze davon ein, und ermahnte ſie, ihm nach durch die Lücke zu dringen, die er ihnen öffnen würde. Hierauf warf er ſeine Waffen von ſich, umfaßte und richtete gegen ſich ſo viele Spieße der Feinde, als ſeine beiden Arme umſpannen konnten, und indem er ſie mit der

ganzen Laſt ſeines Körpers niederdrückte und in ſeinen Leib grub, machte er dadurch in den feindlichen Schaaren, die, zuvor enge geſchloſſen, nicht angegriffen werden konnten, eine Oeffnung. Die Schweizer, durch das entſchloſſene Beiſpiel ihres heldenmüthigen Mitbürgers angefeuert, ſtürzen ſich mit Wuth ihm nach, hauen ein, drängen zurück, werfen nieder; der Tod geht vor ihnen her, allenthalben verbreiten ſie Unordnung; die Niederlage der Feinde wird allgemein, und von dem Augenblicke an erklärte ſich der Sieg für die gute Sache der Schweizer.

7. Georg Waſhington.

Nordamerika mit ſeinen unermeßlichen Wäldern und Grasebenen, Seen und Sümpfen, wilden Thieren und wilden Menſchen hatte im Anfang nicht viel Anziehendes für die Europäer. Obgleich die Küſte dieſes großen Landes ſchon 1497 von einem Engländer Namens Cabot entdeckt war, ſo wurde doch erſt unter der Königin Eliſabeth durch den Engländer Walter Raleigh dort eine Colonie angelegt, die der Gründer zu Ehren der „jungfräulichen Königin“ Virginien (d. i. Jungfrauenland) nannte. Dieſer Verſuch fand nun bald Nachahmung. Und bald entſtanden mehrere ähnliche Anſiedlungen in den Wäldern Nordamerikas. Aber den Einwanderern war kein leichtes Loos beſchieden. Fern von all den Hilfen, die das Vaterland geboten, in einem ungewohnten, oft verderblichen Klima, mußten ſie die Wälder ausrotten, Land, das noch nie ein Pflug berührt, mühſam anbauen, und die Rothhäute (die Ureinwohner) mit ihren ſteinernen Streitäxten und gefährlichen Scalpirmeſſern waren ihnen gar gefährliche Nachbarn. Aber ſo unter Kampf und Arbeit wuchs ein kräftiges Volk heran, und allmälig trat ein erträglicher Verkehr beſonders durch den Handel zwiſchen den Ureinwohnern und den europäiſchen Anſiedlern ein. Mit jedem Jahre kamen nun Einwanderer nicht nur von England, ſondern auch von anderen europäiſchen Ländern herüber, größtentheils unternehmende, freiheitsliebende Männer, die, um den kirchlichen oder bürgerlichen Unterdrückungen

im Mutterlande zu entgehen, in dem neuen Erdtheile einen Zufluchtsort ſuchten und fanden. So entſtanden eine lange Reihe von Colonien, unter denen Pennſylvanien mit der Hauptſtadt Philadelphia am ſchnellſten empor blühete.

Alle Coloniſten, aus welchem Lande ſie immer waren, erkannten die Oberhoheit Englands an und trieben faſt ausſchließlich Handel mit dieſem Reiche; England ſeinerſeits pflegte auch die nordamerikaniſchen Colonien und ſchützte ſie gegen alle auswärtigen Angriffe. Es brachte ſie durch großen Aufwand zu einer ſolchen Blüthe, daß die Zahl der Bürger binnen 150 Jahren zu drei Millionen anwuchs. Deshalb verlangte aber England auch Abgaben, welche die Amerikaner jedoch nur unter der Bedingung entrichten wollten, daß ſie dieſelben durch ihre Abgeordneten, welche man in das engliſche Parlament aufnehmen ſollte, bewilligten. England bedachte nicht, daß den Staatsbürgern, welche gleiche Pflichten haben, auch gleiche Rechte gebühren, und daß man die Mündiggewordenen auch als ſolche behandeln und ihnen Theilnahme an der Geſetzgebung und Steuerauflegung zugeſtehen müſſe; es wies die Forderung der Amerikaner zurück, legte ihnen die Stempelacte, nach der ſie zu allen kaufmänniſchen und gerichtlichen Verhandlungen Stempelpapier gebrauchen ſollten, und dann die Zollacte auf, die für die Einfuhr von Thee, Glas, Papier und Bleiweiß eine mäßige Abgabe verlangte. Der Ausführung beider Verordnungen, als ohne ihre Zuſtimmung gegeben, widerſetzten ſich die Coloniſten thätlich und wurden in der Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen beſtärkt, als die Engländer beide Geſetze wieder zurücknahmen, nur daß vom Thee ein Einfuhrzoll noch entrichtet werden ſollte. Als nun 1773 im Hafen von Boſton drei mit Thee beladene engliſche Schiffe einliefen, widerſetzten ſich die Einwohner der Ausladung, und als dieſe von dem engliſchen Statthalter erzwungen werden ſollte, überfiel ein Haufe Vermummter die Schiffe und warf 342 Kiſten Thee in's Meer.

Dieſer Gewaltſtreich war die Loſung zu einem Kriege, der erſt 1783 beendigt wurde. Die Provinzen traten in Phila-

delphia durch Abgeordnete in einen Bund zuſammen, ſie bewaffneten ſich gegen England, zogen die Wilden und auch europäiſche Nationen, die auf die Engländer eiferſüchtig waren, beſonders die Franzoſen, in ihr Intereſſe und wählten zu ihrem Anführer den berühmten Waſhington.

Georg Waſhington, Nordamerikas erſter Bürger, Feldherr und oberſter Beamter, im Sinne des Alterthums einer der größten Männer ſeiner Zeit, wurde am 22. Februar 1732 in der Grafſchaft Weſtmoreland in Virginien geboren, wo ſein Vater ein reicher Pflanzer war. Der junge Waſhington erhielt den erſten Unterricht nach dem frühen Tode ſeines Vaters unter den Augen ſeiner trefflichen Mutter und ſpäter auf der Schule zu Williamsburg, der ehemaligen Hauptſtadt Virginiens. Bei glücklichen Anlagen machte er gute Fortſchritte und ſtudirte beſonders Mathematik. Nach beendigten Studien nahm er Theil an einem Kriege zwiſchen Frankreich und England und lebte dann, wie die meiſten Gutsbeſitzer, auf ſeinen Gütern ganz den bürgerlichen Geſchäften und den Wiſſenſchaften. Er hatte einen überaus ſchweren Stand, als ihn der Wille ſeines Volkes 1775 an die Spitze des Bundesheeres ſtellte. Es fehlte an nichts weniger als an Allem, an Waffen, Pulver, Kanonen, Kleidung, Pferden, Geld — und gut geſchulten Soldaten, denn die Truppen waren größtentheils Freiwillige, die ſich nur zu kurzer, einjähriger Dienſtzeit verpflichtet hatten. Dennoch verlor er den Muth nicht, und es war vornehmlich ſeine Feſtigkeit, Vorſicht und Beſonnenheit, die ihn unter ſolchen Umſtänden, einem geübten, wohlgerüſteten und ſtreng geordnetem Heere gegenüber, ſich behaupten und endlich den Sieg gewinnen ließ. Doch kam ihm auch die allgemeine Begeiſterung zu Hilfe. In Pennſylvanien bildete ſich ſogar eine „Compagnie der Greiſe," lauter deutſche Flüchtlinge, hochbetagte Männer, die in Europa Kriegsdienſte gethan hatten. Der älteſte wurde zum Hauptmann gewählt, er war faſt 100 Jahre alt. Statt der Fahne trugen ſie einen ſchwarzen Trauerflor. In den erſten Jahren hatte Waſhington wenig Erfolg. Aber im Jahre 1777 wurde bei Saratoga ein engliſcher General mit ſeinem ganzen Corps gefangen genommen.

Und 4 Jahre danach wurde bei Yorktown ein anderer engliſcher General von Waſhington ſelber eingeſchloſſen und ebenfalls mit ſeinem ganzen Heere gefangen. Von da an gab England die Hoffnung auf, die Amerikaner zu beſiegen. Es war ſchon ſeit Jahren in großer Bedrängniß. Es fehlte ihm an Truppen. Da nahm es Deutſche in Sold, und mehreren deutſchen Fürſten, Württemberg, Braunſchweig, Gotha, brachte ſolcher Handel großes Geld ein. Der Landgraf von Heſſen-Kaſſel verkaufte zwölftauſend ſeiner Landeskinder in die engliſchen Colonieen; es kamen engliſche Commiſſäre nach Kaſſel, die verkauften Menſchen wurden auf dem Markte beſichtigt und dann, nachdem das Geld erlegt war, zu Schiff oder Wagen fortgeſchafft, Vätern und Müttern zu großem Jammer und Herzeleid. Aber mit welchem Herzen mögen die armen Menſchen in einem ihnen fremden Kriege, in einem unwegſamen, wenig bewohnten Lande gekämpft haben! Auch half den Engländern der ſchmähliche Handel nichts; denn ihre Feinde mehrten ſich zuſehends. Frankreich, Englands alter Nebenbuhler und Feind, trat offen auf die Seite der Colonieen und ſchloß 1778 einen Bund mit ihnen. Viele Franzoſen waren ſchon vorher nach Amerika gegangen, um in den Reihen der Republikaner für ihre Freiheit mitzuſtreiten; unter ihnen Lafayette, ein edler, hochſinniger Mann, der für ſein Geld ſelber ein Schiff für die amerikaniſche Sache ausrüſtete. Auch Spanien, auch Holland traten dem Kampfe gegen England bei. England ſah ſich von allen Seiten verlaſſen und verloren. So kam 1783 der Friede zu Verſailles zu Stande, in welchem England die Unabhängigkeit der nordamerikaniſchen Freiſtaaten anerkannte.

Waſhington legte nun ſeine Befehlshaberſtelle nieder und kehrte, von dem Dank nnd der Verehrung ſeiner Mitbürger begleitet, auf ſein Landgut in Virginien zurück, wo er einige Jahre in glücklichem Frieden mit ſeiner Gattin und Kindern verlebte. Aber lange ließ man ihm nicht Ruhe. 1787 verſammelten ſich die Abgeordneten der Staaten, um eine Verfaſſung zu berathen; man kam überein, daß alle gemeinſamen Angelegenheiten ein Congreß beſorge, der, aus dem Senat und

dem Haus der Repräſentanten beſtehend, ſich jedes Jahr in der unſerm Helden zu Ehren genannten Stadt Waſhington verſammle, und daß die vollziehende Gewalt in die Hand eines Präſidenten gelegt werde, der alle vier Jahre aufs Neue zu wählen ſei. Zum erſten Male wurde Waſhington als Präſident gewählt, und nach Ablauf der vier Jahre noch einmal. Seine weiſe, umſichtige Verwaltung erhob das Land zu Macht und Anſehen, Ruhm und innerem Wohlſtand. Die Staaten der Union nahmen in Handel, Bevölkerung, in Reichthum, Betriebſamkeit einen ſo rieſenhaften Aufſchwung, wie kein Staat in der ganzen Geſchichte alter und neuer Zeit. Waſhington ſtarb 1799, der Erſte im Kriege, der Erſte im Frieden, der Erſte im Herzen ſeiner Landsleute. Und da lebt er noch heute in dankbarem Ehrengedächtniß. In der Stadt ſeines Namens unter einem ihm errichteten Denkmal ruht ſeine Hülle.

Folgendes namentlich zeichnet die Tugend von Waſhington: Im Jahr 1782, da ſchon der Krieg ſeinem Ende nahte, die Unzufriedenheit der Offiziere und Soldaten mit den Maßnahmen des Kongreſſes auf den Gipfel geſtiegen war, gewann der Gedanke in der Armee immer mehr Raum, es könne der ſchwankende Zuſtand der Regierung nur dadurch beſeitigt werden, daß man dem verehrten Oberfeldherrn die unumſchränkte Königsmacht verleihe. Eine Anzahl von Offizieren verfaßte eine Adreſſe an Waſhington, und ein alter Oberſt überreichte ſie.

Waſhington antwortete darauf: „Sir! Mit einer Miſchung von Schrecken und Beſtürzung habe ich die Geſinnungen aufmerkſam geleſen, welche Sie meiner Prüfung unterſtellt haben. Seien ſie überzeugt, Sir, kein Vorfall im Laufe des Krieges hat ſchmerzlichere Gefühle in mir erweckt, als die Mittheilung, die Sie mir machten, daß Ideen in der Armee gehegt werden, wie Sie ausgeſprochen haben, Ideen, die ich mit Abſcheu betrachten und mit Strenge tadeln muß.

„Für diesmal wird die Mittheilung derſelben in meinem Buſen ruhen, es müßte denn eine fernere Anregung der Sache eine Anzeige nothwendig machen.

„Ich kann durchaus nicht begreifen, welcher Theil meines Benehmens zu einer ſolchen Zuſchrift aufmuntern konnte, die mir das größte Unheil zu verhüllen ſcheint, das über mein Vaterland kommen könnte. Laſſen Sie ſich alſo beſchwören, wenn Sie irgend eine Rückſicht auf Ihr Vaterland, auf ſich ſelbſt oder die Nachwelt, oder auf mich nehmen, ſolche Gedanken aus Ihrem Geiſte zu verbannen und weder aus eigenem Antrieb noch aus Veranlaſſung eines Andern je wieder eine Geſinnung ähnlicher Art auszuſprechen."

b. Lehren.

Die höchſten Lebensaufgaben der einzelnen Menſchen können durch kleine Verbände, wie die Gemeinden ſind, nicht gelöst werden. Dazu bedarf es eines größeren ſittlichen Lebenskreiſes, nämlich der Vereinigung vieler Gemeinden zu einem großen Ganzen, das man Staat heißt.

Wie der Ackerbau die Grundlage für alle höhere Geſittung, ſo iſt der Staat die vollendetſte Ausbildung derſelben; und alle Güter des gebildeten Lebens, die wir in unſeren früheren Betrachtungen prieſen, finden in ſeinem Schooße ihren Schutz und ihre Pflege. (Deimling.)

Denkt euch einmal, was aus uns werden ſollte, wenn plötzlich alles Das aufhörte, was wir jetzt von ſtaatlicher Fürſorge genießen; wenn ſich außer unſern nächſten Angehörigen Niemand mehr um uns bekümmerte; wenn wir Haus und Hof, Handel und Wandel und ſelbſt unſer Leben und Sterben dem bloßen guten Willen der Menſchen anheimſtellen müßten; wenn Jeder ſich ſelbſt zu ſchützen hätte und keine Obrigkeit wachte! Wie ſchnell wären alle die Güter vernichtet, deren wir uns jetzt erfreuen; wie raſch würden wir in jenen Zuſtand der Barbarei zurückſinken, wo Jeder allein für ſich ſorgt und nur das Recht des Stärkeren gilt! Was würde aus allen den gemeinnützigen Einrichtungen werden, die jetzt unſer Leben fördern und uns Sicherheit oder doch, wenn das Unglück einmal nicht zu verhüten iſt, Hilfe bieten nicht nur gegen die Eingriffe der Menſchen,

ſondern auch gegen feindliche Naturgewalten, wie Feuersbrunſt, Hungersnoth und verheerende Krankheiten!

Und wenn wir etwa meinen wollten, dafür ſei der Staat nicht nothwendig (den ſich überhaupt Manche fälſchlich nur wie einen unbequemen Gebieter denken), das Nämliche ließe ſich auch durch eine einfache Verabredung der Bürger untereinander erreichen: ſo fragt euch nur, wie lange es mit dem guten Willen aller einzelnen Mitglieder einer ſolchen Geſellſchaft dauern würde, an der Jemand nur Theil nähme, wie etwa an einem Caſino oder Sängerbund, wie lange es damit dauern würde, wenn nicht das zwingende Band des Staates das Ganze zuſammenhielte! Gewiß iſt es eine lobenswerthe Sache um die vielen Vereine, welche die Menſchen, zumal in unſern Zeiten, gründen, um gewiſſe gemeinſchaftliche Zwecke zu erreichen, wie z. B. Sparkaſſen, Wittwenkaſſen, Lebensverſicherungen, Feuer-, Waſſer- und Hagelverſicherungen u. drgl. Aber alle dieſe Genoſſenſchaften können ſich nur bilden, wo ſchon ein Staat vorhanden iſt, und ſie haben ihren Beſtand nur unter dem Schutze der ſtaatlichen Ordnung. Die Stadt- oder Dorfgemeinde ſelbſt kann ihre Zwecke nur erfüllen, inſofern ſie als ein Glied in jenes größere Ganze eingefügt iſt.

Deßhalb darf man ſich auch die Entſtehung des Staates nicht ſo vorſtellen, als wären die Menſchen plötzlich eines Tages zuſammengetreten und hätten unter einander verabredet, einen Staat zu bilden. So wenig als ſie zuſammentraten, um auszumachen, wie ſie alle Gegenſtände ſprachlich benennen wollten. Wie ſie zu dem letzteren Vorhaben die Sprache ſchon hätten mitbringen müſſen, ſo wäre auch ja zu jenen Verabredungen ſchon die Kenntniß von ſtaatlichen Einrichtungen nothwendig geweſen. Um einen Vertrag über den Staat zu ſchließen, hätte der Staat ſchon beſtehen müſſen. Vielmehr verhält ſich die Sache ſo:

Gerade wie die Sprache als Anlage in den Menſchen gepflanzt iſt, und wie er ohne dieſe Anlage nie würde ſprechen lernen (ſo wenig als das Thier es lernt): ſo ſind die Staaten in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts nicht durch einen

Einfall und die Willkür einzelner Menſchen plötzlich entſtanden, ſondern ſie ſind in dem Verlauf der Geſchichte allmählich geworden. Ohne Zweifel in der oben angedeuteten Weiſe: indem ſich eine größere Zahl von Familien zu Stämmen und dieſe wieder zu größeren Vereinen erweiterten. Indeſſen iſt die erſte Staatenbildung ſo alt, daß ſich dieſer Vorgang dem Blicke der Geſchichtsforſcher entzieht; ebenſo wie die erſte Entſtehung der Sprache. Kein Menſch vermag genau zu ſagen, wie es dabei hergegangen.

Was aber iſt nun der Staat, ſo wie wir ihn jetzt beſitzen?

Daß eine bloße Anhäufung von Menſchen noch kein Staat iſt, erkennen wir ſofort. Denn ſonſt würden auch Indianerhorden einen Staat ausmachen, was doch nicht der Fall iſt. Was aber iſt er denn anderes?

Faſt ließe ſich ein Räthſel darauf machen: „er iſt das Ding, das Jeder kennt und Keiner doch recht benennen kann; das überall zum Vorſchein kommt und doch nirgends zu greifen iſt.“ Damit aber wären wir der Sache ſelbſt nicht näher gekommen. Wir müſſen uns deßhalb ſchon bequemen, etwas ausführlicher zu verfahren und unſer Denken etwas mehr anzuſtrengen. Am beſten ſtellen wir uns dieſen geheimnißvollen, unſichtbar-ſichtbaren Wohlthäter unter einem Bilde vor, wie dem folgenden.

Wenn man von einem Stein ein Stück abſchlägt, ſo wird er zwar kleiner, allein er bleibt, was er war: ein Stein. Wenn man aber eine Pflanze oder einen Thierkörper zerſchneidet, bleiben beide etwa auch noch, was ſie zuvor waren? Hat man vielleicht zwei, drei, ſechs Pflanzen oder zwei, drei, ſechs Thiere, wenn man beide in dieſe Zahl von Stücken geſchnitten? Und wenn Jemand etwa in der Meinung, die Pflanze oder das Thier wieder zu ergänzen, dieſe Stücke zuſammenſetzen wollte, wäre es auch mit dem kräftigſten Kitte: würde ihm Jenes gelingen? Natürlich nicht.

Der Leib einer Pflanze oder eines Thieres iſt eben mehr als die bloße Zuſammenreihung ſeiner Theile: er iſt ein lebendiges, ein untheilbares Ganzes. Die einzelnen Theile bilden

ſeine Glieder und dienen ihm als Werkzeuge (Organe) für ſeine Ernährung, ſein Wachsthum und ſeine übrigen Lebensverrichtungen. Alle dieſe Glieder ſtehen im Zuſammenhang, und jedes iſt dem Ganzen nothwendig. So erhebt ſich auf der Wurzel der Pflanze der Stamm oder Stengel; durch ihn ſteigen die Säfte, die jene braucht, aus der Erde empor zu den Blättern, die ſelbſt wieder dazu dienen, gewiſſe Stoffe aus der Luft der Pflanze zuzuführen, andere auszuathmen u. ſ. w.

Ganz ähnlich nun verhält es ſich mit dem Staat. Auch er iſt ein organiſches Gebilde, ein geſellſchaftlicher Organismus. Auch in dem Staatskörper bewegt ſich ja eine Fülle von Kräften auf und ab und durchdrängt nährender Saft geiſtigen und ſittlichen Lebens das in ſteter Entwicklung begriffene Ganze; auch in ihm findet ja eine reiche Gliederung und ein unzerreißbarer Zuſammenhang der einzelnen Theile ſtatt, und ein Jeder iſt, ſo zu ſagen, ein nothwendiges Blatt, ja eine Frucht und, wolle Gott, eine recht geſunde auf dem weit ausgebreiteten Baume. Oder iſt etwa der Landmann dem Ganzen weniger nothwendig als der Handwerker; haben der Gelehrte und der Künſtler nicht ebenſo gut ihre Beſtimmung in dieſem Wunderbau, wie der Arzt und der Amtmann, der Kaufmann und Fabrikant, der Pfarrer und Schullehrer? Der König ſteht höher als der Unterthan, der Schultheiß hat den Vorrang vor dem einfachen Bürger; aber einen König gibt es nicht ohne Unterthanen, einen Schultheißen nicht ohne Gemeinde. Und für das Ganze iſt jeder Theil wichtig, wie in einer Uhr auch nicht das kleinſte Rädchen fehlen darf.

Der Staat alſo iſt es (um nach dieſen allgemeinen Betrachtungen zu den einzelnen Aufgaben desſelben zurückzukehren und dieſe noch kurz hier anzudeuten), der Staat iſt es, der die gegenſeitigen Beziehungen ſeiner Bürger regelt, ſie in der Ausübung ihrer Thätigkeit ſchützt und fördert; der die Geſetze über Eigenthum, Gewerbsbetrieb, Landeskultur u. ſ. w. gibt und aufrecht erhält; der die Strafen für Uebertretungen anſetzt und die Wächter des Geſetzes beſtellt; der durch ſeine Heeresmacht und Bündniſſe mit anderen Staaten dafür ſorgt, daß die Angriffe

äußerer Feinde abgewehrt werden, und durch eine verſtändige und ſorgfältige Verwaltung darauf bedacht iſt, Eintracht, Wohlſtand und Bildung im Innern zu fördern; der endlich für ſo viele Vortheile, die er gewährt, dem Bürger auch gewiſſe Leiſtungen und Verpflichtungen auferlegt. (Deimling.)

In die Glaubensverhältniſſe und Gewiſſensſachen hat ſich der Staat nicht zu miſchen. Denn das Chriſtenthum iſt ganz Sittlichkeit und darum ganz Sache der Individualität des einzelnen Menſchen. Und nur ein Glaube, der ganz aus der Ueberzeugung des einzelnen Menſchen fließt, hat Werth. Die Ueberzeugungen ſind aber ſo verſchieden, wie die Bildungsſtandpunkte der Menſchen. Jeder Zwang in Glaubensſachen iſt unſittlich. Es ſoll daher keine Staatskirche mehr geben. Das Inſtitut der Staatskirche war in früheren Zeiten bloß dazu nothwendig, um dem Chriſtenthum gegenüber dem Heidenthum zum Sieg zu verhelfen.

Die wichtigſte Aufgabe des Staates iſt die Erziehung der Jugend, denn das Ganze kann nur dann gedeihen, wenn jedes einzelne Glied tüchtig und brauchbar iſt. Folglich hat der Staat, der für das Wohl des Ganzen verantwortlich iſt, nicht nur das Recht, ſondern ſogar die Pflicht, zu verlangen, daß alle Eltern ihre Kinder unterrichten laſſen. Die Schule iſt alſo Staatsſache; denn was ſie gibt, iſt nicht Individuelles, ſondern Allgemeines; ſie gibt jedem Kinde: Kenntniß der Pflichten jedes einzelnen Menſchen, Kenntniß des Guten und Wahren und dazu Kenntniſſe und Fertigkeiten für das praktiſche Leben.

Es gibt zwei verſchiedene Staatsformen: Die Monarchie und die Republik. In den Monarchien iſt ein erbliches König- oder Kaiſerthum. Durch dieſe Erblichkeit iſt es möglich, daß die oberſte Gewalt nicht immer in die Hand des durch Tugend und Geiſt am meiſten ausgezeichneten Mannes kommt. Die höchſte und ſittlichſte Staatsform iſt die Republik; denn in einer geordneten Republik kann keiner zur höchſten Gewalt gelangen, der nicht ſchon vorher in kleineren ſittlichen Lebenskreiſen ſich als tugendhafter und talentvoller Mann ausgewieſen und ſich große Verdienſte um's Gemeinwohl erworben hat. Hier

kann die höchſte Macht nur durch die größten Verdienſte um das Wohl Aller erworben werden; darum iſt die Republik eine Schule der Bürgertugend. Eine Republik, in der gar keine Vorrechte ſind, heißt Demokratie. Eine Demokratie, in der das Volk durch ſeine Repräſentanten die Geſetze geben und die Regierung wählen läßt, heißt repräſentative Demokratie. Wenn aber das Volk ſelber ſich die Geſetze gibt, ſo heißt dieſe Demokratie eine reine. Das Volksrecht, über die Geſetze abzuſtimmen, heißt Referendum. Das Referendum ſetzt ein Volk voraus, das auf einer hohen Stufe der Einſicht, der Gemeinnützigkeit und der Vaterlandsliebe ſteht; ohne dieſes iſt es ein Radſchuh.

Die wichtigſten Rechte der Bürger einer Republik ſind: 1. Vollſtändige Gleichheit aller Bürger vor dem Geſetz. 2. Garantie der perſönlichen Freiheit. 3. Unverletzlichkeit des Hausrechtes. 4. Preßfreiheit. 5. Petitions- und Vereinigungsrecht. 6. Abſolute Glaubens- und Gewiſſensfreiheit. 7. Unverletzlichkeit des Eigenthums. 8. Abſchaffung der Todesſtrafe für politiſche Vergehen.

Es verſteht ſich, daß der Bürger, der ſolche hohe Rechte genießt, dem Staat auch Pflichten ſchuldig iſt. Die Pflichten eines jeden guten Bürgers der Demokratie ſind: 1. Gewiſſenhafte Betheiligung bei allen Wahlen von Staatsbeamten und bei allen Geſetzesabſtimmungen des Referendums. 2. Gewiſſenhafte Steuerzahlung. 3. Militärdienſt.

Wer dieſe Pflichten nicht erfüllt, iſt ein pflichtvergeſſener Bürger. Wer aber ſo heilige Pflichten verletzt, hat keine Bürgertugend.

Jede Liebe äußert ſich durch Opfer. Das höchſte Opfer für den Staat oder das Vaterland iſt die Hingabe des Lebens zur Vertheidigung der Freiheit des Vaterlandes. Der Tod auf dem Schlachtfeld der Freiheit iſt der Tod der Ehre und des Ruhmes, und iſt der ſeligſte Tod.

Am glücklichſten iſt der Staat, der am meiſten tugendhafte Bürger zählt. Will daher einer den Staat verbeſſern, ſo fange er bei ſich an.

Ein jedes Kulturvolk hat ſeine großen Bürger. Die Juden haben ihren Moſes, die Griechen ihren Leonidas und Ariſtides, die Römer ihren Regulus, die Deutſchen ihren Hermann, die Schweizer ihren Winkelried, die Amerikaner ihren Waſhington, die Italiener ihren Garibaldi u. ſ. w. Auf ſolchen Grundſäulen ſittlicher Kraft und Vorbildern reiner Vaterlandsliebe ruht die Zukunft einer Nation.

Das Beiſpiel eines großen Todes begeiſtert Andere ebenſo, wie das Beiſpiel eines edlen Lebens. Eine gute Handlung ſtirbt nicht mit dem, der ſie verrichtet hat, ſondern lebt weiter und ruft bei denjenigen, welche den Todten überleben und ſein Andenken in Ehren halten, gleiche Thaten hervor. Von manchem großen Manne kann man beinahe ſagen, daß er erſt dann zu leben begonnen hat, als er geſtorben iſt.

„Stirb, um zu leben!"

„Die Unſterblichkeit iſt der Lohn derjenigen, die ihrer würdig ſind." * * *

c. Sprüche.

1. Denn nur der große Gegenſtand vermag
   Den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen.
   Im engen Kreis verengert ſich der Sinn;
   Es wächst der Menſch mit ſeinen größern Zwecken.
   (Schiller.)

2. An's Vaterland, an's theure ſchließ' dich an;
   Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen. (Schiller.)

3. Es iſt das kleinſte Vaterland
   Der größten Liebe nicht zu klein;
   Je enger es dich rings umſchließt,
   Je näher wird's dem Herzen ſein. (W. Müller.)

4. Doch auch das Paradies wird uns zu enge,
   Sind aus der Heimath wir verbannt. (E. Rächler.)

5. Jahrtauſend forderts, eh' ein Staat gedeiht,
Doch eine Stunde oft in Staub ihn beugt. (Byron.)

6. Vor dem Tode erſchrickſt du? Du wünſcheſt unſterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin biſt, es bleibt. (Schiller.)

7. Das Göttlichſte für einen freien Mann,
Der Erde Himmel, iſt das Vaterland:
Den Sklavenſeelen nur iſt dies Gefühl,
Das Heiligſte der beſſern Seelen, fremd. (Seume.)

8. Das Vaterland.

Wo dir, o Menſch, Gottes Sonne zuerſt ſchien; wo dir die Sterne des Himmels zuerſt leuchteten; wo ſeine Blitze dir zuerſt die Allmacht offenbarten und die Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauſeten: da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Wo das erſte Menſchenauge ſich liebend über deine Wiege neigte; wo deine Mutter dich zuerſt mit Freuden auf dem Schooße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit in's Herz grub: da iſt deine Liebe, da iſt dein Vaterland.

Und ſeien es kahle Felſen oder öde Inſeln, und wohne Armuth und Mühe dort mit dir: du mußt das Land ewig lieb haben; denn du biſt ein Menſch und ſollſt es nicht vergeſſen, ſondern behalten in deinem Herzen.

Auch iſt die Freiheit kein leerer Traum und kein wüſter Wahn, ſondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel ſtammeſt.

Da iſt Freiheit, wo du in Sitten und Weiſen und Geſetzen deiner Väter leben darfſt; wo dich beglücket, was ſchon deine Ureltern beglückte; wo keine fremde Unterdrücker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man Vieh mit einem Stecken treibt.

Dieſes Vaterland und dieſe Freiheit ſind ein Schatz, der eine unentbehrliche Liebe und Treue in ſich verſchließt, das edelſte Gut, was, außer der Religion, in der noch eine höhere Freiheit iſt, ein guter Menſch auf Erden beſitzt und zu beſitzen begehrt. (Arndt.)

9. Im Vaterland.

Der Lieder Luſt iſt mir erwacht!
Wer hat mir ſolchen Lenz gebracht? —
Das Vaterland!
Ich ſchweifte in der Welt umher
Zum ſchönen Süden, über's Meer;
Doch, was ich nirgend wiederfand:
Dein Odem war's, o Vaterland!

Und ach, des Südens Wunderglanz
Verdunkelte dem Auge ganz
Das Vaterland!
Ich glaubt', in ſolchem Sonnenſchein,
Da müßt' ich ewig glücklich ſein,
Und vor den trunknen Sinnen ſchwand
Dein treues Bild, mein Vaterland!

Wie ſang der lieben Vöglein Schar
Im Frühling doch ſo hell und klar
Im Vaterland!
So ſingen ſie dort draußen nicht,
Dort ſtrahlt der Tag ſo heiß und licht;
D'rum haben ſie ſich fortgewandt
Zu dir, mein grünes Vaterland!

Auch ich ſang einſt aus friſcher Bruſt
In deines Frühlings milder Luſt,
Mein Vaterland!
Der Süd' hat mir kein Lied gebracht,
An Frühling hab' ich kaum gedacht,

Ein Zauber hielt mein Herz umſpannt,
Du löſ'teſt ihn, o Vaterland!

Was hilft doch alle Herrlichkeit,
Gibt Lieb' und Treu' nicht das Geleit —
O Vaterland!
Du gabſt ſie, als ich von dir ſchied,
Mir als den beſten Segen mit:
Die haben mir das Herz gewandt
Zurück zu dir, mein Vaterland!

Da kehrt' ich um und ward geſund
Und freu' mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland!
Gleichwie die Lerche, ſchwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts
Und grüßet rings das grüne Land,
Das liebe, freie Vaterland! (R. Reinick.)

10. Suchet das Wohl des Staates, wohin ich, der Herr, euch verſetze; denn in ſeinem Wohlergehen liegt auch das eurige! (Jer. 29, 7.)

11. Auf drei Grundfeſten beruht die Geſellſchaft, auf Wahrheit, Recht und Frieden. (Spr. der Vät. 1, 13.)

12. Wo keine Volkslehrer ſind, verwildert das Volk. (Spr. Sal. 29, 18.)

13. Ein thörichtes Volk geht zu Grunde. (Hoſ. 4, 14.)

14. Die Völker ſind wie Tropfen im Eimer, dem Staube in der Wagſchale gleich geachtet. (Jeſ. 40, 15.)

15. Die Völker verſinken in der Grube, die ſie andern bereiten. (Pſ. 9, 16.)

C. Pflichten gegen die Menſchheit und die Natur.

1. Wohlthätigkeit, Menſchenliebe, Mitleid.

Motto: 1. Der mitleidigſte Menſch iſt der beſte Menſch. (Leſſing.)
2. Mitleid iſt das große Myſterium der Ethik. (Schopenhauer.)
3. Mitleid iſt die wirkliche Grundlage aller Gerechtigkeit und Menſchenliebe, jeder Handlung von moraliſchem Werth. (Schopenhauer.)

a. Beiſpiele: 1. Titus Veſpaſianus. — 2. Die drei Ringe. — 3. Der Schneidermeiſter. — 4. Joſeph's Menſchenliebe. — 5. Henry Pierce. † 1872. — Mitleid gegen Thiere: 1. Alexander der Große. — 2. Das Rebhühnerneſt. — 3. Des Vogels Klage. — 4. Beſcheidene Bitte an die Menſchen. — Naturbetrachtungen.

1. Titus Veſpaſianus. († 81.)

Der römiſche Kaiſer Titus Veſpaſianus, ein Fürſt von dem vortrefflichſten Charakter, wurde allgemein ſo geliebt, daß man ihn nicht anders als das Vergnügen des menſchlichen Geſchlechtes zu nennen pflegte. Wie leicht und gern er Beleidigungen, die man ihm angethan, vergab, davon zeugt unter andern folgender Vorfall. Vitellius war ſein Feind geweſen, aber Titus war ſo großmüthig, daß er, als er Kaiſer ward, nicht nur an der Familie desſelben keine Rache übte, ſondern vielmehr dazu beitrug, daß die Tochter des Vitellius eine ſehr vortheilhafte Heirath mit einem Manne aus einem der größten Häuſer zu Rom traf, wobei er ſie auf eine ihrem hohen Range gemäße Art ausſtattete. Titus war ſo weit von aller Selbſtrache entfernt, daß er, ob er ſchon öfters die gerechteſte Urſache zur Strenge gehabt hätte, ſich doch vielmehr großmüthiger Weiſe erklärte, er wolle lieber umkommen, als Andere unglücklich machen. Indeſſen gab es doch noch hie und da Leute, die ſchlecht genug waren, verrätheriſch gegen ihn zu handeln. Zwei junge Römer

vom Adel, Sextus und Lentulus, von denen einer mit dem Kaiſer aufgewachſen und mit ihm erzogen worden war, den Titus auf das Zärtlichſte liebte und täglich mit neuen Wohlthaten überhäufte, verſchworen ſich wider ihn. Sie wollten zu einer beſtimmten Zeit das Capitolium in Brand ſtecken, im Tumult den Kaiſer ermorden und ſich der Regierung bemächtigen. Die Verrätherei wurde jedoch entdeckt, die Verſchworenen in Verhaft genommen, ihres Verbrechens überführt und von dem Senate zum Tode verdammt. Titus ſollte nun das Todesurtheil ſeiner treuloſen Freunde unterſchreiben. Er befahl, daß man die Schuldigen vor ihn bringen ſolle; ſie erſchienen mit Geſichtern, auf denen die ſchmerzhafteſte Reue und Zerknirſchung des Herzens nebſt der Todesangſt, die ihr Herz folterte, auf das Lebhafteſte ausgedrückt waren. Der Kaiſer entfernte durch einen Wink alle ſeine Umgebungen von ſich, blieb mit den Verurtheilten allein, und anſtatt ſie hart anzulaſſen, ließ es dieſer großmüthige Fürſt nur bei einem ſtarken, väterlichen Verweiſe bewenden. Er verzieh ihnen und ihren Anhängern auf das Vollkommenſte und Großmüthigſte, und gab ihnen nur eine liebreiche Ermahnung, daß ſie von ihrem gefährlichen Vorhaben abſtehen möchten, indem er ſagte: „Was die oberherrliche Gewalt betrifft, ſo ſtehet es einzig und allein bei den Göttern, wem ſie dieſelbe beſtimmt haben. Kann ich aber in dieſem oder jenem Stücke Etwas zur Befriedigung eurer Wünſche beitragen, ſo werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, euch zu willfahren.“ Nicht nur verzieh er dieſen Treuloſen ihre Undankbarkeit und abſcheuliche Verrätherei, ſondern er wußte auch ſeinen Feinden das Böſe mit Gutem zu vergelten. Er ſchickte Eilboten zu der Mutter des Sextus, die ſich im größten Kummer an einem von Rom entfernten Orte aufhielt, und ließ ſie verſichern, daß ſie ſich in Anſehung ihres Sohnes völlig beruhigen und ſeines Lebens wegen ganz außer Sorgen ſein könnte. Ja, Titus behielt die beiden Schuldigen bei ſich zur Tafel, und unterredete ſich auf das Vertraulichſte mit ihnen, wie er es vorher zu thun gewohnt geweſen war; er nahm ſie den folgenden Tag mit ſich zum öffentlichen Schauſpiele der Kampffechter, ließ ſie daſelbſt

mit gutem Bedacht neben ſich ſitzen, und gab ihnen von Zeit zu Zeit vor Aller Augen die Kleider und Waffen der Fechter zu beſehen, die man jedesmal dem Kaiſer zur Beſchauung zu bringen pflegte.

2. Die drei Ringe.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Oſten,
Der einen Ring von unſchätzbarem Werth
Aus lieber Hand beſaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert ſchöne Farben ſpielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menſchen angenehm zu machen, wer
In dieſer Zuverſicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Oſten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei ſeinem Hauſe zu
Erhalten? Nämlich ſo. Er ließ den Ring
Von ſeinen Söhnen dem geliebteſten,
Und ſetzte feſt, daß dieſer wiederum
Den Ring von ſeinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebſte ſei, und ſtets der liebſte,
Ohn' Anſehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürſt des Hauſes werde.
So kam nun dieſer Ring von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorſam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit ſchien ihm bald der, bald dieſer, bald
Der dritte — ſo wie jeder ſich mit ihm
Allein befand, und ſein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu verſprechen.
Das ging nun ſo, ſo lang' es ging. — Allein

Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es ſchmerzt ihn, zwei
Von ſeinen Söhnen, die ſich auf ſein Wort
Verlaſſen, ſo zu kränken. — Was zu thun? —
Er ſendet in geheim zu einem Künſtler,
Bei dem er, nach dem Muſter ſeines Ringes,
Zwei andere beſtellt, und weder Koſten,
Noch Mühe ſparen heißt, ſie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künſtler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann ſelbſt der Vater ſeinen Muſterring
Nicht unterſcheiden. Froh und freudig ruft
Er ſeine Söhne, jeden insbeſondere;
Gibt jedem insbeſondere ſeinen Segen —
Und ſeinen Ring — und ſtirbt. —
Kaum war der Vater todt, ſo kommt ein jeder
Mit ſeinem Ring, und jeder will der Fürſt
Des Hauſes ſein. Man unterſucht, man zankt,
Man klagt. Umſonſt, der rechte Ring war nicht
Erweislich — faſt ſo unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.
Wie geſagt: die Söhne
Verklagten ſich, und jeder ſchwur dem Richter,
Unmittelbar aus ſeines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Verſprechen ſchon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen — wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falſch geweſen ſein; und eh' er dieſes
Von ihm, von einem ſolchen lieben Vater,
Argwohnen laß', müß' er ſeine Brüder,
So gern er ſonſt von ihnen nur das Beſte
Bereit zu glauben ſei, des falſchen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon aufzufinden wiſſen, ſich ſchon rächen.

Der Richter ſprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthſel
Zu löſen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meiſten? — Macht, ſagt an! Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? — O, ſo ſeid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verluſt
Zu bergen, zu erſetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.
Und alſo, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, ſtatt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath iſt aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig, wie ſie liegt. Hat von
Euch jeder ſeinen Ring von ſeinem Vater,
So glaube jeder ſeinen Ring den echten.
Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes Kindeskinder äußern,
So lad' ich über tauſend; tauſend Jahre
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſ'rer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen

Als ich, und ſprechen. Geht! — So ſagte der
Beſcheid'ne Richter. (Aus Leſſing's: Nathan der Weiſe.)

3. Der Schneidermeiſter.

Franz Anton Egetmayr aus Bretten in Baden ging in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Schneider auf die Wanderſchaft, und kam bis Petersburg. Dort wurde er Soldat und in das aſiatiſche Rußland geſchickt. In der Stadt Penſa ließ er ſich nieder. Sein Geſchäft breitete ſich aus, denn Jedermann, der in jener Gegend ein ſauberes Kleid haben wollte, ließ es bei dem deutſchen Meiſter machen, weßhalb dieſer ſechsundzwanzig Geſellen in der Arbeit hatte. Da Egetmayr auch voll Mitleid und Dienſtfertigkeit gegen jeden Nothleidenden weit und breit war, ſtand er in allgemeinem Anſehen, und galt ſelbſt bei dem Statthalter in Penſa ſo viel, daß ihm von demſelben nicht leicht eine Bitte abgeſchlagen wurde. Als nun in den letzten ruſſiſchen Kriegen, insbeſondere im Jahr 1812, ſo viele Gefangene nach Aſien geſandt wurden, deren Weg meiſtens durch Penſa ging, war Egetmayr unermüdet geſchäftig, ihnen wohlzuthun, zu rathen und zu helfen, wo ſich ihm eine Gelegenheit dazu darbot. Immer hoffte er, einmal die Freude zu haben, ehemaligen Landsleuten Gutes thun zu können. So oft daher ein Transport von Gefangenen kam, war er ſtets der Erſte auf dem Platze, und: „Sind keine Deutſche da!" blieb ſeine nächſte Frage. Aus Liebe zu ſeinem alten Vaterlande wünſchte er, daß den Deutſchen, die etwa kommen würden, recht viel mangeln möchte, damit er ihnen nach Herzensluſt Gutes erweiſen könnte. Eines Tages kamen nun wirklich mit vielen Franzoſen 16 Rheinländer, baden'ſche Offiziere, die unter Napoleon gedient hatten, als Gefangene. Sie waren ermattet, krank, hatten erfrorene Glieder und ſchlechtgeheilte Wunden, dazu kein Geld, keine Kleidung und keinen Troſt. Mit ſchwerem Kummer belaſtet ſtanden ſie da im fremden unheimlichen Lande, das ihre Sprache nicht verſtand, und wußten nicht, was aus ihnen werden ſollte. Da rief plötzlich Egetmayr mitten unter

ihren Haufen hinein ſein freundliches: „Sind keine Deutſche da?“ Er mußte zum zweiten Male fragen, denn ſie konnten vor Staunen über das ſüße deutſche Wort in Aſien ſich nicht gleich faſſen. Und als er hörte: Deutſche genug! und von jedem erfragte, wo er her ſei? und einer ſagte: von Mannheim am Rheinſtrome, als wenn er nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, und ein anderer ſagte: von Bruchſal, und ein anderer: von Heidelberg, und ſo fort, da war Niemand glücklicher als er. Und als ſie ihn als ihren Landsmann erkannten, traten Thränen der Freude und Wehmuth Allen in die Augen; er aber führte ſie im Triumphe in ſeine Wohnung, und bewirthete ſie, ſo gut es ihm augenblicklich möglich war. Dann eilte er zu dem Statthalter, und bat, ſeine Landsleute behalten zu dürfen. Es wurde ihm geſtattet. Darauf lief er in der Stadt herum und ſuchte für die, welche in ſeinem Hauſe nicht unterkommen konnten, bei Freunden und Bekannten Quartiere aus. Endlich ging's an die Kleider und Wäſche der lieben Gäſte, daß auch hier für das Nothwendige geſorgt würde. Bald ſaßen alle 26 Geſellen, und arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsſtücken für die gefangenen Freunde. Vergeblich ſtellten dieſe dem Schneider vor, daß ſie ja nichts beſäßen, um alle dieſe Ausgaben zu vergüten. „Mich entſchädigt die Freude, Ihnen helfen zu können. Benützen Sie Alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an!“ erwiederte er kurz. Sodann führte er ſie in der Stadt herum zu ſeinen Freunden, damit dieſe Theil nehmen möchten an ſeiner Freude. Es iſt nicht möglich, all' das Gute aufzuzählen, das er ſeinen Landsleuten erwies. So ſehr ſie aber mit dieſem Allem zufrieden waren, ſo wenig war er es. Jeden Tag fand er daher neue Mittel, die unangenehme Lage der Gefangenſchaft ihnen zu erleichtern, und das fremde Leben in Aſien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburtsfeſt, es wurde an dem nämlichen Tage, nur etwas früher, weil die Uhren in Penſa anders gehen, mit einem Gaſtmahle gefeiert. Kam eine frohe Nachricht vom Vorrücken oder einem Siege der Alliirten in Deutſchland, der Schneider war

der erſte, der ſie wußte, und ſeinen Kindern, er nannte ſeine Freunde nur ſeine Kinder, mit Freudenthränen überbrachte, weil ja ihre Erlöſung nahte. Als einſt Geld zur Unterſtützung der Gefangenen aus ihrem Vaterlande ankam, war ihre erſte Sorge, die Auslagen ihrem Wohlthäter zu vergüten. „Kinder!“ ſagte er, „verbittert mir meine Freude nicht!“ „Vater Egetmayr,“ antworteten ſie, „thut unſerem Herzen nicht wehe!“ Da machte er ihnen zum Schein eine Rechnung, um ſie nicht zu betrüben, und das Geld wieder zu ihrem Beſten anzuwenden. Endlich ſchlug die Stunde der Erlöſung. Jetzt geſellte ſich aber zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung und der Noth; denn es fehlte an Allem, was zur Verſorgung auf eine ſo weite Reiſe und in den Schreckniſſen des ruſſiſchen Winters, in unwirthbaren Gegenden, nöthig war. Die 13 Kreuzer, welche täglich zur Verpflegung eines Mannes während der Reiſe durch Rußland ausgezahlt wurden, reichten nicht hin. Still und nachdenkend ging daher in dieſen Tagen der ſonſt ſo fröhliche Schneider herum, und war wenig zu Hauſe. Auf einmal kam er mit freudigem Antlitze ſchnell zurück, und rief: „Kinder! nun iſt Rath geſchafft, Geld iſt da!“ Er hatte für 2000 Rubel ſein Haus verkauft, um Reiſegeld für ſeine Landsleute zu bekommen. „Ich will ſchon eine Unterkunft finden,“ ſagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutſchland kommt.“ Zum großen Troſte der edeln Gefangenen wurde jedoch der Kauf wieder rückgängig gemacht, darum brachte er auf eine andere Art einige hundert Rubel zuſammen, und nöthigte ſie, was er von koſtbarem ruſſiſchem Pelzwerke beſaß, mitzunehmen, um es unterwegs im Nothfalle verkaufen zu können. Der Abſchied war ſchwer, und unter tauſend Segenswünſchen und Thränen des Dankes und der Liebe ſchieden ſie von einander. Dies ſei ihm der ſchmerzlichſte Tag ſeines Lebens, geſtand Vater Egetmayr. Die Reiſenden ſprachen unterwegs unaufhörlich von ihrem Vater in Penſa; und ſchickten, als ſie in Bialyſtock in Polen wohlbehalten ankamen, und Geld antrafen, mit dem innigſten Danke das vorgeſchoſſene Reiſegeld ihm zurück. Nach ihrer Rückkehr in die Heimath erfuhren ſie, daß Vater Egetmayr

noch einen Bruder in Bretten habe, und wollten gegen dieſen ihre Dankbarkeit beweiſen, allein auch dieſer wies Alles zurück und ſagte: „Mein Bruder hat ſeine Schuldigkeit gethan!“

(Hebel.)

4. Joſeph's Menſchenliebe.

Einſt hatte der Kaiſer ſich auf einem Ritt im Winter von der Jagd zurück verſpätet. Er war um dem Gewühl eines großen Gefolges auszuweichen, nur von einem einzigen Reitknechte begleitet, auf verſchiedenen Nebenwegen raſch nach Wien zu fortgeeilt. Plötzlich ſtürzte der letztere mit ſeinem Pferde in eine ziemliche Vertiefung, die er, da ſie der Wind mit zuſammengewehtem Schnee ausgefüllt, nicht geſehen hatte. Der Kaiſer, durch den Aufſchrei des Reitknechts erſchrocken, hielt an, kehrte um, fragte, rief und hörte endlich das Geſtöhn des Geſtürzten. Sogleich ſtieg er vom Pferde und gab ſich alle erſinnliche Mühe, dem treuen Diener beizuſtehen. Aber die Vertiefung war nicht unbeträchtlich und der Mann ſchien bedeutend verletzt. Es wollte nicht gelingen, ihm aus ſeiner Lage empor zu helfen. Da ſchwang ſich der Kaiſer wieder auf ſein Pferd. Nachdem er dem Reitknecht freundlich zugeſprochen, nur eine kurze Zeit noch Geduld zu haben, ſprengte er nach dem nächſten Dorfe zurück. Hier bot er eilig Leute zur Hilfe auf, und ritt nicht eher nach Wien, bis der Beſchädigte vorſichtig auf einen Wagen gebracht war. Durch die nöthige Hilfe und Pflege war er bald wieder geneſen.

Nach einem ſtarken Thauwetter war bei Wien die Donau über die Ufer getreten, und hatte die ganze Leopoldvorſtadt überſchwemmt. Die Verbindung dieſer Vorſtadt mit Wien ſelbſt war nun ſchon zwei Tage gänzlich unterbrochen, und es fing an, Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen einzureißen, da niemand es wagt, etwas hinüber zu führen. Fürchterliche Eismaſſen wogten auf den Fluthen des wilden Stromes, und bedrohten jeden Kahn mit unvermeidlichem Untergang. Da kam Kaiſer Joſeph heran, ſah die Noth, ſprang vom Pferde und ſtieg unerſchrocken in einen Kahn, welchen drei muthvolle Schiffer leiteten. Glücklich kam er nach Leopoldſtadt hinüber, fragte nach

allem, was nöthig war und eilte durch Eisſchollen und Fluthen nach Wien zurück. Sein Beiſpiel hatte die Möglichkeit der Fahrt gezeigt, und die bedrängten Vorſtädter waren bald mit den nöthigen Lebensmitteln verſorgt.

Joſeph war einmal bei einem feierlichen Gottesdienſt in einer Kirche, und ſollte ſich auf einen Platz ſetzen, der für den Kaiſer allein beſtimmt war. Aber er wollte das nicht, kniete mitten unter den andern Leuten nieder und ſagte: „Vor dem lieben Gott ſind wir alle einander gleich.“

Einſt fuhr Joſeph im Regen aus und ſah einen Mann, der bei dem ſchlechten Wetter weit zu gehen hatte. „Setz Er ſich zu mir in den Wagen, weil wir doch einerlei Weg haben,“ ſagte der Kaiſer. Der Mann war ängſtlich, aber es half nichts, er mußte ſich links neben den Kaiſer ſetzen, der rechts die Zügel führte.

Eine alte Mutter bat ihn, ihren Sohn von den Soldaten loszulaſſen, und ſprach: „Guten Tag, Herr Kaiſer! Ich wünſche, daß der Herr Kaiſer noch fein geſund iſt! Was macht die Frau Mutter? Iſt ſie auch noch fein geſund?“ Ei, wie darf denn eine gemeine Frau ſo ſprechen mit einem Kaiſer? Das iſt kein Unrecht, dachte Joſeph, freute ſich herzlich darüber, ſchenkte ihr einige Goldſtücke und ſagte: „Gute Frau, außer Dir hat mich auf meinen Reiſen noch niemand nach meiner Mutter gefragt. In eilf Tagen ſollſt Du Deinen Sohn wieder zu Hauſe bei dir haben.“

Bei Gelegenheit einer Feuersbrunſt an der Marxer Linie in Wien am 27. Februar 1766 begab ſich Joſeph ſchleunigſt an den Ort der Gefahr, und hinterließ auf jedem Schritt Troſt und Hilfe. „Ich war Menſch,“ ſagte er bei dieſer Gelegenheit, „ehe ich Kaiſer geworden bin, und das iſt meine ſchönſte Eigenſchaft.“

Joſeph verſtand es nicht bloß, Bekümmerte zu erfreuen, ſondern auch die Freude des Fröhlichen zu erhöhen. Auf der Reiſe nach Frankreich im Jahr 1777 traf er unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein in einem Poſthauſe ein, deſſen Beſitzer ihn bat, ſich eine Zögerung der Fortreiſe gefallen zu

laſſen, weil er ſeine Pferde weggeſchickt hätte, um Freunde zur Taufe ſeines neugebornen Kindes herbei zu holen. Gern ließ Joſeph ſich die Zögerung gefallen, und bot ſich ſelbſt zum Pathen des Kindes an. Der Poſtmeiſter willigte ein. Wie groß war aber ſein freudiges Erſtaunen, als Joſeph, da ſein Name in das Kirchenbuch eingetragen werden ſollte, ſich als Kaiſer zu erkennen gab, und durch Geſchenke, die er dem Kinde und der Familie machte, die Freude dieſes Hauſes verherrlichte.

Einer kranken, armen Frau half der Kaiſer als rettender Arzt aus ihrer Noth. Als er einſt in einer Vorſtadt Wiens ſpazieren fuhr, ſtreckte ein kleiner Knabe ſeine Hände zu dem vornehmen Wagen empor und rief: „Ach, gnädiger Herr, gebt mir einen Gulden!“ Der Kaiſer ließ halten und fragte den Jungen: „Wozu brauchſt du denn gleich ſo viel Geld?“ Dieſer antwortete: „Ich brauch's für den Doktor. Meine Mutter iſt krank und hat mich fortgeſchickt, einen Doktor zu holen. Aber keiner will für weniger als einen Gulden kommen, und doch iſt meine Mutter ſo ſehr krank. Ach, lieber Herr, ſchenk mir einen Gulden; ich will gewiß in meinem Leben nicht wieder betteln.“ Der Kaiſer gab dem Knaben den verlangten Gulden und ließ ſich von ihm genau ſagen, wo ſeine Mutter wohnte. Darauf fuhr er, während der Knabe davon eilte, einen Arzt zu ſuchen, vor das Häuschen der armen Frau, hüllte ſich, um nicht erkannt zu werden, in ſeinen Mantel und trat in die Krankenſtube. „Ich bin der Arzt, den euer Kind gerufen hat,“ ſprach er zu der Kranken, die ſchwach und bleich in dem ärmlichen Bette lag. Und er erkundigte ſich mitleidsvoll nach ihrem Zuſtand. Dann ſchrieb er am Tiſche einige Worte auf ein Stück Papier und ſagte fortgehend: „Da hab ich Euch ein Rezept verſchrieben, ſchickts in die Apotheke; die Arznei wird Euch gut thun.“ Bald nach ſeinem Weggehen kam der Knabe mit dem wirklichen Arzte. Die Frau wunderte ſich, als ſie einen zweiten Doktor ſah, und der Knabe erzählte nun, was ſich zugetragen, und die Mutter auch. Der Arzt nahm das Rezept und las es. „Der kann gut verſchreiben,“ ſagte er, „Euer Arzt iſt der Kaiſer geweſen und ſein Rezept iſt eine Anweiſung an den Zahlmeiſter

auf fünfzig Dukaten, die Euch ſogleich ausbezahlt werden ſollen.“ Die Freude der armen Frau und ihres Sohnes war groß. Bald erholte ſich die Kranke, da ihr jetzt die beſten Arzneien und die geſundeſten Speiſen gereicht werden konnten. Und mit inbrünſtigem Danke lobte ſie Gott, der einen rettenden Engel in ihr Haus geſandt hatte.

Auf einer Reiſe durch eine entlegene Provinz machte Joſeph in einem Städtchen Mittag, und ruhete ein paar Stunden, da die Hitze ſehr groß war. Inzwiſchen hatte ſich eine große Menge Volkes verſammelt, um den Kaiſer zu ſehen. Tiefe Stille herrſchte, als er zu dem vorgefahrenen Reiſewagen hinſchritt, und die Umſtehenden freundlich grüßte. Da hörte er ein mehrmaliges „Ach!“ Gleich ſah er ſich um und fragte, ob jemand ein Unglück begegnet ſein möchte. Die Seufzer kamen von einem Invaliden her, welcher im Feldzuge von 1757 ſein Geſicht eingebüßt hatte. Derſelbe befand ſich unter den Anweſenden und fühlte mit großem Schmerze ſein Unglück, den Kaiſer nicht ſehen zu können. Joſeph kehrte ſogleich in das Haus zurück, und befahl, den Invaliden vor ihn zu führen. Er fragte ihn theilnehmend nach allen Umſtänden ſeines Lebens, reichte ihm dann beide Hände, belobte den alten Graubart, und forderte ihn auf, ſich eine Gunſtbezeigung zu erbitten. „Ew. Majeſtät Gnadenſold nährt mich, kümmerlich zwar, aber ich darf auf nicht Mehreres Anſpruch machen, und ich bin mit Wenigem zufrieden. Nun aber Ew. Majeſtät freundlich zu mir geredet und mir die kaiſerliche Hand gereicht haben, bedarf ich vollends keiner Gunſt weiter. Nun möge der Himmel mich, wenn er will, laſſen im Frieden fahren!“ Joſeph reiste ab. Dem Invaliden aber ließ er ein anſehnliches Geſchenk und eine Erhöhung ſeines Gehaltes verabreichen, die auch der Wittwe desſelben verbleiben ſollte.

Joſeph kam einſt zu einem Offizier, der arm und Vater von zehn Kindern war und gleichwohl eine verlaſſene Waiſe zu ſich genommen hatte. Gerührt von deſſen Edelmuth ſprach er: „Alle dieſe Kinder ſollen von mir verpflegt werden, und Sie ſollen ihnen ferner ein Beiſpiel der Tugend und Ehre ſein. Ich

werde für jedes jährlich zweihundert Gulden anweiſen. Gehen Sie morgen zu meinem Schatzmeiſter; er wird Ihnen das erſte Vierteljahr zahlen."

5. Henry Pierce.

Eine grauenhafte Eiſenbahnfahrt wird von San Franzisko in folgender Weiſe erzählt: „Die Linie der Pacificbahn zieht ſich bekanntlich durch ein von Indianerſtämmen bewohntes Territorium, die dabei blieben, die Lokomotiven für phantaſtiſche Ungeheuer anzuſehen, welche der „große Geiſt" zur Vertilgung der Rothhäute fabrizirt hat. Schon mehrmals hatten die Indianer die Züge aus dem Geleiſe zu bringen geſucht; ſie waren dabei von einem ihrer wildeſten Häuptlinge, einem Cherokee Indianer, Maha, mit dem Beinamen „der Spottvogel" angeführt. Alle ihre Verſuche mißglückten; Maha wechſelte ſeine Angriffsweiſe. Am 2. Juni 1872 legte er ſich bei der Linie in Hinterhalt, und es gelang ihm durch außerordentliche Gewandtheit, ſich auf einen Wagentritt des hier nach New-York fahrenden Zuges Nr. 76 zu ſchwingen. Er ſchob ſich längs des Zuges bis zur Lokomotive, tödtete den Heizer mit einem Hiebe des Tomahawk, den Mechaniker mit einem Meſſerſtich, ſkalpirte ſie und ſprang auf den Tender, indem er die Skalpe ſchwang und einen wilden Kriegsgeſang heulte. Die Bahnwärter ſtaunten, als ſie den Zug mit unſinniger Geſchwindigkeit und dem ſonderbaren Maſchiniſten vorüber ſauſen ſahen. Die Reiſenden ſtießen Schreckensſchreie aus; die Lage war in der That furchtbar; ſie flogen ihrem gewiſſen Tode entgegen. Endlich opferte ſich ein Marineoffizier, Namens Henry Pierce, um die andern zu retten. Er ergriff einen Dolch, ging auf dem Wagentritt den Zug entlang und ſprang auf die Maſchine. Der Häuptling ſtieß ſein Kriegsgeſchrei aus, indem er den Tomahawk ſchwang, und nun begann auf den Leichen des Heizers und des Mechanikers ein Kampf Mann gegen Mann. Alle Reiſenden lehnten ſich aus den Fenſtern und verſuchten mit einer leicht begreiflichen Angſt den Vorgang mit anzuſehen. Nach einer Minute fiel Herr

Pierce ſchwer verwundet zu Füßen des „Spottvogels“, der ihn in einem Augenblicke ſkalpirte. Aber während er nun die Kopfhaut des Beſiegten ſchwang und ein Triumphgeheul ausſtieß, hatte Pierce, der noch lebte, die Kraft, ſich zu heben und ihm ſein Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen. Der Häuptling fiel todt auf das Geleiſe. Herr Pierce ſchleppte ſich bis zur Kurbel, ſtellte den Dampf ab, und nun fiel auch er wieder hin. Der Zug hielt. Man eilte ſofort dem braven Offizier zu Hülfe, allein es war zu ſpät. Zwei Stunden nachher gab er ſeinen Geiſt auf.“

Mitleid gegen Thiere.

1. Alexander der Große.

Ein macedoniſcher Soldat führte einen Mauleſel, der in einigen Säcken Gelder für Alexander trug. Er ſah, daß das Thier beinahe unter der Laſt niederſank; mitleidig nahm er ſie vom Rücken des Maulthiers, und ſchleppte die Laſt ſelbſt bis zu des Königs Zelt hin. Alexander war unbemerkt Zeuge des Vorfalls geweſen. Jetzt trat er hervor, und rief dem Soldaten zu: „Faſſe Muth, braver Mann! und trage die Geldſäcke vollends unter dein Zelt; du biſt werth, ſie zu beſitzen!“

2. Das Rebhühnerneſt.

Philipp Grieſer, der Sohn eines vermöglichen Landmannes in Schwaben, betrachtete oft bei ſeinen Arbeiten auf dem Felde die bunten Käfer, die ſchönen Schmetterlinge, die fröhlichen Vögel, wie ſie ſich alle erfreuten in Gottes herrlicher Schöpfung und ſein Herz wurde dann voll des Lobes der Güte, Weisheit und Allmacht Gottes; ſein Auge glänzte von Freude und Dank. Eines Tages erhielt Philipp von ſeinem Vater den Auftrag, auf einem Acker Klee für das Vieh zu mähen; froh und munter ging er an die Arbeit. Schon hatte er eine große Strecke ab-

gemäht, als plötzlich nicht fern von ihm ein Rebhuhn aufflog, und in einem benachbarten Acker wieder einfiel. „Da iſt gewiß ein Neſt," dachte Philipp, legte ſeine Senſe behutſam bei Seite, und ſchlich zu der Stelle, von welcher das Rebhuhn aufgeflogen war; er hatte ſich in ſeiner Meinung nicht getäuſcht, es lagen Eierlein im Neſte. Aber was that nun Philipp? Er zieht ſich ſchnell zurück, nimmt ſeine Senſe und geht auf eine andere Seite des Ackers, bedauernd, daß er die alte Henne von ihrem Neſte verſcheucht hatte. „Soll ich weiter mähen," dachte er bei ſich ſelbſt, „und die Eier mit nach Hauſe nehmen? Nein, das gute Thier ſoll ſein Neſt behalten, damit es ſeine Eier ausbrüten kann." Er trug ſodann den abgemähten Klee nach Hauſe, erzählte dem Vater, was er geſehen habe, und bat ihn zugleich, nicht mehr auf jener Stelle mähen zu laſſen, bis die Eier ausgebrütet ſeien. Der Vater lobte, was ſein Sohn gethan hatte, und ſagte, ſie wollen nun in einigen Tagen wieder an jene Stelle gehen und nachſehen; und als ſie nach acht Tagen kamen, fanden ſie nur noch die Schalen der Eier, die jungen Thierchen hatten ihr enges Gehäuſe verlaſſen.

2. Des Vogels Klage.

„Du ſchöner, lieber Vogel, was fliehſt du ſo vor mir?"
Es gibt gar böſe Kinder, d'rum flieg' ich fort von dir.

Es gibt gar böſe Kinder, die thun uns alles Leid;
Uns fangen, quälen, morden, bringt ihnen Luſt und Freud'.

Wir leſen Bäum' und Fluren euch vom Geziefer rein;
Wir ſingen ſchöne Lieder, die Menſchen zu erfreu'n.

Doch ach! die böſen Kinder, die fragen nichts darnach:
Für unſer Wohlthun danken ſie uns mit Ungemach.

Im tiefſten Waldesdunkel, im dichteſten Geſträuch
Birgt ſich und birgt ſein Neſtlein der Vogel ſcheu vor euch.

Im Wald, im Dorngebüſche macht ihr noch auf ihn Jagd
Und würget ſeine Jungen; das ſei vor Gott geklagt!

Gäb's keine böſen Kinder, wär' jedes fromm und mild,
Wir flöhen nicht ſo ängſtlich, wir wären nicht ſo wild!

Wir kämen, wo ihr riefet, euch gern und ſicher nach,
Wir folgten, ließ't ihr offen, euch ſelbſt in's Schlafgemach;

Auf Kopf und Schultern wählten bei euch wir unſern Stand,
Wir pickten, was ihr gäbet, euch treulich aus der Hand.

Gäb's keine böſen Kinder, wir wären euch ſo gut! —
Doch gibt es böſe Kinder; d'rum ſind wir auf der Hut.

(Philipp Sayer.)

3. Beſcheidene Bitte an die Menſchen.

Bitte, ſtillet unſre Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brot!
Alle Dächer, Hecken, Wälder,
Alle Wege, alle Felder,
Wo ein Futterkörnchen ſteckt,
Alles iſt mit Schnee bedeckt,
Alle Nahrung iſt verſchüttet,
Und ein hungernd Völkchen bittet:
Bitte, ſtillet unſre Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brot!

Bitte, ſtillet unſre Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brot!
Kehrt der ſchöne Frühling wieder,
Singen wir Euch frohe Lieder,
Hüpfen friſch von Aſt zu Aſt,
Picken ohne Ruh und Raſt
Raupen, Frucht- und Blüthenfreſſer,
Daß ſich füllen Scheun' und Fäſſer.
Bitte, ſtillet unſre Noth,
Bitte, bitte, gebt uns Brot!

Naturbetrachtungen.

Es iſt ein ſchöner Sommernachmittag; ich entrinne der dumpfigen Stube, dem Qualm der Stadt, dem Irren und Jagen der Menſchen und ſuche die duftigen Hallen der im ſchönſten Sommerſchmucke prangenden Flur. Wie ſelig wird's mir um's Herz! Es iſt, als ſpiegle ſich die Ruhe und Erhabenheit der Natur in meinem Gemüthe. Ich befinde mich im majeſtätiſchen Dome Gottes, wo erhabener als die ſchönſten Orgelklänge, das Flüſtern, Summen, Schwirren, Singen, Jubeln und Jauchzen der verſchiedenartigſten Weſen mich zur Andacht ſtimmen und zu Gott erheben, wo tauſend Stimmen mir zurufen, tauſend Weſen mich mahnen:

Du biſt der Prieſter, der im Dome Gottes waltet, und wir ſind Weſen, die alle demſelben erhabenen Geiſte ihr Leben danken, die, wie du ihres Daſeins Kreiſe vollenden und doch ſo oft hülflos der Willkür und dem Unverſtande des Menſchen ausgeſetzt ſind, der ſeiner Stellung Hoheit nicht erkennt!" Welch Vorwurf und doch nur zu gerechtfertigt! Wie mißkenne ich meinen hohen, göttlichen Beruf in meinem Verhalten gegenüber der Thier- und Pflanzenwelt und wie unglücklich mache ich mich ſelbſt durch Mißkennung und Verachtung jener Weſen, die ſo bereitwillig mir von der Weisheit und Erhabenheit des Allmächtigen predigten, wenn ich nicht in ſtrafbarer Ueberſchätzung ſie verfolgen und verachten würde. Ich möchte mich tröſten mit dem Wahne, daß jene mir untergeordneten Weſen keine oder wenig Empfindung haben, daß ſie durch göttliches Geſetz meiner Willkür preisgegeben ſeien, daß ihr Leben überhaupt mir nichts Intereſſantes und Anziehendes biete, daß Viele nur zum Schaden Anderer da ſeien und ſchonungsloſe Verfolgung verdienen. Doch es iſt nur ein leerer Wahn. Unterſuche ich das Innere der Pflanze mit dem Vergrößerungsglas, wie kunſtreich iſt da Zelle an Zelle gebaut, wie weislich die verſchiedenen Theile nebeneinander

gereiht, wie intereſſant erſt das Leben und Wachſen der Pflanze, wie kreist der Saft, das Pflanzenblut, in ihrem Körper auf und ab, wie athmet ſie begierig Luft ein und aus, wie vermag ſie aus unorganiſchen, der Erde und Luft entnommenen Stoffen organiſche zu bereiten! Welch Künſtler ſteht in einer ſolchen Pflanze vor mir da! Aber noch nicht genug, ſelbſt Bewegung hat die Pflanze! Berühre ich die zarten Blättchen der Mimoſen, ſo falten ſie ſich blitzſchnell zuſammen und getrauen erſt ſich wieder empor zu richten, wenn ſie aller Gefahr entronnen ſind; greife ich nach den Kapſeln des bekannten „Rühr mich nicht an", ſo ſpringt dieſelbe plötzlich auseinander, gleichſam als wollten ſich die furchtſamen Sämchen in den ſchützenden Boden retten. Viele Blüthen, wie die „Vogelmilch" und Andere, ſchließen des Abends, wenn die ſorgende Mutter, die Sonne, hinter die Berge geſunken, ihre müden Köpfchen und halten einen Schlaf, wie wir Menſchen; andere falten ſich zuſammen, wenn die liebe Mittagsſonne etwas zu ungeſtüm und heiß auf ſie hernieder ſcheint, noch andere zeigen eine ſolche Anhänglichkeit an die Himmelskönigin, ihre Wohlthäterin, daß ſie Blumen und Blätter ihr beſtändig zuwenden und ihr mit ihrem holden, roſigen Geſichtchen zulächeln. Wer findet da nicht Leben und Empfindung in der Pflanzenwelt, wer hätte da nicht eine Ahnung von einer Pflanzenſeele, die dieſe holden Geſchöpfchen ſich zum Wohnort auserkoren.

Und nun erſt die Thiere! Vom unſcheinbaren Würmchen, das langſam im Graſe ſich fortbewegt, bis hinauf zum ſeelenvollen Sänger des Waldes, der pfeilſchnell die Lüfte durchmißt oder dem noch kunſtreicher organiſirten Thiere, dem Säugethier, was haben dieſe nicht oft gelitten! Wenn ſie ſchreiben könnten, ganze Haufen von Anklageakten würden uns entgegenſtarren, aus denen der Beobachter ein ganzes Syſtem der ausgeſuchteſten und furchtbarſten, abſichtlich oder unabſichtlich ausgeführten Folterqualen zuſammenſtellen könnte. Und doch haben wir hier Weſen vor uns, die jene, die pflanzlichen, noch weit übertreffen. Wer ſtaunt nicht über das Johanniswürmchen, das in finſtrer Nacht ſein Laternchen trägt! Wen entzückt nicht die Farben-

pracht des Schmetterlings, der einem fliegenden Blatte gleich von Blume zu Blume ſchwebt und mit denſelben in Pracht und Schönheit wetteifert, der, bevor er ſeinen Leib zur Ruhe legt, in aufopferungsfähiger Liebe für ſeine Nachkommen ſorgt und ſeine Eier an die geſchützte Unterſeite eines Blattes heftet und dann im Bewußtſein treu erfüllter Pflicht hinſtirbt!

Wenden wir uns zu den Ameiſen und Bienen. Welch reiches Leben! Die Arbeitſamkeit, der raſtloſe Eifer, die Geſetzmäßigkeit und Ordnungsliebe, der willige Gehorſam! Würde da nicht mancher Menſch, nicht manche Familie und mancher Staat zu Schanden werden! Oder ſchenken wir etwelche Aufmerkſamkeit den uns verhaßten Fliegen, die in frechem Uebermuthe ſich überall zudrängen. Die Stubenfliege fühlt ſich angelockt vom Speiſengeruch im Zimmer, ſie weiß dasſelbe ſicher zu finden, ihr bleiben auch die ſüßen und angenehmen Speiſen nicht verborgen zum Aergerniß der emſigen Hausfrau. Die Fliege ſetzt ſich auf Stirn und Naſe des ausruhenden Mittagsſchläfers, ſie weiß allen Streichen desſelben geſchickt auszuweichen und kehrt ſogleich wieder, wenn ſie ſich ſicher glaubt; ſie entwickelt Muth, Energie und Ausdauer, trotz manchem Menſchen. Wer könnte ſich nicht unterhalten an dem kunſtreichen, blitzſchnell entworfenen Gewebe einer Spinne, die beim Fangen ihrer Beute eine ſtaunenswürdige Klugheit und Geſchicklichkeit entwickelt, die ihr luftiges Netzlein gerade da hinzaubert, wo Fliegen und Mücken durchzufliegen belieben und die beim Herannahen eines ihr überlegenen Feindes ſchon den bergenden Ort wieder aufgefunden! Belauſchen wir erſt die ſeelenvolle Sprache der Vögel; Luſt und Freude, Kinderglück und Gattenliebe, Sehnſucht und Hoffnungsloſigkeit, Entſchloſſenheit und Muth, es ſprechen ſich alle dieſe Stimmungen in ihrer Sprache aus; dem Schöpfer dankend, ſteigt die Lerche, einer Singrakete gleich, jubilirend in den blauen Aetherraum; die verſchiedenſten Gefühle und Stimmungen ausdrückend, ſitzt die geſchwätzige, die verſchiedenſten Laute nachahmende Staarenfamilie auf weithinäſtigem Baume. Wer wollte da noch zweifeln an einer Seele, die im Thiere wohnt und die uns zum Studium all der uns umgebenden Weſen

auffordert. Der Geiſt iſt's, der lebendig macht und der auch aus dem ſcheinbar Todten uns entgegentritt. Wo wir gehen, wo wir ſtehen, bietet ſich uns des Neuen und Intereſſanten in Menge; überall göttliches Walten, Leben und Weben, je mehr wir ſuchen und forſchen, deſto intereſſanter erſcheinen uns all dieſe Weſen, deſto höher erſcheint uns die göttliche Weisheit und deſto glücklicher finden wir uns, die wir mit göttlicher Vernunft begabt uns all dieſer Herrlichkeit freuen können und überall die göttliche Geſetzmäßigkeit vor Augen haben. Wir fühlen uns als Ring in einer Kette, in der ohne Nachtheil kein Glied verloren werden darf und kann. In ſolcher Stellung des Menſchen zur Natur trägt jedes Weſen, wenn es auch noch ein ſo unſcheinbares Ding iſt, an ſeiner Stirn geſchrieben:

„Verſchone mich und pflege mein, dann biſt du Prieſter der Natur!
Betrachte und ſtudire mich, dann geheſt du auf Gottes Spur!"

b. Lehren.

Die Liebe.

Hätt' ich Menſchen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir geſungen,
Wie ein Sternen-, wie des Himmels Sang,
Und mir fehlete die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich ſind meine Lieder todter Schellenklang.

Alles deckt ſie, glaubt ſie, hofft ſie, duldet,
Duldet alles, was ſie nie verſchuldet,
Liebe, du wirſt bleiben, du allein.
Alle Gaben werden ſchwinden,
Sprachen ſchwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntniß; Liebe nur wird ſein.

Jetzt im Räthſel, jetzt im dunkeln Spiegel,
Einſt erſcheinet uns der Wahrheit Siegel
Wirklich Angeſicht zu Angeſicht.

Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe;
Doch die Liebe
Iſt die größte aller, Liebe nur weicht nicht. (Herder.)

In dem einzigen Worte „Liebe“ iſt das ganze Chriſtenthum. Die Liebe „erfüllt das Geſetz und die Propheten.“ Die Liebe iſt die Religion, und zwar die ganze Religion, und alles Andere, das nicht Liebe iſt, iſt keine Religion. Religiös iſt, wer liebt, d. h. „wer ſein Leben verliert“ um der Brüder willen; irreligiös iſt, „wer ſein Leben behalten will“ um ſeiner ſelbſt willen. Gott iſt die Liebe, und das Lieben iſt göttlich. Dieſe Religion hat Chriſtus nicht nur gelehrt, ſondern gelebt; in ihm iſt dieſe Liebe That geworden in ſeinem Leben und in ſeinem Tod.

Lerne lieben! Zürnend ruft er's vom Kreuz der entarteten Chriſtenheit zu, die in unfruchtbarem Streit über Glaubensſätze ſich ſelber zerfleiſcht, und die vergißt, daß das Chriſtenthum gar nichts Anderes als die Liebe iſt, wie ſie ſich auf Golgatha in ihrer ganzen welterlöſenden Kraft geoffenbaret hat.

Lerne lieben, um den Brüdern zu dienen! Keiner glaube, wir ſeien auf Erden, um uns ſelber zu leben, um unſeren Nutzen zu fördern und unſere Luſt zu ſuchen. Nein, ſondern wir ſind dazu da, um den Andern zu dienen, unſere beſten Kräfte, unſere koſtbarſte Zeit dem Wohl unſerer Mitmenſchen zu widmen in unermüdlicher Liebesthat, und in treuer Arbeit für den Sieg des Guten und der Wahrheit. Jeder an ſeiner Stelle als Hausvater, Hausmutter, Herr oder Knecht oder Magd, als Lehrer oder Beamter ſoll er ſtets dem Wohl des Ganzen dienen, dann iſt er ein wahrer Chriſt und ein guter Menſch. Dann aber auch wird er nach ſeinem Tode in ſeinen guten Thaten fortleben. Wer alſo ſein Leben im Dienſte des Ganzen verliert, der wird es erhalten. „Ich diene“, das iſt der höchſte, der ſittlichſte Lebensgrundſatz; in ihm iſt alle Religion und alle Tugend enthalten. „Der Größte iſt, wer der Kleinſte iſt, und Aller Diener.“ Das Weſen der Religion beſteht in der ſittlichen That, nicht im Glauben, nicht im Beten und Singen, nicht in Bußübungen und im Kirchendienſt, nicht im Bekennen

und Beſchwören. Alles dieſes Letztere iſt nicht Religion und Sittlichkeit, iſt nicht Gottesdienſt, ſondern nur Menſchendienſt von Seite ſolcher, die unter der geiſtigen Despotie herrſchſüchtiger Menſchen ſchmachten.

„Liebet eure Feinde; ſegnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch haſſen; ſelig ſind die Sanftmüthigen, ſelig ſind, die da hungern und dürſten nach der Gerechtigkeit; ſelig ſind die Barmherzigen; ſelig ſind, die reinen Herzens ſind; ſelig ſind die Friedfertigen; ſelig ſind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; gib dem, der dich bittet, wenn du aber Almoſen gibſt, ſo laſſe deine linke Hand nicht wiſſen, was die Rechte thut. Und wenn du beteſt, ſo ſollſt du nicht thun, wie die Heuchler; ihr ſollt euch nicht Schätze ſammeln auf Erden ꝛc." Das iſt allein das wahre Chriſtenthum; denn es iſt ſittliche That und ſittliches Leben. Nur wer ſolches thut, der iſt ein Chriſt und ein guter Menſch, mag er dabei den oder jenen Begriff oder die oder jene Meinung haben, mag er Chriſtus für einen Menſchen oder für einen Gott halten, mag er an Wunder glauben oder nicht, mag er die Bibel als ein Buch von Menſchen oder als ein Buch von Gott annehmen, mag er Proteſtant oder Katholik, oder Jude oder Heide ſein. Alles das hat bloß Bedeutung für die Prieſterherrſchaft und Herrſchſucht, nicht aber für die wahre Religion. Wo eine Religion in das Streiten um Meinungen, Glaubensſätze, Dogmen ausgeartet iſt, da iſt ſie zum Gegentheil der Religion geworden, iſt ein Schaden der Menſchheit, da dient ſie nicht mehr dazu, zu vereinen, ſondern zu trennen, dient nicht mehr dazu, Liebe zu pflanzen, ſondern Haß, dient nicht mehr dazu, Frieden zu ſtiften, ſondern den Religionskrieg, dient nicht mehr dazu, die Blinden ſehend zu machen, ſondern die Sehenden blind, dient nicht mehr dazu, den Armen ein Evangelium zu ſein, ſondern ein Betrug, dient nicht mehr dazu, die Völker zu befreien, ſondern auszubeuten und zu unterjochen unter die Beuteluſt eines Fürſten; da iſt ſie nicht mehr Sittlichkeit. Die wahre Religion iſt nicht Meinung, ſondern That, iſt nicht Glauben, ſondern Liebe, iſt nicht Beten, ſondern

Arbeiten, iſt nicht Sache des Verſtandes, ſondern des Herzens und des Charakters, wird nicht gelehrt, ſondern vorgemacht, iſt nicht Herrſchen, ſondern Aufopfern und Dienen, iſt nicht Prunk und Prozeſſion, ſondern Armuth und Leiden. Die wahre Religion iſt Aufopferung; zu der Aufopferung werden wir aber nie durch den Verſtand, ſondern nur durch das Mitgefühl gedrängt. Folglich haben die bloßen Begriffe und Meinungen des Verſtandes über Gott, Unſterblichkeit und Geiſterreich nur geringen Einfluß in der Religion. Aufopferung ſeiner ſelbſt iſt nichts Anderes, als eine feine Art mitzufühlen und mitzuleiden, um ſeinem eigenen beſſeren Selbſt auf die edelſte Art genug zu thun. „Wie jeder iſt, ſo iſt ſein Gott.“

Wenn es einem Geiſtlichen und Lehrer um die Religion wirklich ernſt iſt, ſo wird er Mitleiden, Mitgefühl und Barmherzigkeit für die leidende Menſchheit in den Herzen ſeiner Zuhörer erwecken; er wird die Bilder des Elendes und des Jammers, die im Menſchengeſchlecht wie in keinem andern lebenden Geſchlecht in der Schöpfung herrſchen, zeichnen, er wird die Blutſcenen der durch den Ehrgeiz der Fürſten herbeigeführten Völkerſchlachten malen, er wird zeigen, wie $^3/_4$ der europäiſchen Menſchheit noch jetzt ohne allen Unterricht aufwachſen und ein traurigeres Schickſal haben, als das Thier, er wird zeigen, wie Dummheit die Armuth, die Armuth und übergroßer Reichthum das Laſter, das Laſter das Elend hervorbringt; er wird uns in die Hütten und Paläſte zu elenden Menſchen führen, und wenn er es dazu bringt, daß wir helfen, lieben, tragen und erretten, daß wir die Nackenden kleiden, die Hungrigen ſpeiſen, die Durſtenden tränken, die Verzweifelnden erretten, die geiſtig Blinden ſehend machen und die Tauben hörend, dann hat er uns Religion gelehrt und hat uns den wahren Gott geoffenbaret in der Liebe. Dann hat er uns auch von dem allein böſen Geiſt, der Selbſtſucht, befreit, und hat unſere Bruſt mit dem reinſten Glück, mit jenem Gefühl erfüllt, das man Seligkeit heißt. Denn der Menſch und die menſchliche Geſellſchaft haben keinen andern Feind, als die Selbſtſucht und es gibt keine andere Sünde, als die der Selbſtſucht. Wo man aber die Tugend des Menſchen durch Verheißung einer

jenſeitigen himmliſchen Glückſeligkeit erreichen will, da ſpekulirt man auf die Selbſtſucht und zieht den einzigen Feind der Menſchheit groß.

Es gibt keinen andern Weg, die Menſchen zu wirklich uneigennütziger Tugend zu führen, als den, in ihren Herzen das Mitleid und die Liebe zu erwecken. Alle die großen Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes, wie Moſe, Jeſus, Luther, Zwingli, Peſtalozzi, Fellenberg u. A. ſind ſchon von ihren Eltern auf die große Noth des armen und betrogenen Volkes hingewieſen worden, und ſind durch Liebe zu ihren großen Werken der Menſchenliebe bewogen worden. Nicht Glaubensſätze, ſondern Liebe iſt die allein ſichere Grundlage, die von der Natur jedem guten Herzen eingepflanzt iſt! Wer in den Herzen der Menſchen Mitleid erweckt, der pflanzet die Tugend und Religion, der erweckt Gott in den Herzen. Darum, du Lehrer der Religion und Tugend, zeige den Menſchen die Bilder der Noth dieſes Lebens, zeige, daß alle lebenden Weſen aus der gleichen Schöpferhand hervorgegangen, daß alle deine Brüder und Schweſtern ſind, zeige, daß in allen lebenden Weſen das göttliche Weſen iſt und mit ihnen leidet, lehre ſie, in jedem Menſchen ſich ſelbſt zu ſehen, lehre ſie im Kranken, im Sterbenden, im Elenden, im Gefallenen, im Verbrecher, wie im Geſunden, Glücklichen und Guten immer und immer ſich ſelbſt zu erkennen, ſeine eigenen Schwachheiten, Thorheiten, Fehler, Vorzüge und Tugenden zu finden und dabei die Macht des Schickſals zu ſehen. Lehre ſie, daß Religion und Tugend dazu da ſind, um der blinden verderblichen Macht des Schickſals entgegenzutreten, die Wunden zu heilen, die es geſchlagen, die Thränen zu trocknen, die es ausgepreßt. Lehre ſie, zu ſehen, daß alle Menſchen Eine große Familie ſind, worin alle leiden, wenn Ein Glied leidet. Lehre ſie, zu fühlen, daß auch ihnen der Wechſel des Schickſals droht, daß auch ſie „mit des Geſchickes Mächten keinen ewigen Bund flechten" können, ſondern daß die Geſchicke mit furchtbarer Naturnothwendigkeit ſich erfüllen und den kahlen ſchuldigen Scheitel wie das ſchuldloſe Lockenhaupt gleich ergreifen. „Das biſt du!" ſagt der buddhiſtiſche Prieſter, wenn er dem Thiere begegnet.

„Das biſt du!“ Sollen wir noch viel mehr ſagen, wenn wir einem unglücklichen, armen, elenden, leidenden oder gefallenen Menſchen begegnen. „Das biſt du!“ Dieſes einzige Wort vermag die Liebe zu erwecken und mit ihr die Tugend, die Religion und Gott. „Das biſt du!“ Dieſes einzige Wort bringt Licht in die Köpfe, Liebe in die Herzen, Glück und Friede und Ruhe in die Menſchheitsfamilie, es reinigt den Altar und adelt den Thron.

Daß das Mitleid ſich auch auf die Thiere erſtrecken ſoll, verſteht ſich von ſelbſt. Denn auch in ihnen lebt das gleiche göttliche Weſen, wie in uns. Auch ſie haben eine Seele, die leidet und ſich freut. Auch ſie ſind aus der Hand des gleichen Schöpfers hervorgegangen. Wer ein Thier quält, verdient den Namen Menſch nicht mehr.

Die Thiere ſind unſere Mitgeſchöpfe; ſie ſind aus derſelben Schöpferkraft des ewigen Weſens hervorgegangen, wie wir; ſie ſtehen auf derſelben Stufenleiter der Weſen, wie wir, nur tiefer; auch ſind ſie gleich organiſirt, wie wir, ſind Nervenweſen, wie wir; ſie ſehen, hören, riechen, ſchmecken und fühlen, wie wir; ſie haben Vorſtellungen und Begriffe, ſie denken und ſchließen, ſie haſſen und fürchten, ſie ſtreben und wollen — alles nur quantitativ, nicht qualitativ von uns verſchieden. In den Thieren iſt auch etwas Seeliſches, etwas Menſchliches. In ihnen lebt das ewige Weſen, wie in uns, nur nicht gleich hoch, gleich vollkommen; und wer ein Thier beleidigt, und wäre es auch nur eine Ameiſe, beleidigt das ewige Weſen.

Die Thiere ſind nicht dazu geſchaffen, unſerer Laune zu dienen, ſondern jedes Thier iſt dazu geſchaffen, in der großen Harmonie der irdiſchen Schöpfung einen kleinen Beitrag zur Erhaltung des Ganzen zu leiſten, und wer die große Naturordnung ſieht, in der jedes Geſchöpf nothwendig iſt, der hört zugleich die Sphärenharmonie, von der die Dichter ſingen, der beobachtet dann aber auch Gerechtigkeit und Mitleid gegenüber dem mitgeſchaffenen Weſen.

c. Sprüche.

1. Das Glück der Liebe.

Frage den Leidenden, ob er Schmerzen fühle, wenn er für eine Geliebte, einen Freund arbeiten kann. Frage ihn, ob er elend iſt in dem Augenblicke, wenn er um ſie zu retten, ſich ſelbſt in Gefahr wirft. Frage ihn, ob er ſich mit allem Golde der Welt die Süßigkeit des Bewußtſeins einer Edelthat abkaufen laſſen würde. Frage die gute Mutter, wenn ſie am Krankenlager des Kindes bange Nächte durchwacht, ob ſie es jemals bereut, wenn ſie ſich um die Erquickung des Schlummers gebracht. — Der Schmerz, den du als Menſch und Bürger leideſt, indem du für Anderer Wohl duldeſt, ſteigert die Kraft deiner inneren Seligkeit. Je größer dein äußeres Opfer, deſto größer deine innere Seligkeit. Der Schmerz ſelbſt verwandelt ſich in Glück, vermehrt deine Würde und erhöht deine That.

2. Das Mitleid.

Mitleid! Heil dir, du Geweihte!
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallſt du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Thauſt wie Balſam milde Zähren,
Hebeſt das zerknickte Rohr.
Wie zu Hyllius Altären,
Blickt die Noth zu dir empor.

Deine Hülfe ſtillt ihr Flehen;
Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünſche, brennſt du, auszuſpähen,
Spendeſt, wenn der Mangel bat;
Spendeſt Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindeſt loſer deine Garben
Vor der Aehrenleſerin.

In verarmter Wittwen Krüge
Schütteſt du der Stärkung Wein,
Prägſt des Lächelns heit're Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebſt erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tiefbeſchneiten Damm,
Und verpflegſt in ſicherer Hürde
Deines Nachbars irres Lamm.

Sorglich ſtreuſt du vor die Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus;
Nöthigſt zu des Heerdes Feuer
Pilger in dein wirthlich Haus;
Herbergſt an des Strohdachs Balken
Prognens federloſe Brut;
Schirmeſt Täubchen vor dem Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth.

Du entführſt die junge Waiſe
Ihrer Mutter Raſengruft;
Jeden Seufzer, noch ſo leiſe,
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft, wie thauige Hyaden,
Blickſt du auf das Findelkind,
Reichſt ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth.

Herzen, die der Harm zerriſſen,
Hegſt du mit beſorgter Treu';
Rückeſt der Geduld das Kiſſen
Auf des Schmerzenlagers Streu;
Schonſt des Schlummers, nahſt auf Socken;
Kühlſt mit deinem Palmenreis;
Trockneſt mit ergoßnen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

Bleib bei uns, bis einſt die Hefe
In dem Thränenkelch verſiegt;
Kränze bleicher Trübſal Schläfe,
Die an deinen Schoß ſich ſchmiegt;
Herze ſie mit Ammenarmen,
Sei umſtürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab. (Salis.)

3. Der Liebe Dauer.

O lieb, ſo lang du lieben kannſt,
O lieb, ſo lang du lieben magſt,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt.

Und ſorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein and'res Herz
In Liebe warm entgegenſchlägt.

Und wer dir ſeine Bruſt verſchließt,
O thu' ihm, was du kannſt, zu lieb,
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb.

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald iſt ein böſes Wort geſagt;
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der and're aber geht und klagt.

O lieb, ſo lang du lieben kannſt,
O lieb, ſo lang du lieben magſt,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt.

Dann knieſt du nieder an der Gruft
Und birgſt die Augen trüb und naß —
Sie ſehn den andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und ſprichſt: „O ſchau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergib, daß ich gekränkt dich hab',
O Gott, es war nicht bös gemeint."

Er aber ſieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängſt,
Der Mund, der oft dich küßte, ſpricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längſt!"

Er that's, vergab dir lange ſchon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort;
Doch ſtill — er ruht und iſt am Ziel.

O lieb, ſo lang du lieben kannſt,
O lieb, ſo lang du lieben magſt,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt. (Freiligrath.)

4. Die Menſchheit zu lieben, iſt ein leerer Gedanke, aber in dem einzelnen Menſchen den Repräſentanten der ganzen Menſchheit zu lieben, iſt eine Seligkeit, die nur erhabenere Seelen verſtehen. (Mahlmann.)

5. Nur durch Liebe iſt Freude und wahres Glück zu erlangen. Die Liebe erſchaut überall das Leben; beim einſamen Haß wohnen nur der Schmerz, der Tod und der Fluch. (L. v. Voß.)

6. Nie wirſt du ſelbſt heiter ſein, als in jenen Momenten, wo du fühlſt, daß die Gottheit dich gewürdigt hat, Andere zu erheitern.

7. Wie lieblich ſcheint die Sonne uns des Nachts,
Wenn uns ihr Glanz vom Mond hernieder dämmert!
Es iſt der Sonne Licht und nicht des Mondes,
Ob er gleich nahe iſt und ſie — verſchwunden.

Haſt du ein gutes Werk gethan, und lächelt
Ein Menſchenantlitz dir aus Thränen zu —
Dann ſieh der Gottheit mittelbares Antlitz
Doch auch, ſo ſanft wie Sonnen-Mondeslicht.
(L. Schefer.)

8. Hilf und gib gerne, wenn du haſt, und dünke dich darum nicht mehr; und wenn du nichts haſt, ſo habe den Trunk kalten Waſſers zur Hand, und dünke dich darum nicht weniger. (Claudius.)

9. Es gibt immer noch wohlthätige Menſchen, und wer einmal ſo glücklich iſt, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht! (L. Börne.)

10. Je mehr Gottes- und Menſchenliebe, deſto weniger Selbſtliebe; — je ſchneller ſich ein Wandelſtern um die Sonne bewegt, deſto langſamer dreht er ſich um ſich ſelbſt. (Jean Paul.)

11. Es gibt nur Ein Laſter: Die Selbſtſucht,
Und es gibt nur Eine Tugend: Die Selbſtverleugnung.
(Fichte.)

12. Liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt. (3. Moſ. 19, 18.)

13. Achte Jedermann, er ſei gering oder vornehm.
(Sir. 5, 18.)

14. Dein Haus ſei für Jedermann von allen Seiten offen.
(Spr. der Vät. 1, 5.)

15. Laß die Weinenden nicht ohne Troſt, ſondern traure mit den Traurigen. (Sir. 7, 38.)

16. Was du willſt, daß man dir thue, das thue einem Andern auch. (Tob. 4, 16.)

17. Wer ſich rächt, an dem wird ſich der Herr wieder rächen. (Sir. 28, 1.)

18. Stärket erſchlaffte Hände, kräftiget die wankenden Kniee.
(Jeſ. 35, 3.)

19. Liebe den Frieden und ſuche Eintracht mit deinem Nebenmenſchen zu erhalten. (Spr. der Vät. 2, 4.)

20. Der mild Geſinnte gibt freundlich; der Rohe verletzend. (Spr. Sal. 13, 15.)

21. Der iſt ein ſchlechter Menſch, der ſein Angeſicht vom Elend abwendet und ſich Niemandes erbarmt. (Sir. 14, 8.)

22. Was du gibſt, das gib herzlich. (Sir. 35, 11.)

23. Schaffet der Waiſe Recht und führet die Streitſache der Wittwe. (Jeſ. 1, 17.)

24. Auf drei Dingen beſteht die ſittliche Weltordnung: Auf Lehre, Gottesdienſt und Wohlthätigkeit. (Spr. d. Vät. 1, 2.)

25. Seid alleſammt gleichgeſinnt, mitleidig, brüderlich, barmherzig, freundlich. (1. Pet. 3, 8.)

26. Dienet einander ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. (1. Pet. 4, 10.)

27. Den Reichen von dieſer Welt gebiete, daß ſie nicht ſtolz ſeien, auch nicht hoffen auf den ungewiſſen Reichthum, ſondern auf den lebendigen Gott, der uns dargibt, reichlich allerlei zu genießen; daß ſie Gutes thun, reich werden an guten Werken, gerne geben, behülflich ſeien, Schätze ſammeln, ihnen ſelbſt einen guten Grund auf's Zukünftige, daß ſie ergreifen das ewige Leben. (1. Tim. 6, 17—19.)

28. Er ſtreuet aus und gibt den Armen; ſeine Gerechtigkeit bleibet ewiglich. (Pſ. 112, 9.)

29. Wer kärglich ſäet, der wird auch kärglich ernten; wer da ſäet im Segen, der wird auch ernten im Segen. (2. Cor. 9, 6.)

30. Laſſet uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu ſeiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören. Als wir dann nun Zeit haben, ſo laſſet uns Gutes thun an Jedermann. (Gal. 6, 9. 10.)

31. Kommet her, ihr Geſegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet iſt von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig geweſen und ihr habt mich geſpeiſet. Ich bin durſtig geweſen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gaſt geweſen, und ihr habt mich beherberget. Ich bin nackend geweſen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank geweſen, und ihr habt mich beſuchet. Ich bin gefangen geweſen, und ihr ſeid zu mir gekommen. Wahrlich ich ſage euch: Was ihr gethan habt Einem unter dieſen meinen geringſten Brüdern, das habt ihr mir gethan. (Matth. 25, 34—36. 40.)

32. Liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen, bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen; auf daß ihr Kinder ſeid meines Vaters im Himmel. Denn er läſſet ſeine Sonne aufgehen über die Böſen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. (Matth. 5, 44. 45.)

33. Nicht bloß ſiebenmal, ſondern ſiebenzigmal ſiebenmal ſollſt du deinem Bruder vergeben, der an dir ſündiget. (Matth. 15, 21. 22.)

34. So ihr den Menſchen ihre Fehler vergebet, ſo wird euch euer himmliſcher Vater auch vergeben. Wo ihr aber den Menſchen ihre Fehler nicht vergebet, ſo wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben. (Matth. 6, 14. 15.)

35. So deinen Feind hungert, ſo ſpeiſe ihn; dürſtet ihn, ſo tränke ihn. Wenn du das thuſt, ſo wirſt du feurige Kohlen auf ſein Haupt ſammeln. Laß dich nicht das Böſe überwinden, ſondern überwinde das Böſe mit Gutem. (Röm. 12, 20. 21.)

36. Wer ſich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten. (Spr. Sal. 19, 17.)

37. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. (2. Cor. 8, 7.)

38. Wenn Jemand dieſer Welt Güter hat, und ſiehet ſeinen Bruder darben, und ſchließt ſein Herz vor ihm zu; wie bleibet

die Liebe Gottes bei ihm? Laſſet uns nicht lieben mit der Zunge, ſondern mit der That und Wahrheit. (1. Joh. 3, 17. 18.)

Sprüche über Thierſchutz.

1. Freilich nützen die Thiere dem Menſchen, freilich ſind ſie ſeinetwegen geſchaffen; allein dies iſt nicht ihre einzige, nicht einmal ihre vorzüglichſte Beſtimmung. Sie ſind geſchaffen, um Wohlſein zu genießen, denn ſie ſind des Wohlſeins fähig. Aber der Schöpfer verband immer mehrere Endzwecke mit einander; daher ſollen ſie auch die Glückſeligkeit des Menſchen befördern. Befördern nicht auch gegenſeitig die Menſchen das Wohlſein der Thiere? Sind nicht auch ſie wiederum wegen der Thiere geſchaffen? Denn nirgends in der ganzen Schöpfung kann man ſagen: dies iſt das Mittel, dies iſt der Zweck. Alles iſt Mittel, alles Zweck. (W. v. Humboldt.)

2. Schrieb' auch ein Vogel nun einmal Naturgeſchichte,
Wie meint ihr, lauteten vom Menſchen die Berichte?

Daß unter Allem, was zu Vogelſchirm und Schutze
Geſchaffen Gott, der Menſch ſei von geringſtem Nutze;

Und nichts ſei gut an ihm, als daß mit ſeltnem Triebe
Er Bäume pflanze — zwar dem Vogel nicht zu liebe,

Von denen doch alsdann ein Vogel dann und wann,
Wenn ihn der Menſch nicht ſcheucht, ſich Früchte picken kann.
(Fr. Rückert.)

3. Als ich einmal eine Spinne erſchlagen
Dacht' ich, ob ich das wohl geſollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an dieſen Tagen. (Göthe.)

4. Das Herz erbarmt ſich wohl auch der Thiere, aber nur, weil auch das Thier ein Herz hat; die Vernunft dagegen erbarmt ſich ihrer, nicht weil ſie ſich ſelbſt in ihnen findet oder ſie mit den Menſchen identifizirt, ſondern weil ſie dieſelben als

vom Menſchen unterſchiedene, nicht nur um des Menſchen willen exiſtirende, ſondern auch als ſelbſtberechtigte Weſen anerkennt. (L. Feuerbach.)

5. Der Löwe, der Tiger würgt nur, ſeinen Hunger zu ſtillen; aber kein Thier quält das andere zu ſeiner Luſt. Wie iſt denn das fühlende und vernünftige Geſchöpf Gottes, der hohe, herrliche Menſch, ſo unbarmherzig, daß er ſeinen Schützling, das wehrloſe Hausthier, das Pferd und den Stier, die ihm den Acker pflügen und das tägliche Brod verdienen müſſen, daß er das edle Roß, welches ihn in die Schlacht und mit dem letzten Hauche ſeiner Lebenskraft aus der Gefahr, und über Berg und Thal zu dem Orte ſeiner Wünſche und ſeiner leidenſchaftlichen Ungeduld trägt, ſo oft unnützlich, ohne alles Gefühl, ja ohne Sinn und Verſtand zu überbürden und zu martern vermag!

Welch' eine Demüthigung für uns Alle, daß der Menſch den Menſchen ermahnen muß, mit der Kreatur Gottes nicht unmenſchlich und unvernünftig zu ſein!

Es iſt gewiß, daß der Menſch nicht eher und nicht anders gegen Seinesgleichen barmherzig ſein wird, bis er es auch gegen das Thier geworden iſt. Alle todten wie lebendigen Dinge zugleich als Mittel und als Selbſtzwecke zu begreifen und zu fühlen, das iſt Liebe, das iſt Menſchenvernunft. (B. Goltz.)

6. Je mehr von der Natur des Thiers wir ſelbſt verlieren,
Um ſo viel menſchlicher ſind juſt wir mit den Thieren.
(O. S.)

7. Gott hat Alles harmoniſch ſchön in der Welt angeordnet, auch hat er dem Menſchen den Trieb, dies zu erkennen, in's Herz gepflanzt; doch kann der Sterbliche nie ganz ergründen, was Gott erſchaffen von Anfang bis zu Ende. (Pred. Sal. 3, 11.)

8. Wie herrlich iſt die Natur, das Haus des Herrn! Wie weit und groß iſt die Stätte ſeiner Wohnung! Sie hat kein Ende und iſt unermeßlich hoch! (Bar. 3, 24—25.)

9. O, frage die Thiere, ſie lehren es dich, der Vogel in der Luft wird es dir ſagen, oder rede mit der Erde, ſie wird es dir bekunden, die Fiſche des Meeres werden es dir erzählen: wer würde aus all dem nicht erkennen, daß Gottes Hand ſie erſchuf? (Hiob 12, 7—9.)

10. Du, o Herr, liebſt Alles, was in der Welt iſt, und haſſeſt nichts, was du erſchaffen haſt. Du haſt freilich auch nichts hervorgebracht, was du haſſen könnteſt. Wie könnte Etwas beſtehen, wenn du nicht wollteſt? Oder wie könnte Etwas erhalten werden, das du nicht in's Daſein gerufen hätteſt? Du ſchoneſt aber Aller, denn ſie ſind dein, du Spender des Lebens. (Weish. Sal. 11, 25—27.)

11. Der edle Menſch hat auch für das Thier Schonung; das Mitleid des Ruchloſen iſt noch immer Grauſamkeit. (Spr. Sal. 12, 10.)

12. Alle Thiere ſind mein, ſpricht der Herr; das Wild auf dem höchſten Gebirge gleichfalls. Ich kenne alles Vieh auf dem Felde, ebenſo wie die Vögel in den Lüften. (Pſ. 50, 10—11.)

---

2. Streben nach Wahrheit und ſittlicher Veredlung.

a. Beiſpiele: 1. Moſes. — 2. Sokrates. — 3. Jeſus. — 4. Paulus. — 5. Mohamed. — 6. Peter Waldus und die Waldenſer. — 7. Johannes Huß. — 8. Luther. — 9. Zwingli. — 10. Humboldt. — 11. Kant. — 12. Schiller.

1. Moſes. (1665 v. Chr.)

(Nach Schiller.)

Die Gründung des jüdiſchen Staates durch Moſes iſt eine der denkwürdigſten Begebenheiten, welche die Geſchichte aufbewahrt hat, wichtig durch ihre Folgen für die Welt, die noch

bis auf dieſen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den größten Theil der bewohnten Erde beherrſchen, das Chriſtenthum und der Islamismus, ſtützen ſich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne dieſe würde es niemals weder ein Chriſtenthum, noch einen Koran gegeben haben. Durch die moſaiſche Religion wurde eine koſtbare Wahrheit, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet und als ein Gegenſtand des blinden Glaubens ſo lange unter demſelben erhalten, bis ſie endlich in den helleren Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Theil des Menſchengeſchlechtes alle die traurigen Irrwege erſpart, worauf der Glaube an Vielgötterei führen muß. Aus dieſem Grunde muß uns das Volk der Juden als ein wichtiges hiſtoriſches Volk erſcheinen, trotz allen Fehlern dieſer Nation.

Die Ebräer kamen als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über ſiebenzig Seelen zählte, (Jakob und Joſeph ...) nach Egypten, und wurden erſt dort zum Volk. Während 400 Jahren vermehrten ſie ſich zu zwei Millionen, unter welchen 500,000 ſtreitbare Männer waren. Dieſe, von den Egyptern abgeſonderte Menge erweckte die Beſorgniß der egyptiſchen Könige. Dieſe ſuchten durch ſchwere Arbeit und unmenſchlichen Frohndienſt die Vermehrung des Volkes Jakobs zu hindern. In dem kleinen Lande Goſen fehlte der Raum für die armen Juden; Seuchen (der Ausſatz) ſtellten ſich ein. In Folge davon wurden ſie von den Egyptern noch mehr verachtet und geflohen. Die Barbarei gegen die Juden ſtieg noch. Da es aber den Egyptern nicht gelang, die Vermehrung der Juden zu hindern, ſo verfiel ihr König auf den unmenſchlichen und elenden Ausweg, zu befehlen, die neugebornen Söhne der Juden ſogleich durch die Hebammen erwürgen zu laſſen. Aber Dank der beſſeren Natur der Menſchen befolgten die Hebammen dieſen Befehl nicht. Die Regierung beſtellte daher Mörder, die auf königlichen Befehl die neugebornen Knäblein ermordeten. Woher ſollte nun dem armen Volk der Juden der Retter kommen, da es durch einen 300jährigen Druck verzagt, verwildert und verbittert, und durch Dummheit bis zum Thier heruntergeſtoßen war? Unter einem ſolchen Volke

konnte kein heldenmüthiger und kühner Geiſt entſtehen und unter dem Volk der Egypter konnte ebenfalls kein Retter auftreten.

Was für einen Ausweg erwählt das Schickſal? Es nahm einen Ebräer, entriß ihn aber ſeinem rohen Volk und verſchaffte ihm den Genuß egyptiſcher Weisheit, und ſo wurde ein Ebräer, egyptiſch erzogen, das Werkzeug, wodurch dieſe Nation aus der Knechtſchaft entkam. Die Liebe einer Mutter und die Barmherzigkeit einer Königstochter waren die Mittel in der Hand des Schickſals.

Eine jüdiſche Mutter aus dem levitiſchen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen. Endlich gab ſie die Hoffnung auf, ihn länger verborgen halten zu können. Die Noth gab ihr eine Liſt ein, wodurch ſie ihn zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiſte von Papyrus, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schweſter des Kindes die Kiſte mit dem Kinde in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbei kam; ſie ſelbſt blieb in der Nähe, um das fernere Schickſal abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde das Kind gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, ſo beſchloß ſie, ihn zu retten. Seine Schweſter wagte es nun, ſich zu nähern, und erbot ſich, ihm eine ebräiſche Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzeſſin bewilligt wird. Zum zweiten Male erhält alſo die Mutter ihren Sohn, und nun darf ſie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er die Sprache ſeiner Nation und wurde bekannt mit ihren Sitten, während es auch die Mutter wahrſcheinlich nicht verſäumte, ein rührendes Bild des allgemeinen Elendes in ſeine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, brachte ihn die Mutter der Königstochter wieder, und überließ ihr nun das fernere Schickſal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptirte ihn und gab ihm den Namen Moſes, d. h. der aus dem Waſſer gezogene. So wurde nun Moſes aus einem Sklavenkinde der Sohn einer Königstochter, und genoß als ſolcher die Vortheile der Kinder der Könige.

Die Prieſter, zu deren Orden er jetzt als Glied der königlichen Familie gehörte, übernahmen jetzt ſeine Erziehung, und unterrichteten ihn in aller egyptiſchen Weisheit, die das ausſchließende Eigenthum ihres Standes war. Dieſe egyptiſchen Prieſter lehrten zwar mit allerlei Ceremonien und geheimnißvollen Bildern (Hieroglyphen) die Einheit des höchſten Weſens, die Idee eines einigen Gottes. Auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte, merkwürdige Inſchrift: „Ich bin Alles, was iſt, was war und was ſein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben.“ Dieſe Lehre von der Einheit des höchſten Weſens, welche die entſchiedenſte Verachtung der Vielgötterei zur Folge hatte, war der reiche Schatz, den Moſes aus den Myſterien der Prieſter herausbrachte. Zugleich wurde er auch mit den Naturkräften bekannt, die man damals zum Gegenſtand geheimer Wiſſenſchaften machte, welche Kenntniſſe ihn nachher in den Stand ſetzten, den Glauben zu erwecken, daß er Wunder wirken könne. Aus den Geſundheitsvorſchriften, die Moſes in ſeiner Geſetzgebung ſpäter erlaſſen hat, ſieht man, daß Moſes eine geradezu großartige Naturkenntniß beſaß, wie er denn überhaupt eine der größten Erſcheinungen der Weltgeſchichte iſt.

Die egyptiſche Erziehung hat aber ſein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung ſeines Volkes erinnerte ihn, daß auch er ein Jude ſei, und er fing an, ſich über die unwürdige Behandlung ſeines Volkes zu empören. Und als er einſt in ſeinem 40. Jahre ſah, wie ein Hebräer durch einen Frohnvogt ſchrecklich mißhandelt wurde, ſo überwältigte ihn dieſer Anblick und er erſchlug den Egypter. Als dieſe That ruchbar wurde, entfloh er in die arabiſche Wüſte. Hier hütete er die Schafe eines arabiſchen Beduinen, Jethro. Der tiefe Fall von allen ſeinen Ausſichten, der Fall vom künftigen Menſchenbeherrſcher zum Lohnknecht eines Nomaden — wie ſchwer mußte es ſeine Seele verwunden! Hier nährt er ſeinen blutigen Haß gegen die Unterdrückung ſeiner Nation. Nichts iſt einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden. Der Geiſt von Moſes wird voll von Ideen und Entwürfen und ſein Herz voll von Erbitterung. Groß und gewaltig ſteigt jetzt hier in der Einſamkeit

der Wüſte vor ſeinem Geiſte die Idee auf: „Ich will mein Volk aus der Sklaverei erlöſen.“

Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die ſich ihm bei dieſem Unternehmen entgegenſtellen würden, weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieſes Volkes ſo lange nicht zu rechnen ſei, bis man ihm Selbſtvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeiſterung gegeben; ſo begriff er, daß er ſeinem Volk einen höhern, überirdiſchen Schutz ankündigen müſſe, daß er ſie gleichſam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn verſammeln müſſe. Er gibt ihnen alſo einen Gott, und zwar legt er dieſem Gott diejenigen Eigenſchaften bei, welche die Faſſungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniß von ihm fordern. Er paßt ſeinen egyptiſchen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will, und ſo entſteht ſein Jehovah, der zürnende, ſtrafende und rächende Gott. Dieſen Gott machte er nicht nur zum Nationalgott, ſondern er machte ihn zum einzigen und ſtürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts. Mit dieſem Gott mußte er nun Wunder bei ihnen ausrichten; denn er knüpfte das Vertrauen an den Himmel. Aber damit iſt noch nicht alles gethan: denn er muß ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben, das er zuerſt zu erobern hat. Dafür iſt nöthig, daß er ihre vereinigten Kräfte zu einem Staatskörper zuſammenhalte. Er muß ihnen alſo Geſetze und eine Verfaſſung geben. Auch dazu braucht er die Religion; denn er will ſeine Hebräer dauernd glücklich machen, und das kann nur dadurch geſchehen, daß er ſeine Geſetzgebung auf Wahrheit gründet. Damit aber den ſchwachen Kräften der Juden der wahre Gott faßlicher ſei, hat er ihn mit einem heidniſchen Gewand umhüllt und iſt zufrieden, wenn ſie auch das Wahre bloß auf eine heidniſche Art aufnehmen.

Alle andern Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten ſind auf Betrug und Irrthum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich in Egypten ein kleiner Zirkel von Prieſtern den richtigen Begriff vom höchſten Weſen im Verborgenen hegte. Moſes, der ſelbſt aus dieſem Zirkel iſt, und nur dieſem Zirkel ſeine beſſere Idee von dem höchſten Weſen zu danken hat, Moſes iſt der

erſte, der es wagt, dieſes geheim gehaltene Reſultat der Myſterien nicht nur laut, ſondern ſogar zur Grundlage eines Staates zu machen. Er wird alſo, zum Beſten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Myſterien und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weiſen war. Freilich konnte er ſeinen Hebräern mit dieſer neuen Religion nicht auch zugleich den Verſtand mitgeben, ſie zu faſſen, und darin hatten die egyptiſchen Weiſen einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Dieſe erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchſtens nur blind daran glauben.

Die wichtigſten Gebote, die Moſes ſeinem Volke gab, heißen die zehn Gebote:

1. Du ſollſt keine andern Götter neben Jehovah haben!
2. Du ſollſt dir von Jehovah kein Bildniß machen!
3. Du ſollſt den Namen Jehovahs nicht mißbrauchen!
4. Du ſollſt den Sabbath heiligen!
5. Du ſollſt Vater und Mutter ehren!
6. Du ſollſt nicht tödten!
7. Du ſollſt nicht ehebrechen!
8. Du ſollſt nicht ſtehlen!
9. Du ſollſt nicht falſches Zeugniß reden!
10. Du ſollſt dich nicht gelüſten laſſen nach dem, was dein Nächſter hat!

Nachdem die Juden in der Wüſte in einem 40jährigen Aufenthalt durch Moſes zu einem kriegeriſchen Volk erzogen worden ſind, haben ſie dann Kanaan erobert. Moſe war es nur noch vergönnt, in's gelobte Land zu ſchauen. Er ſtarb auf dem Berge Nebo.

Jeſus hat ſpäter den ſtrafenden Gott der alten Juden in einen Gott der Liebe verwandelt.

„Gott iſt die Liebe,
Die Liebe iſt Gott."

Die Hebräer. *)

Das Volk der Juden iſt eines der wichtigſten Kulturvölker der Erde, weil es inmitten einer heidniſchen Welt durch Moſes zum Träger des Glaubens an einen einigen Gott geworden iſt. Aus ihm haben ſich der Mohamedanismus und das Chriſtenthum entwickelt.

Um das Jahr 2200 v. Chr. lebte zu Ur in Chaldäa ein frommer Mann. Er hieß Abraham. Schon er betete nur den einigen Gott an. Da aber rings um ihn das Volk in Abgötterei verſunken war, ſo wanderte er weſtwärts und ließ ſich in Kanaan nieder. Deßhalb heißen ſeine Nachkommen Hebräer, d. h. die Herübergekommenen.

Der Enkel Abrahams hieß Jakob oder Israel. Dieſer hatte 12 Söhne, unter denen Joſeph und Benjamin die jüngſten waren. Joſeph wurde von ſeinen Brüdern nach Egypten verkauft. Dort aber wurde er am Hofe des Königs ein einflußreicher Mann. Darum zog Jakob ſpäter mit ſeiner ganzen Familie zu Joſeph nach Egypten. (2095 v. Chr.)

In Egypten wuchſen die Israeliten zu einem mächtigen Volk heran. Aber als Hirten wurden ſie von den Egyptern ſtets verachtet und als Fremdlinge hart bedrückt und zu einem elenden Sklavenvolke gemacht. Ein König Egyptens befahl ſogar, alle neugebornen Knäblein der Juden zu tödten. Ein ſolches Knäblein, Moſe, entging aber dem Schwert der Mörder, wurde von der Tochter des Königs aufgenommen und wie ein Königsſohn erzogen. Dieſer Moſes wurde ſpäter der Retter ſeines Volkes. Im Jahr 1665 v. Chr. führte er ſein Volk aus der Sklaverei in die Wüſte. Dort am Berg Sinai offenbarte er ſeinem abgöttiſch gewordenen Volk Jehovah, den einigen Gott; zugleich gab er ihm die 10 Gebote und eine Menge anderer Geſetze, und erzog dadurch das verkommene Volk zu einem geordneten Staat. Nachdem Moſes geſtorben war, eroberten dann die Juden unter der Führung von Joſua (1625

*) In Anſchluß an „Moſes" folgt hier ein Abriß der Geſchichte der Juden, ſoweit ſie für Volksſchulen nothwendig iſt.

v. Chr.) das Land Kanaan. Hier theilte es ſich in 12 Stämme, an der Spitze der einzelnen Stämme regierten die Stammesälteſten, und über das ganze Volk ein Hoheprieſter oder ein Richter. Der letzte Richter war Samuel (1112 v. Chr.). Nach ihm traten drei Könige auf: Saul, David und Salomon. David zeichnete ſich durch Macht, Salomon durch Pracht und Weisheit aus.

Allein ſchon unter dem Sohn Salomons, unter Rehabeam (1000 v. Chr.), zerfiel das Reich in zwei Staaten, in das Reich Juda (Jeruſalem) und in das Reich Israel.

Beide Reiche handelten feindſelig gegen einander. Die Folge davon war, daß ſie in die Gewalt fremder Völker fielen. Zuerſt fiel Israel (700 v. Chr.), und unterlag dem König von Aſſyrien. Das Volk wurde in die aſſyriſche Gefangenſchaft geſchleppt. Hundert Jahre nachher (600 v. Chr.) fiel auch Juda und kam in die babyloniſche Gefangenſchaft. Sowohl vor, als nach dem Fall ſind in beiden Staaten gottbegeiſterte Männer, Propheten, aufgetreten, die dem Volk und den Königen ihre Fehler ungeſcheut vorgehalten haben. Die berühmteſten aus dem Volk Juda ſind Jeſaia und Jeremia. Erſt der Perſerkönig Cyrus (um das Jahr 500 v. Chr.) erlaubte beiden Völkern die Heimkehr nach Paläſtina oder Kanaan. Aber ſchon im Jahr 320 v. Chr. fielen die Juden unter die Botmäßigkeit des Königs von Egypten, und dann im Jahr 175 v. Chr. unter den König von Syrien. Durch die Söhne des Mattathias wurden die Juden von den Syrern befreit, fielen aber dafür durch Pompejus, der 63 v. Chr. Jeruſalem eroberte, unter die Herrſchaft von Rom. Nach heftigen Kämpfen eroberte Herodes im Jahr 37 v. Chr. die Stadt Jeruſalem zum zweite nMal. Unter ſeiner Herrſchaft wurden Johannes und Jeſus geboren.

Die geknechteten Juden erwarteten von Jeſus, daß er ſie vom römiſchen Joch befreie. Sie waren dann aber enttäuſcht, als er einen ganz andern und größern Lebenszweck verfolgte, den nämlich, ſeinem unglücklichen Volke und der unglücklichen Menſchheit ein Erzieher zur Tugend und Sittlichkeit zu ſein.

Da Jeſus die Prieſter angriff, hetzten dieſe das Volk gegen ihn auf. Jeſus ſtarb am Kreuz. 150 Jahre nachher wurde Jeſus vom Verfaſſer des Evangeliums Johannes als Sohn Gottes dargeſtellt, und im Jahr 325 in der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Nycäa als Gottesſohn, als Gott erklärt, ſo wie im Jahr 1870 die allgemeine Kirchenverſammlung zu Rom auch den römiſchen Papſt als „unfehlbar“ und als Gottes Stellvertreter auf Erden erklärt hat.

2. Sokrates. (geb. 469 v. Chr.)

Der peloponneſiſche Krieg, welcher Athen ſo tief erniedrigte, war für die Sitten des Volkes höchſt verderblich. Die alte Tüchtigkeit war von den Athenern gewichen, leichtſinnig und eitel dachten ſie nur an Wohlleben und nichtige Zerſtreuung und ſchätzten Witz und Klugheit mehr, als Rechtſchaffenheit und Wahrheit. Aber gerade in dieſer böſen Zeit lebte zu Athen der tugendhafte Grieche, der weiſe und gerechte Sokrates.

Sein Vater war ein Bildhauer zu Athen und ſeine Mutter eine Hebamme. Er lernte die Kunſt ſeines Vaters, aber dieſelbe befriedigte nicht den tiefen Drang ſeiner Seele, denn ſchon als Jüngling wandte er ſich den Wiſſenſchaften, namentlich der Weltweisheit, zu, und ließ ſich von den ausgezeichnetſten Meiſtern in der Wiſſenſchaft unterrichten. Mit Eifer ſtudirte er die Werke der großen Männer; Alles, was man in ſeiner Zeit von einem gebildeten Manne forderte, war ihm nicht unbekannt geblieben. Dies hinderte ihn jedoch nicht, an den Geſchicken des Vaterlandes handelnd Theil zu nehmen. Mehr als einmal ſtand er in den Reihen der Kämpfer und gewann ſich durch ſeinen Muth den Ruhm eines der Tapferſten im Griechenheere. Bei Potidäa rettete er dem verwundeten Alcibiades das Leben, und als man ihn mit dem Preiſe des Siegers belohnen wollte, lehnte er die Annahme des Kranzes ab und wußte es zu bewirken, daß Alcibiades den Kranz erhielt.

Sokrates gehörte zu den erhabenen Geiſtern, denen es wirklich um die Wahrheit, nicht um den Schein derſelben zu

thun war. Er wollte die Wahrheit nicht blos erkennen und darüber ſtreiten, ſondern er übte ſie im Leben und ging überall mit gutem Beiſpiel voran. Vor allem wollte er den Geiſt befreien von der Herrſchaft des Leibes und der äußern Güter. Darum lebte er äußerſt mäßig, ſeine Mahlzeit war im höchſten Grade einfach, nur berechnet auf den Zweck, den Körper geſund zu erhalten. „Nichts Irdiſches bedürfen," ſagte er, „iſt göttlich, und wer am wenigſten bedarf, kommt der Gottheit am nächſten."

Demnach waren in ſeinen Augen die Menſchen der Gottheit am fernſten, deren Sinn aufgeht im Trachten nach Glanz des Hauſes, Fülle der Tafel, Pracht der äußern Erſcheinung, und als Thor galt ihm derjenige, der ſich nach Jenen richtete. Ein vornehmer Athener, der ein verſchwenderiſches Hausweſen führte, klagte ihm einſt, daß es ſich ſo theuer in Athen lebe. Sokrates ging mit ihm in einen Laden, in dem Mehl und Oliven, und darauf in einen anderen, in dem einfache Kleidung billig zu haben war. „Siehe," ſagte er, „ich finde es überaus wohlfeil in Athen.

Ein Anderer beſchwerte ſich über die Mühſeligkeiten einer Fußreiſe, die er eben gemacht hatte. „Hat dir dein Sklave folgen können?" fragte Sokrates. „O ja." „Trug er etwas?" „Ein großes Bündel." „Der iſt wohl recht müde?" „Durchaus nicht; ich habe ihn ſogleich wieder mit einem Auftrage hinweggeſchickt." „Siehe," ſagte Sokrates, „du haſt vor deinem Sklaven Vorzüge des Glückes; er hat vor dir Vorzüge der Natur. Du biſt reich und frei, aber ſchwach und weichlich; er iſt arm und leibeigen, aber geſund und ſtark. Sage: Wer iſt der Glücklichere von euch Beiden?

Der Hauptberuf des Sokrates war die Unterweiſung der Jugend und des Volkes; allen ſeinen Mitbürgern ſuchte er durch gelegentliche Unterredungen zu nützen. Er ging in allen ſeinen Lehren von dem Grundſatze aus: Willſt du zum Glücke gelangen, ſo mußt du dich zunächſt bemühen, weiſe und gut zu werden; die Grundlage aller menſchlichen Tugend aber iſt: Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit. Sein Glaube gewann den Ausdruck: es müſſe ein unendlich weiſes, mächtiges, allwiſſendes,

gütiges und gerechtes Weſen vorhanden ſein, und es ſei die menſchliche Vernunft nur ein Ausfluß der Weisheit und Güte dieſes heiligen Weſens. Als die Prieſter zu Delphi den Ausſpruch gethan hatten: „Weiſe iſt Sophokles, weiſer iſt Euripides, aber der Weiſeſte der Menſchen iſt Sokrates,“ ſagte er, ſeine Weisheit beſtehe darin, daß er wiſſe, er wiſſe nichts.

Edle Jünglinge von Nah und Fern ſaßen zu des Weiſen Füßen. Er hielt jedoch keine regelmäßige Schule, ſondern machte jeden Markt zum Tempel, und oft wurde durch Sokrates die Werkſtatt eines Sattlers oder Panzermachers zu einer Schule der Weisheit. Man konnte ihn den größten Theil des Tages an öffentlichen Orten finden. „Menſchen zu fangen,“ wie er ſelber ſagte, war bei dieſem ſcheinbaren Müßiggang ſein Zweck. Und das verſtand er vortrefflich.

Ein Jüngling, Namens Antiſthenes, kam täglich von Piräeus nach Athen, und als im peloponneſiſchen Kriege die Athener den Megarenſern bei Todesſtrafe den Beſuch ihrer Stadt verboten hatten, wagte es Euklides, ein Megarenſer, in Frauenkleidern nach Athen zu reiſen, um nur einen Tag bei Sokrates ſein zu können.

Des Sokrates Aeußeres war unſchön. Dem feingebildeten Griechen konnten die hochgewölbte Stirn, die eingebogene, aufgeſtülpte Naſe, die hervorragenden Augen, die buſchigen Augenbrauen, der große Mund mit den dicken Lippen, die kahle Platte, dazu der ärmliche Anzug und die Unbeſchuhtheit nicht zuſagen. Aber welch' ein Geiſt leuchtete denjenigen aus dieſer Hülle hervor, die Sinn und Verſtändniß für die Regungen tiefſten Geiſteslebens hatten!

„Nichts konnte nützlicher ſein,“ verſichert ſein Schüler Xenophon, „als ſeine Geſellſchaft und ſein Umgang. Selbſt wenn er abweſend war, gereichte noch ſein Andenken denen, die bei ihm geweſen waren, zur Stärkung und Kraft in allem Guten.“ Alcibiades ſagt: „Mir pocht heftig das Herz, wenn ich ihn höre, und Thränen werden mir ausgepreßt von ſeinen Reden; auch ſehe ich, daß es vielen Andern ſo ergeht. Vor ihm

allein ſchäme ich mich, denn ich fühle in meinem tiefſten Innern, daß ich nicht im Stande bin, ihm zu widerſprechen."

Auf die leichteſte und einfachſte Weiſe verſtand er es, der weiſe Mann, die Wahrheit ſeinen Schülern einleuchtend zu machen. So belehrte er einſt den jungen Alcibiades, als dieſer große Schüchternheit verrieth, künftig vor dem Volke als Redner aufzutreten, in folgender Art: „Würdeſt du dich wohl fürchten vor einem Schuſter zu reden?" „O nein!" „Oder könnte dich ein Kupferſchmied verlegen machen?" „Gewiß nicht." „Aber vor einem Kaufmanne würdeſt du erſchrecken?" „Eben ſo wenig!" „Nun ſiehe," fuhr er fort, „aus ſolchen Leuten beſteht das atheniſche Volk. Du fürchteſt die Einzelnen nicht, warum wollteſt du ſie verſammelt fürchten?"

Seinen Unterricht gab Sokrates unentgeltlich. Der junge Aeſchines wünſchte ſehr, ſein Schüler zu werden, ſcheuete ſich aber, zu ihm zu gehen, weil er arm war. Sokrates, der ſeinen Wunſch merkte, fragte ihn: „Warum ſcheueſt du dich vor mir?" „Weil ich nichts habe, das ich dir geben könnte!" „Ei," erwiderte Sokrates, „ſchätzeſt du dich ſelbſt ſo gering! Gibſt du mir nicht ſehr viel, wenn du dich ſelbſt mir gibſt?"

Ein andermal begegnete Sokrates dem Xenophon, einem ſchönen Jünglinge von trefflichen Anlagen, in einer engen Gaſſe. Er hielt ihm ſeinen Stock vor, und der Jüngling blieb ſtehen. „Sage mir doch," fragte Sokrates, „wo kauft man Mehl?" „Auf dem Markte!" „Und Oel?" „Eben da!" „Aber wo geht man hin, um weiſe und gut zu werden?" Darauf wußte Xenophon nicht zu antworten. Da ſagte Sokrates: „Folge mir, ich will es dir zeigen." Von dieſer Zeit an war Xenophon des Sokrates treueſter Anhänger und Schüler. Aber er hatte auch an Sokrates einen opferwilligen Freund und Lehrer. In einer Schlacht ſank Xenophon ſchwer verwundet vom Roſſe. Sokrates nahm ihn auf ſeine Schulter und brachte ihn aus dem Getümmel in Sicherheit. Xenophon zeichnete ſich ſpäter als Feldherr und Geſchichtsſchreiber aus.

Aber je eifriger Sokrates für Wahrheit und Tugend wirkte, deſto heftigeren Haß zog er ſich bei dem großen Haufen ſeiner

verdorbenen Mitbürger zu. In ſeinem 70. Jahre klagte man ihn an, daß er nicht an die Götter Griechenlands glaube und die Jugend Athens durch ſeine Irrlehren verführe! Sokrates vertheidigte ſich gegen die unwürdige Klage mit aller Ruhe und forderte einen ſeiner Ankläger, den Miletos auf, ihm Einen zu nennen, der durch ihn aus einem Verehrer der Götter ein Verächter derſelben, aus einem verſtändigen Manne ein muthwilliger Frevler, aus einem guten Haushalter ein Schlemmer, aus einem Freunde der Anſtrengung ein Weichling oder ein Sklave einer verwerflichen Luſt geworden ſei. Seine Feinde mußten ſehr wohl fühlen, wie recht er hatte.

Aber gerade ſeine freimüthige Vertheidigung erbitterte die Richter in dem Maße, daß ſie ihn ſchon vor Schluß des Verfahrens einem Gefängniß übergaben. Einer ſeiner Freunde brachte ihm eine kunſtvoll ausgearbeitete Vertheidigungsrede. „Sehr ſchön," ſagte Sokrates, nachdem er die Rede geleſen hatte, „allein ich vermag es nicht, weiche und prächtige Socken zu tragen, weil ich das für unmännlich halte." Er ward zum Giftbecher verurtheilt.

In der nächſten Verſammlung wurden die Stimmen über ihn geſammelt. Eine Mehrheit von drei Stimmen verurtheilte ihn zum Tode. Sokrates hörte ſein Urtheil heiteren Angeſichts mit an, und als er in das Gefängniß zurückgeführt wurde, tröſtete er die ihn begleitenden Freunde und Schüler, auf das Glück verweiſend, das ihm beſchieden ſei, indem er nun zu den edelſten Männern der Vorzeit hinüberwandern werde. War er doch feſt überzeugt von der Unſterblichkeit der Seele.

Im Gefängniß verbrachte er noch 30 Tage. Seine Freunde beſuchten ihn täglich und fanden bei ihm ſtets Worte des Troſtes und Lehren der Weisheit. Sie thaten Alles, den geliebten Meiſter zu retten. Durch Geſchenke gewannen ſie den Gefängnißwärter, daß er eines Abends die Thür des Gefängniſſes offen ließ: Sokrates ſollte entfliehen. Aber er wies den Vorſchlag zurück und ſprach: „Man darf nicht Unrecht mit Unrecht vergelten. Ich habe ſo lange unter den Geſetzen meines Vaterlandes gelebt und ihre Wohlthaten genoſſen; ich gehorche ihnen

auch jetzt, da ſie zu meinem Verderben mißbraucht werden.“ „Wenn du doch nur nicht ſo gänzlich unſchuldig ſtürbeſt!“ jammerte einer ſeiner Freunde. „Wie,“ verſetzte Sokrates, „wollteſt du denn lieber, daß ich ſchuldig ſtürbe?“ An ſeinem Todestage nahm er Abſchied von ſeiner weinenden Frau und ſeinen Kindern und führte mit ſeinen Freunden noch die erhabenſten Geſpräche über die Tugend, den Tod und die Unſterblichkeit.

Als ihm endlich der Schierlingsbecher gebracht wurde, fragte er den Gefängnißwärter: „Sage mir, wie muß ich's machen?“ „Du mußt nach dem Trinken auf- und abgehen, bis dich Müdigkeit befällt, dann legſt du dich nieder.“ Und mit heiterem Antlitz nahm er den Becher und leerte ihn ohne abzuſetzen aus. Es erfolgte ein lautes Wehklagen der Freunde. „Still doch!“ ſagte Sokrates, „darum habe ich ja dieſen Morgen die Weiber von mir gelaſſen!„ Nachdem er einige Male auf- und abgegangen war, fühlte er eine ſchwere Ermattung. Er legte ſich nieder und zog das Gewand über ſein Haupt. Schmerzbewegt umſtanden die Freunde ſein Lager. Noch einmal ſchlug er das Gewand vom Angeſichte zurück, und ſagte mit gebrochener Stimme: „Freunde, ich bin dem Gott der Heilkunde noch einen Hahn ſchuldig, opfert ihn doch ja.“ Einige Augenblicke darauf neigte ſich einer zu ihm und fragte ihn, ob er ihm noch etwas aufzutragen habe. Er antwortete nicht; der Edelſte, der Beſte der Griechen hatte ſeine Seele ausgehaucht.

Das ruchloſe Werk war geſchehen, aber die Hauptſchuldigen an dieſer That ſollten ſich ihres Sieges nicht lange freuen; denn allgemach ſahen die Athener ihr großes Unrecht ein, und der Zorn des Volkes wandte ſich gegen die Ankläger. Die Einen traf der Tod, die Andern die Verbannung. Später wurde dem Weiſen ein herrliches Denkmal errichtet, ja man verehrte ihn faſt wie einen Gott.

Seine Schüler, unter ihnen namentlich Xenophon und Plato, breiteten ſeine Lehren aus und zeichneten ſie für die Nachwelt auf. (Dietlein.)

3. Jeſus. (1–33.)

(Nach Lang.)

Motto: Die Wahrheit, die iſt ſonnenklar;
Jedoch die Menſchen haben den Staar.
(Göthe.)

Jeſus iſt der Stifter der chriſtlichen Religion. Dieſes iſt er dadurch geworden, daß er als Reformator des Judenthums oder der moſaiſchen Religion aufgetreten und ſein Leben für ſeine Ueberzeugung und ſeine Liebe zu dem Volke gelaſſen hat.

Daß Jeſus 150 Jahre nach ſeinem Tode von einem ſeiner Anhänger, dem Verfaſſer des Evangeliums Johannes, und daß er im Jahr 325 auf der Kirchenverſammlung zu Nycäa zum Sohn Gottes, alſo zu einem übernatürlichen Weſen gemacht worden iſt, und daß überhaupt die Kirchenlehre den Glauben an Wunder aufgeſtellt und genährt hat, war nothwendig, um bei der rohen Maſſe des heidniſchen Volkes dem Chriſtenthum, dieſer Lehre der göttlichen Liebe, zum Sieg zu verhelfen. Denn wer den Rohen erziehen will, muß ihm das Ideale in roher, ſinnlicher Form geben.

Aber nachdem nun das Chriſtenthum die Menſchheit gewonnen hat, iſt es eine heilige Pflicht, das Rohe, Sinnliche und Unwahre der Kirchenlehre wieder abzulegen und allein die Lehre und das Leben Jeſu in ihrer ganzen Herrlichkeit und menſchlichen Größe jedem Menſchen als Vorbild hinzuſtellen, wenn nicht die ganze Maſſe des Volkes in der ſittlichen Rohheit erhalten werden und bei dem nur einſeitigen, intellektuellen Fortſchritt unſerer Tage ſittlich zu Grunde gehen ſoll. Erſt dadurch werden die ſittlichen Kräfte, deren die Menſchenſeele fähig iſt, entbunden und wirkſam. Chriſtus wird erſt dann auf's Neue wieder aufleben und wieder aus dem Grabe der Menſchenſatzungen hervorgehen, wenn wir ihn als das erkennen, was er iſt, als einen gotterfüllten Menſchen. Denn nur ein Menſch kann Menſchen auf der Bahn der Pflicht ein Vorbild ſein.

1. „Willſt du Chriſt dich nennen, lerne
Menſch zu werden erſt! Du biſt
Nennſt du bloß dich Chriſt — noch ferne
Jenem, der dein Meiſter iſt!
Näher kommſt du erſt dem Reinen,
Den dein Herz den Heiland nennt,
Wenn's in jedem Menſchen deinen
Allernächſten Bruder kennt!

2. Menſchlich war des Heilands Sendung,
Alle Menſchen nannt' er ſein;
Menſchlichkeit wird die Vollendung
Seines Menſchheitswerkes ſein.
Gotterfüllet wollt er werben
Menſchen, alle frei und gleich,
Gottesſöhn' als ſeine Erben,
Bürger all' in Gottesreich.

3. Erſt wenn Namen nicht mehr trennen,
Wenn in Einem Gottesgeiſt
Alle die ſich Brüder nennen,
Die Ein Vater Kinder heißt,
Dann hat Chriſtus ganz durchdrungen
Aller Herzen ſprödes Erz,
Und die weite Welt umſchlungen
Hat ſein heilig liebend Herz.

4. O ſo laßt uns recht erfaſſen
Jenes Ziel, das er erſtrebt,
Und für das bis zum Erblaſſen
An dem Kreuz er treu gelebt.
O, ſo laßt uns rüſtig ſchaffen
An dem Werk, das er begann,
Kämpfen mit denſelben Waffen,
Womit Er den Sieg gewann.

5. Mit dem Schwert, das er auf Erden
Brachte, mit des Lichtes Schwert
Muß der Wahn bezwungen werden,
Der des Menſchen Stirn entehrt,

Der die gottverlieh'nen Rechte
Noch dem Juden vorenthält,
Der die Schwarzen noch als Knechte
Unter's Joch der Weißen ſtellt'!

6. Mit dem Schwert, das er auf Erden
Brachte, mit der Liebe Schwert
Muß der Haß bezwungen werden,
Den der Wahn in Völkern nährt.
Leuchte, Chriſtus, hellſten Glanzes
Jedem Volk, das dein ſich nennt,
Daß die Menſchheit ſich als Ganzes,
Sich als Bruderbund erkennt.

7. Strahl' in alle Herzen nieder,
Licht der Liebe, Geiſt des Herrn,
Und geh' auf ob allen wieder,
Neuentdeckter, ew'ger Stern!
Wenn die Lieb' die letzte Schranke,
Die der Wahn erbaut, gefällt,
Dann tagt erſt der Gottgedanke
Der befreiten Menſchenwelt!

Jeſus war der Sohn eines Zimmermanns in dem galiläiſchen Städtchen Nazareth. Er hatte noch mehrere Brüder und Schweſtern.

Die größten Menſchenfreunde ſind faſt alle aus dem niederen Stande hervorgegangen, weil ſie nur in dieſem Stande die Noth und den Jammer der Menſchen kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

Ueber die Kindheit von Jeſu fehlen uns alle geſchichtlichen Nachrichten. Die Sage hat ſich darum beeilt, dieſe Lücke auszufüllen. Doch ſcheint das geſchichtlich zu ſein, daß die Eltern und Geſchwiſter den großen Sohn nicht mehr begriffen und ſich von ihm abwandten, als er die Laufbahn des religiöſen Reformers betrat. Dieſes muß man ſchließen aus den Worten Jeſu: „Wer iſt meine Mutter? Wer ſind meine Brüder und Schweſtern? Die den Willen des himmliſchen Vaters erfüllen.“

Die Bildung Jeſu war eine ausſchließlich jüdiſche. Seine religiöſen Anſchauungen ſetzten nur die Kenntniß des alten Teſtamentes voraus. Es iſt die Religion der Pſalmen und Propheten, erweitert, vertieft, gereinigt in einem Geiſte, der ihre ſchönſten Strahlen in ſich geſammelt und eine neue Sonne daran entzündet hat. Zum Glück für ſeine religiöſe Urſprünglichkeit kam er in keine Berührung mit jener jüdiſch-griechiſchen Bildung, welche damals anfing, die Geiſter zu unterjochen, und bald genug ſich auch ſeiner Perſon und Lehre bemächtigen ſollte.

Jeſus bildete ſich in der Synagoge aus, nicht im Tempel zu Jeruſalem. Dieſes hat Bedeutung für ſeine geiſtige Entwicklung. Die Synagogen (Bethäuſer), eine Einrichtung aus der Zeit der babyloniſchen Gefangenſchaft, ſtellten die Gottesverehrung dar ohne Opferdienſt und Prieſter und können ſomit als Vorläufer der Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit betrachtet werden. An jedem Sabbath verſammelte ſich die Bevölkerung eines jeden Ortes in ihrem Bethauſe unter der Leitung von Aelteſten, die aus ihrem Schooße gewählt waren, an deren Spitze der Synagogenvorſteher ſtand. Abſchnitte aus dem Geſetz und den Propheten wurden vorgeleſen und erklärt. Jeder hatte das Recht vorzuleſen oder an dem Geſpräch ſich zu betheiligen, ohne das Diplom des Gelehrten oder den Talar des Prieſters aufweiſen zu müſſen. Welche Quelle der Anregung und Bildung für einen lernbegierigen Geiſt! „An einem Sabbath ging Jeſus nach ſeiner Gewohnheit in die Synagoge“ — erzählen die evangeliſchen Berichte.

Die religiöſen Anſchauungen, welche ſein Geiſt unter dieſen Eindrücken ſich bildete, ſind höchſt einfach. Sein Gott iſt der Gott des alten Bundes, der Pſalmen und der Propheten, der Eine, von dem und durch den Alles iſt, der Heilige, der den Menſchen ſein Gebot gegeben, der Allmächtige, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt, der Herr, der allein der König ſeines Volkes und der Herrſcher unſeres Lebens ſein will und darf, aber dieſer Gott wird ihm — zum Vater. „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen; und ſie ſteigt von ihrem

Weltenthron.“ Jeſus hatte die Gottheit in ſeinen Willen aufgenommen; ihr Gebot war ihm keine Laſt, ſondern eine Speiſe, die ihn nährte und erquickte; ihren Willen täglich zu erfüllen, war ſeiner geiſtigen Natur ein Bedürfniß, ohne welche ſie nicht leben konnte; das Gute war ihm zur Natur geworden. Dieſe rein geſtimmte Seele, in welcher das Göttliche ſich ſpiegelte, wie in einem klaren See, kannte keine Fremdheit zwiſchen ſich und Gott, jede Furcht war ihr verſchwunden, und ſie wußte hinfort für Gott keinen andern Namen, als den Vaternamen. Wer gut iſt, hat Gott in ſich; dem Guten dienen, heißt Gott dienen, dem Guten leben, heißt Gott leben, gut ſein, heißt in Gott ſein, heißt ſelig ſein.

Gut ſein, heißt ſelig ſein, und es gibt außerhalb derſelben keine Seligkeit! Dieſe Worte ſind das einzige Evangelium der Menſchheit. So betrachtete das klare Auge Jeſu auch die Welt um ſich her. In den Vögeln des Himmels, die ihre Nahrung finden ohne die Mühen der Ausſaat und Ernte, in den Lilien des Feldes, die ſchöner gekleidet ſind, als Salomo in ſeiner Pracht, in dem Sonnenſchein, der auch dem Schlechten ſeine Hütte erwärmt, in dem Regen, der auch dem Böſen ſein Feld befeuchtet, überall begegnete ihm dieſelbe Vatergüte, die er in ſeinem eigenen Herzen empfunden hatte. Daraus ſchöpfte er das Vertrauen zu Gott. „Dein Wille geſchehe!“

Aus dieſer Liebesſtimmung gegen Gott fließt die Liebesſtimmung gegen die Menſchen, gegen die „Brüder“, die ſchrankenloſe Güte und Milde, die ſich wohlthuend und ſegnend jedem Menſchenkinde, ſelbſt dem Feinde zuwendet. Kann man die Gottheit als die unendliche Liebe und Güte, die mit neidloſer Hand ihre Segnungen über alle ohne Unterſchied ausgießt, fühlen und in ſich tragen, ohne gleichfalls zu ſegnen, die uns fluchen, und wohlzuthun denen, die uns beleidigen? Kann man den Gott, der jeden mit Langmuth trägt und ihm täglich ſo viel Schuld vergißt, kennen, ohne hinzugehen und zu vergeben nicht bloß ſiebenmal, ſondern ſiebenzigmal ſiebenmal? Kann man das Glück und den Frieden der Gotteskindſchaft in ſich tragen, ohne das brennende Verlangen in ſich zu fühlen, das gleiche Glück

und denſelben Frieden allen Andern zu bringen, das Göttliche das in ihnen am Erlöſchen iſt, zur hellen Flamme anzufachen und ihre Seele zu retten? Aus dieſer Gemüthsſtimmung floß jener Jeſus ſo eigenthümliche Zug, das Verlorene zu ſuchen und zu retten, das Mitleid mit den Menſchen, das Mitgefühl mit allen Leidenden, die Vorliebe für die Armen und die Gedrückten, die Hochachtung vor jeder Menſchenſeele, die Sanftmuth und Friedfertigkeit, jene zarte und reine Humanität, die zum Grundcharakter des Evangeliums gehört.

Dadurch war auch die ſociale Aufgabe beſtimmt, welche Jeſus dem menſchlichen Geſchlechte ſtellt: Alles, was man thut, zum Wohl der Brüder, d. h. zur Förderung des Gottesreiches, alſo aus Liebe zu thun, ſein Leben den Menſchen zu opfern, mit Allem, was man iſt und hat, der menſchlichen Geſellſchaft nur dienen zu wollen und darin ſeine Größe zu ſuchen. „Der iſt der Größte, der der Kleinſte iſt, und Aller Diener.“ Nach Jeſus heißt der größte Lebensgrundſatz: „Ich diene“. Jeden Dienſt, aus Liebe dem Geringſten der Menſchen erwieſen, heißt Jeſus einen Gottesdienſt. Es gibt keinen andern. Nie iſt das Band zwiſchen Gottesliebe und Menſchenliebe ſo feſt und tief geknüpft worden, wie von Jeſus, der beide, Gott und Menſchen gleich innig auf dem Herzen trug, und in immer neuen Wendungen kehrt dieſer Gedanke in ſeinen Reden wieder. Man mag die Religion als Liebe oder als Gotteskindſchaft oder als Freiheit betrachten, man wird immer geſtehen müſſen: Sie iſt von Jeſus mit einer ſolchen Urſprünglichkeit und Reinheit vorgelebt worden, daß ſeine Religioſität muſtergültig iſt für Alle.

Ebenſo einfach, wie die Gottesanſchauung Jeſu, ſind auch die Wege, welche nach ſeiner Anſicht den Menſchen zu Gott führen. Gott kann ſich mit nichts Geringerem begnügen, als mit der vollen, ungetheilten Liebe des Menſchenherzens. „Gott lieben aus ganzer Seele, aus allen Kräften, mit ganzem Vermögen — das iſt das erſte Gebot, und das Andere iſt ihm gleich: Liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt.“ Daher keine Theilung des Herzens zwiſchen Gott und Welt. „Ihr könnt

nicht Gott dienen und dem Mammon.“ „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, ſo daß ſie euch zum Schatze werden, bei welchem das Herz iſt,“ der einzige Reichthum iſt, in Gott ſein, und in Gott iſt, wer die Brüder liebt. „Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne, nähme aber Schaden an ſeiner Seele?“ Die äußere Welt mit ihren Gütern und Schmerzen iſt Nichts gegen die innere, unendliche Welt der Liebe. „Das Himmelreich iſt inwendig in euch.“

Die Bedingungen der Seligkeit, die Jeſus aufſtellt, ſind alſo ſehr einfach und rein ſittlicher Art, ſie ſind ganz aus der Natur des Menſchen als eines geiſtigen Weſens entſprungen. Er verlangt kein Opfer, kein Kirchenwerk, kein Prieſterthum: „Das reine Herz allein wird Gott ſchauen.“ Das Chriſtenthum iſt Sittlichkeit. Wer gut iſt, iſt ein Chriſt, und bekenne er ſich auch zum Judenthum.

Die Zeit des öffentlichen Auftretens Jeſu war ſein dreißigſtes Jahr. Es war eine Zeit voll religiöſer und politiſcher Gährung. Der Widerſpruch zwiſchen der von den Propheten in Ausſicht geſtellten Weltſtellung des jüdiſchen Volkes mit der drückenden Gegenwart unter dem Joch der Römer lag ſchwer auf dem Volksgemüth und erfüllte die erhitzte Phantaſie mit den Bildern einer nahe bevorſtehenden Weltumwandlung.

Der Revolutionär dieſer Volksbewegung war in der Kindheitszeit Jeſu ſein Landsmann Judas Gaulonitis geweſen, deſſen Aufſtand an der Uebermacht der römiſchen Legionen geſcheitert war; der Prophet derſelben war Johannes der Täufer. Dieſer verkündigte ſeinem Volk die Nähe „des großen Tages des Herrn,“ von dem ſchon alle Propheten des alten Teſtamentes geredet hatten. Er ſah die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt und erblickte ſchon die Wurfſchaufel in der Hand des ewigen Gottes. Er erwartete ein großes Gottesgericht, durch welches die Guten von den Schlechten geſchieden und der wahren Religion die Herrſchaft in der Welt für immer zugeſichert würde. Er forderte ſeine Volksgenoſſen auf, ihr Herz durch Sinnesänderung und ſtrenge Geſetzeserfüllung zu heiligen. Das äußere Zeichen der Heiligung war die Taufe im Jordan.

Der Ruf des gewaltigen Wüſtenpredigers lockte auch Jeſus mit den Schaaren hinaus an den Jordan. Auch er ließ ſich durch die Taufe in die neue Gottesgemeinde einreihen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er eine Zeitlang an der Seite des Johannes und in Gemeinſchaft mit ihm wirkte; aber bald ging er ſeine eigenen Wege, einig mit Jenem in der ſicheren Erwartung einer bevorſtehenden Weltkriſis, aber in ſeinen religiöſen Anſchauungen tiefer, freier, reicher als Johannes. Auch er richtet den gleichen Ruf an ſeine Zeitgenoſſen: Thut Buße (ändert euren Sinn), das Reich der Himmel iſt genaht. Auch er theilt mit allen frommen Israeliten den Glauben der Propheten an eine durch Gottes Allmacht herbeizuführende Weltumwandlung, durch welche die wahre Religion ein für allemal zum Siege gelangen werde. Das Volk Israel betrachtete er als den von Gott berufenen Fahnenträger des neuen Gottesreiches. An eine politiſche Weltherrſchaft des jüdiſchen Volkes dagegen dachte er nicht. Er ſah das Weizenfeld der Menſchheit reif zur Ernte, und er eilte zu ſchneiden. Unermüdlich durchzog er die Städte und Dörfer Galileas, um die Herzen für das kommende Gottesreich vorzubereiten. Keine Bande der Familie hemmten ſeine Zeit und ſeine Kraft. Sein Leben war faſt bedürfnißlos. Er friſtete ſeine Exiſtenz durch die milden Gaben ſeiner Freunde. Einige derſelben, ſchlichte Männer aus dem Volk mit tiefem religiöſem Gefühl, verband er enger mit ſich. Sein Lieblingsaufenthalt war die Landſchaft am See Genezareth. Das Volk trug die Verehrung des Johannes auf Jeſus über. Seine wehmüthige Klage über die hirtenloſe Heerde erinnerte ſie an Jeremias, die Gewalt ſeiner Rede und die Furchtloſigkeit ſeiner Erſcheinung an Elias. Die frohe Botſchaft von der großen Zeit der glänzenden Entfaltung des Gottesreiches fand um ſo bereitwilligeres Gehör, als die Juden im Stillen noch immer von der Weltherrſchaft träumten. Jeſus brachte aus der Fülle ſeines genialen Geiſtes täglich neue Wahrheiten hervor und gab alten Vorſchriften einen neuen Reiz durch die Poeſie, die ihm innewohnte. Sein Wort war tief und populär zugleich. Durch

Anſchaulichkeit ſprach er zur Phantaſie und prägte ſeine Sätze durch Schärfe und Rundung in das Herz des Hörers unvergeßlich ein. Nie fehlte ihm das treffende Wort; immer wußte er zu überraſchen und in Staunen zu ſetzen. Mit dem Zorn des eifernden Propheten verband er die Milde und das Wohlwollen eines von Liebe überſtrömenden Herzens. Furchtlos und unerbittlich gegen die Hohen der Erde und die Gewalthaber der Kirche, welche Gottes Wort durch ihre Menſchenſatzungen verdrängen, war er voll von Mitgefühl gegen die Niedrigen, die Gedrückten, gegen die vom Phariſäismus Geächteten, und Jedem, mit dem er verkehrte, gab er das Höchſte, was er hatte: Sich ſelbſt mit ſeinem inneren Glück und Gottesfrieden. Sein Lebensernſt hatte nichts Düſteres und Abſchreckendes; in ſeiner Sittlichkeit hatte er die Freiheit eines Geiſtes, der auch am Tiſche der Zöllner und Sünder ſich nie vergißt. „Nur der Gute iſt frei.“ Auch wenn er ein Wehe über die Menſchen ausſpricht, ſo fühlt man ſein tiefes Mitleid mit den Menſchen und den wehmüthigen Schmerz eines Gemüthes, das Alle liebt. Er verband auch die höchſte Sanftmuth mit der größten Tapferkeit und dem größten Muth der Ueberzeugung.

Wie jeder Reformer ſtieß er auf heftigen Widerſtand und Stumpfſinn. In Nazareth erregte ſein Auftreten ſpöttiſche Urtheile über ſeine niedrige Abſtammung. Viele, die ſich Anfangs ihm angeſchloſſen, zogen ſich ſpäter wieder zurück; daher ſeine Frage an ſeine engeren Schüler: „Wollt ihr auch weggehen?“ Er hatte Urſache, ſein Wehe über mehrere Städte auszurufen, in denen er gewirkt hatte. Aber im Ganzen hatte er in Galiläa doch ſchöne Erfolge. Dieſe ermuthigten ihn zu ſeinem Auftreten in der Hauptſtadt Jeruſalem.

An einem Paſſafeſte zog er, begleitet von zahlreichen Anhängern, nach Jeruſalem. Die Gefahr, in die er ſich begab, ſtand ihm klar vor Augen. Jeruſalem war der Sitz des ſtrenggläubigen Judenthums, der Tempelreligion, des Phariſäismus, des Schriftgelehrtenthums. Zwiſchen dieſen Mächten und ihm ſtand ſchon eine unausfüllbare Kluft, denn er hatte ihre Lehre und ihre Praxis auf's Härteſte angegriffen.

Die Gegenſätze ſind folgende:

Auf Seite der jüdiſchen Kirchen- und Prieſterlehre:	Auf Seite Jeſu:
1. Menſchenſatzungen;	1. Gottes Gebot der Liebe; (Matth. 15, 1—11.)
2. Aeußeres Kirchenwerk;	2. Die reine Geſinnung; (Matth. 6, 1—19.)
3. Lohnſüchtiger Stolz;	3. Die Demuth des reinen Herzens; (Matth. 18, 9—14.)
4. Herrſchſucht;	4. Freiheit und Gleichheit aller Guten; (Matth. 23, 6—11.)
5. Blutiges Opfer;	5. Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit; (Matth. 5, 8; 21, 12—13.)
6. Der Buchſtabe.	6. Der Geiſt.

Jetzt griff er vollends durch eine kühne That („Tugend iſt kühn, und Güte ohne Furcht", Shakeſpeare) den jüdiſchen Kultus in ſeinem Mittelpunkte an; am Vorabend der heiligen Tage ſtieß er die Tiſche der Wechsler und die Buden der Taubenkrämer am Tempel um, und ſprach das Wort der Entrüſtung: „Gottes Haus ſoll ein Bethaus ſein; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht." Noch kühner iſt das andere Wort: „Ich will dieſen Tempel abbrechen und ihn in drei Tagen wieder aufbauen" (d. h. ich will der jüdiſchen Gottesverehrung ein Ende machen und in kurzer Zeit eine beſſere an die Stelle ſetzen). Auf die Frage nach ſeiner „Vollmacht" berief er ſich auf den göttlichen Auftrag, d. h. auf die Miſſion des Geiſtes. „Gib uns ein Zeichen," verlangt das abergläubige Volk; aber er hatte keines, als das Zeichen des Jonas, d. h. die Gewalt der Rede, und er hatte kein anderes Wunder, als das, daß gerade aus dem Schooß des engherzigſten und bigotteſten Volkes der Erde ein ſo freier und weiter Geiſt aufſtehen konnte.

Es war hohe Zeit, den volksgefährlichen Neuerer und Ketzer aus dem Wege zu räumen. In einem tumultuariſchen Prozeß ſprach das Synedrium das Todesurtheil über ihn aus,

welchem sich der römische Landpfleger Pontius Pilatus aus Feigheit nicht widersetzte. Jesus starb den Verbrechertod am Kreuze unter der Regierung des römischen Kaiser Tiberius; aber sein Werk gewann gerade durch seinen Tod den Sieg, und in ihm lebt er fort für alle Zeiten. Das letzte Wort Jesu war: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Jesus hat keine Glaubenssätze aufgestellt. Ihm war die Religion nicht Glauben, sondern That, Aufopferung, Lieben, Helfen, Retten, Heilen. Alle Betrachtungen Jesu sind rein sittlicher Natur und aus dem Herzen und der Erfahrung geschöpft. Einer sündigen Frau schreibt er den seligmachenden Glauben zu, weil sie den Muth hat, wieder gut zu werden; einen Zöllner schickt er gerechtfertigt nach Hause, weil er in sich gegangen ist. Auch nicht die Spur von Allem, was die Kirche, die seinen Namen für sich in Beschlag genommen hat, auf diesen Namen hin vom Menschen fordert als Bedingung des Heils: Keinerlei Zustimmung zu irgend einem Dogma über seine Person, über die Bedeutung seines Todes oder seiner Auferstehung! Ueberall rein sittliche, aus dem Wesen der Natur fließende Bedingungen für die Theilnahme am Gottesreich.

1. Das Leben lieben und den Tod nicht scheuen,
   Mit ganzem Herzen sich der Menschheit weihen,
   Die Liebe üben, nach der Wahrheit streben,
   Ist wahres Leben. —

2. So leuchtet, Jesus Christ, dein Erdenwallen,
   Ein göttlich reines Bild voran uns allen.
   O möchten wir dir Weisen, Liebereichen
   Doch alle gleichen! (Blau.)

* * *

Du sprachst das ew'ge Wort des Lebens,
Das durch Jahrtausende ertönt,
Das Losungswort des Menschheitstrebens,
Das Wort der Liebe, die versöhnt;

Das Wort des Glaubens, der uns weihet;
Das Wort der Hoffnung, die erhebt;
Das Wort der Wahrheit, die befreiet,
Das Wort der Freiheit, die belebt.

Der Schiffer hört es in dem Sturme,
Die Mutter an des Kindes Grab,
Wie der Gefang'ne tief im Thurme,
Der Flüchtling mit dem Bettelſtab;
Es hört's, wer feſten Schritt's entgegen
Dem Tode eilt für Licht und Recht;
Er hört, wie der Erlöſung Segen
Umrauſcht ein künftiges Geſchlecht!

Den Völkern nimmſt du treu die Bürde
Vom Nacken, und ihr Joch zerbricht;
Denn dein Wort iſt die Menſchenwürde,
Das jedes Volk einſt freudig ſpricht;
Dein Wort wird weltbefreiend richten,
Es ruft das Recht zum auferſteh'n.
Du wirſt den Völkermord vernichten,
Und dann nur wird dein Banner weh'n!

O laß um dich ſie alle ſchaaren,
Die Völker, die der Wahn getrennt,
Die durch die Knechtſchaft Feinde waren,
Daß jedes, frei, nur Freie kennt!
In Freiheit führe ſie zuſammen,
Du Völkerheiland, Friedensheld,
Und in der Liebe heil'gen Flammen
Verjünge die erlöste Welt!

* * *

Du fühlteſt, Herr, in deinem Herzen
Der ganzen Menſchheit Sehnſuchtsdrang;
O du empfandſt all' ihre Schmerzen,
Wenn nach Erlöſung heiß ſie rang.

Von Selbſtſucht lag ſie hart gebunden,
Verſöhnung ſuchte ſie und Licht;
Und nimmer ward das Wort gefunden,
Das ihre ſtarken Ketten bricht.

Da rauſchte, Herr, der Gottheit Quelle
In deiner Bruſt; in dir ertönt
War jenes Wort, das morgenhelle,
Das durch die Lieb' die Welt verſöhnt;
Das Wort, das heil'ge, das befreiet,
Das Wort der Wahrheit ward dir kund;
Das Wort, das neu die Menſchheit weihet
Zum freien, ew'gen Bruderbund. —

„Mir nach!" ſo riefſt du, hehrer Meiſter,
„Das Höchſte ſteht noch aus — die That!
Ihr gotterfüllten, edlen Geiſter,
Sie blüht durch euch aus meiner Saat.
Es wächst aus meinem Liebestode
Das Leben, das den Tod bezwingt,
Das ſiegreich als Erlöſungsbote
Von einem Volk zum andern dringt!"

Ja, Herr, du haſt geſiegt, errungen
Haſt du der Menſchheit Sieg zugleich;
Denn gottentſtammt und gottdurchdrungen
Ward ſie durch dich zum Gottesreich.
Dir nach! Uns winkt in deinen Händen
Das Siegespanner hehr und rein!
Auf, die Erlöſung zu vollenden!
Du wirſt im Geiſte mit uns ſein!

(Dulcers Gſb.)

Golgatha.

O Golgatha, zu deinen Höhen
Erheb' ich ehrfurchtsvoll mein Herz,
Ich will den Menſchheitshelden ſehen
In ſeines Opfertodes Schmerz;

Gedenkend ſeiner Todespein
Will ich mich ganz der Menſchheit weih'n.

Wie herrlich ſcheidet der Gerechte,
Im Tod als Menſch aus Gott verklärt!
Zwar leidet er den Tod der Knechte,
Von Frevlern noch am Kreuz entehrt;
Doch ſeines Muths Erhabenheit
Bezeugt des Menſchen Göttlichkeit.

Er fleht für die, die ihn verkannten,
Mit himmliſcher Gelaſſenheit;
Bemerkt die traurigen Verwandten
Und ſorgt für ſie voll Zärtlichkeit;
Spricht Frieden, Troſt und Seelenruh'
Den Kummervollen liebend zu.

Stets freudig, Gottes heil'gen Willen,
Auch wenn er Leiden vor ſich ſah,
Durch Lehr' und Thaten zu erfüllen,
Fühlt er ſich nun dem Ziele nah;
Und Demuth auf dem Angeſicht,
Freut er ſich der vollbrachten Pflicht.

Seht, wie er jetzt in jener Stunde,
Wo mancher Held nicht Faſſung hielt,
Mit Gott im klar erkannten Bunde,
Dem Vater ſeinen Geiſt empfiehlt,
Und unſ'rer Seele hohen Werth
Durch dieſes letzte Wort verklärt.

So ſtirbt der Meiſter, ſeine Lehren
Von Tugend und Unſterblichkeit
Der Welt als göttlich zu bewähren!
Er macht die Menſchen all' bereit,
Der Wahrheit Zeugen treu zu ſein,
Den Tod nicht für die Lieb' zu ſcheu'n.

Schon viele tauſend Brüder ſchieden
Dir, Jeſus, nach mit Freudigkeit;
Sie fühlten jenen heil'gen Frieden,
Den Gottbewußtſein nur verleiht.
Das ſoll auch mir das Leben weih'n;
So wird mein Tod wie deiner ſein.

(Dulcers Gſb.)

Die reine Lehre Jeſu iſt zugleich erhabene Tugendlehre. Sie iſt uns am reinſten aufbewahrt in ſeiner **Bergpredigt** und in ſeinen Gleichniſſen.

1. Jeſu Bergpredigt.

1) Jeſus lehrte ſie und ſprach: Selig ſind, die da geiſtlich arm ſind; denn das Himmelreich iſt ihr. Selig ſind, die da Leid tragen; denn ſie ſollen getröſtet werden. Selig ſind die Sanftmüthigen; denn ſie werden das Erdreich beſitzen. Selig ſind, die da hungern und dürſten nach der Gerechtigkeit; denn ſie ſollen ſatt werden. Selig ſind die Barmherzigen; denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig ſind, die reines Herzens ſind; denn ſie werden Gott ſchauen. Selig ſind die Friedfertigen; denn ſie werden Gottes Kinder heißen. Selig ſind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich iſt ihr. Selig ſeid ihr, wenn euch die Menſchen um meinetwillen ſchmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, ſo ſie daran lügen. Denn alſo haben ſie verfolget die Propheten, die vor euch geweſen ſind. Ihr ſeid das Salz der Erde. Wo nun das Salz fade wird, womit ſoll man ſalzen? Es iſt zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinaus ſchütte und laſſe es die Leute zertreten. Ihr ſeid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen ſein. Man zündet auch nicht ein Licht an und ſtellt es unter einen Scheffel, ſondern auf einen Leuchter, ſo leuchtet es denen Allen, die im Hauſe ſind. Alſo laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie eure guten Werke ſehen und euern Vater im Himmel preiſen.

2) Ihr ſollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Geſetz oder die Propheten aufzulöſen; ich bin nicht gekommen, aufzulöſen, ſondern zu erfüllen. Denn ich ſage euch, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinſte Buchſtabe, noch ein Pünktlein vom Geſetze, bis daß es Alles geſchehe.

Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt: Du ſollſt nicht tödten: wer aber tödtet, der ſoll des Gerichtes ſchuldig ſein. Ich aber ſage euch: Wer mit ſeinem Bruder zürnet, der iſt des Gerichts ſchuldig; wer aber zu ſeinem Bruder ſagt: Racha, der iſt des Raths ſchuldig; wer aber ſagt: Du Narr, der iſt des hölliſchen Feuers ſchuldig. Darum wenn du deine Gabe auf dem Altar opferſt und wirſt allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich hat, ſo laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin, und verſöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe! Ihr habt weiter gehört, daß zu den Alten geſagt iſt: Du ſollſt keinen falſchen Eid thun, und ſollſt Gott deinen Eid halten. Ich aber ſage euch, daß ihr allerdings nicht ſchwören ſollt, weder bei dem Himmel, denn er iſt Gottes Stuhl; noch bei der Erde, denn ſie iſt ſeiner Füße Schemel; noch bei Jeruſalem, denn ſie iſt eines großen Königs Stadt. Auch ſollſt du nicht bei deinem Haupte ſchwören; denn du vermagſt nicht ein einziges Haar weiß oder ſchwarz zu machen. Eure Rede aber ſei: Ja, ja, nein, nein; was darüber iſt, das iſt vom Uebel. Ihr habet gehört, daß geſagt iſt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber ſage euch, daß ihr nicht widerſtreben ſollt dem Uebel; ſondern ſo dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und ſo Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und ſo dich Jemand nöthiget Eine Meile, ſo gehe mit ihm zwei. Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will. Ihr habt gehört, daß geſagt iſt: Du ſollſt deinen Nächſten lieben und deinen Feind haſſen. Ich aber ſage euch: Liebet eure Feinde; ſegnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch haſſen; bittet für die, ſo euch be-

leidigen und verfolgen; auf daß ihr Kinder ſeid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt ſeine Sonne aufgehen über die Böſen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn ſo ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasſelbe auch die Zöllner? Und ſo ihr euch nur zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch alſo? Darum ſollt ihr vollkommen ſein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt.

3) Habt Acht auf eure Almoſen, daß ihr die nicht gebet vor den Leuten, daß ihr von ihnen geſehen werdet; ihr habt anders keinen Lohn bei euerm Vater im Himmel. Wenn du nun Almoſen gibſt, ſollſt du nicht laſſen vor dir poſaunen, wie die Heuchler thun in den Schulen und in den Gaſſen, auf daß ſie von den Leuten geprieſen werden. Wahrlich, ich ſage euch: Sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du aber Almoſen gibſt, ſo laſſe deine linke Hand nicht wiſſen, was die rechte thut, auf daß dein Almoſen verborgen ſei; und dein Vater, der in das Verborgene ſieht, wird dir's vergelten öffentlich.

4) Ihr ſollt euch nicht Schätze ſammeln auf Erden, da ſie die Motten und der Roſt freſſen, und da die Diebe nachgraben und ſtehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da ſie weder Motten noch Roſt freſſen, und da die Diebe nicht nachgraben noch ſtehlen; denn wo euer Schatz iſt, da iſt auch euer Herz. Das Auge iſt des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig iſt, ſo wird dein ganzer Leib licht ſein. Wenn aber dein Auge ein Schalk iſt, ſo wird dein ganzer Leib finſter ſein. Wenn aber das Licht, das in dir iſt, finſter iſt: wie groß wird die Finſterniß ſein?

5) Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Maß ihr meſſet, wird euch gemeſſen werden. Was ſieheſt du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirſt nicht gewahr des Balkens in deinem Auge? Oder wie darfſt du ſagen zu deinem Bruder: Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen! Und ſiehe, ein Balken iſt in

deinem Auge. Du Heuchler, ziehe am erſten den Balken aus deinem Auge; darnach beſiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge zieheſt! — Alles nun, was ihr wollet, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen, das iſt das Geſetz und die Propheten.

6) Gehet ein durch die enge Pforte; denn die Pforte iſt weit, und der Weg iſt breit, der zur Verdammniß abführet, und ihrer ſind Viele, die darauf wandeln. Und die Pforte iſt enge, und der Weg iſt ſchmal, der zum Leben führt, und wenige ſind ihrer, die ihn finden. Sehet euch vor vor den falſchen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber ſind ſie reißende Wölfe. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Kann man auch Trauben leſen von den Dornen, oder Feigen von den Diſteln. Alſo ein jeglicher gute Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Es werden nicht Alle, die zu mir ſagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden Viele zu mir ſagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweiſſaget? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet von mir, ihr Uebelthäter. Darum, wer dieſe meine Rede höret und thut ſie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der ſein Haus auf einen Felſen bauete. Da nun ein Platzregen fiel, und ein Gewäſſer kam, und weheten die Winde und ſtießen an das Haus, fiel es doch nicht; denn es war auf einen Felſen gegründet. Und wer dieſe meine Rede höret und thut ſie nicht, der iſt einem thörichten Manne gleich, der ſein Haus auf den Sand bauete. Da nun ein Platzregen fiel, und kam ein Gewäſſer, und weheten die Winde und ſtießen an das Haus, da fiel es, und that einen großen Fall.

Und es begab ſich, da Jeſus dieſe Rede vollendet hatte, entſetzte ſich das Volk über ſeine Lehre; denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. (Matth. 5—7.)

2. Die Gleichniſſe Jeſu.

1. Vom Säemann.

Die Predigt vom Reiche Gottes findet verſchiedene Aufnahme in den verſchiedenen Menſchenherzen.

Siehe, es ging ein Säemann aus zu ſäen. Und indem er ſäete, fiel Etliches an den Weg, und es kamen die Vögel des Himmels und fraßen es auf. Anderes aber fiel auf felſigen Boden, wo es nicht viel Erde hatte; und es ging alsbald auf, weil es keine tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, hatte es heiß, und weil es keine Wurzel hatte, verdorrete es. Anderes fiel unter die Dornen, und die Dornen gingen auf und erſtickten es. Anderes aber fiel auf das gute Land und brachte Frucht, etliches hundert-, etliches ſechszig- und etliches dreißigfältig. Wer Ohren hat zu hören, der höre! —

So höret nun die Deutung dieſes Gleichniſſes vom Säemann. Wenn Jemand die Lehre vom Reiche hört und nicht verſteht, ſo kommt der Böſe und reißt das Geſäete aus ſeinem Herzen. Das iſt der auf den Weg Geſäete. Der aber auf den felſigen Boden Geſäete, das iſt der, welcher die Lehre hört und alsbald mit Freuden aufnimmt. Er hat aber keine Wurzel in ſich, ſondern iſt ohne Beſtand, und wenn ſich Drangſal oder Verfolgung erhebt um der Lehre willen, ſo fällt er alsbald ab. Der aber unter die Dornen Geſäete, das iſt der, welcher die Lehre hört; aber die Sorge dieſer Welt und die Verlockung des Reichthums erſtickt die Lehre, und ſie bleibet ohne Frucht. Der aber auf das gute Land Geſäete, das iſt der, welcher die Lehre höret und verſtehet, und dann auch Frucht bringt hundert-, ſechszig- und dreißigfältig. (Matth. 13, 3—9 u. 18—29.)

2. Vom Schatz und der Perle.

Die Entdeckung des im Menſchenherzen verborgenen höchſten Gutes verleiht den natürlichen Gütern erſt ihren rechten Werth.

Das Himmelreich iſt gleich einem Schatz, der in einem Acker verborgen lag. Als ihn nun ein Menſch fand, verbarg er ihn, begab ſich weg in ſeiner Freude, veräußerte Alles, was er hatte und kaufte denſelbigen Acker. —

Wiederum iſt das Himmelreich gleich einem Kaufmann, der ſchöne Perlen ſuchte. Als er nun eine köſtliche Perle fand, ging er hin, nahm Alles zuſammen, was er hatte, und kaufte ſie. (Matth. 13, 44—46.)

3. Vom Senfkorn und Sauerteig.

Das Reich Gottes iſt dazu beſtimmt, äußerlich und innerlich das ganze Land der Menſchheit zu umfaſſen und zu ergreifen. Es iſt die Vollendung der Welt.

Ein anderes Gleichniß legte er ihnen vor und ſprach: Das Himmelreich iſt gleich einem Senfkorn, welches ein Menſch nahm und in ſeinen Acker ſäete. Es iſt das kleinſte unter allen Samen; wenn es aber wächst, ſo iſt es das größte von allen Kräutern und wird ein Baum, ſo daß die Vögel des Himmels kommen und in ſeinen Zweigen wohnen.

Ein anderes Gleichniß ſagte er ihnen:

Das Himmelreich iſt gleich dem Sauerteig, den ein Weib nahm und unter drei Scheffel Mehl knetete, bis es ganz durchſäuert war. (Matth. 13, 31—34.)

4. Vom wachſenden Samen.

Das Reich Gottes unterliegt einer innern, ſtufenweiſen Entwicklung.

Und er ſprach:

Es verhält ſich mit dem Reiche Gottes ſo, wie wenn ein Menſch Samen ſtreuet auf's Land, und er ſchläft des Nachts und ſtehet auf am Tag, und der Same keimet und wächst, ohne daß er's ſelber merkt. Denn von ſelber trägt die Erde

Frucht, zuerſt das Saatengrün, dann die Aehre, dann den vollen Weizen in der Aehre. Wenn aber die Frucht reif iſt, ſo entſendet er alsbald die Sichel, denn die Ernte iſt da.

(Mark. 4, 26—29.)

5. Vom Unkraut im Acker.

Das Reich Gottes kann ſich in der Welt nur neben dem Böſen entwickeln; es reift aber innerlich zum Gericht für jenes.

Ein anderes Gleichniß legte er ihnen vor und ſprach:

Das Himmelreich iſt zu vergleichen einem Menſchen, welcher guten Samen ſäete auf ſeinen Acker. Als aber die Leute ſchliefen, kam ſein Feind und ſäete Unkraut unter den Weizen, und ging hinweg. Als nun die Saat aufſproßte und Frucht trug, da zeigte ſich auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausherrn herzu und ſprachen zu ihm: „Herr, haſt du nicht guten Samen geſäet auf deinen Acker? Woher hat er denn das Unkraut?“

Er aber ſprach zu ihnen: „Ein feindſeliger Menſch hat dies gethan.“ Und die Knechte ſprachen zu ihm: „Willſt du nun, daß wir hingehen und es zuſammenleſen? Er aber ſprach: „Nein, damit ihr nicht, wenn ihr das Unkraut zuſammenleſet, auch zugleich den Weizen mit ausraufet. Laſſet Beides zuſammen aufwachſen bis zur Ernte; und zur Zeit der Ernte will ich den Schnittern ſagen: Leſet zuerſt das Unkraut zuſammen und bindet es in Bündel, daß man es verbrenne; den Weizen aber ſammelt in meine Scheuer.“ (Matth. 13, 24—30.)

6. Die Einladung zum Mahl.

Der natürliche Menſch hat mancherlei Abhaltungsgründe, dem Rufe zu folgen.

Es war ein Menſch, der machte ein großes Mahl und lud Viele dazu ein. Und er ſandte ſeine Knechte zur Stunde des Mahles, um den Geladenen zu ſagen: „Kommet, denn es iſt Alles bereitet.“ Und ſie fingen an Alle einſtimmig ſich zu entſchuldigen. Der Erſte ſprach zu ihm: „Ich habe einen Acker

gekauft und bin genöthigt hinzugehen, und ihn zu beſehen; ich bitte dich, halte mich für entſchuldigt.“ Und ein Anderer ſprach: „Ich habe fünf Joch Ochſen gekauft, und ich gehe, ſie zu ſchätzen; ich bitte dich, halte mich für entſchuldigt.“ Und ein Anderer ſprach: „Ich habe ein Weib genommen, und darum kann ich nicht kommen.“ Und der Knecht kam und berichtete das ſeinem Herrn. Da ward der Hausherr zornig und ſprach zu ſeinem Knechte: „Gehe ſchnell aus auf die Gaſſen und Straßen der Stadt, und führe die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden her.“ Und der Knecht ſprach: „Herr, es iſt geſchehen, was du geboten, und noch iſt Raum.“ Da ſprach der Herr zu dem Knechte: „Geh' hinaus an die Wege und Zäune, und nöthige ſie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde; denn ich ſage euch, daß Keiner von jenen, die geladen ſind, meine Mahlzeit ſchmecken ſoll.“ (Luc. 14. 16—24.; vgl. Matth. 22, 1—14.)

7. Die böſen Weingärtner.

Das Reich Gottes wird an die Heiden gegeben.

Es war ein Hausherr, der pflanzte einen Weinberg, und zog einen Zaun um denſelben, grub eine Kelter in ihm und baute einen Wachtthurm, übergab ihn den Weingärtnern und zog über Land. Als nun die Zeit der Früchte nahete, ſandte er ſeine Knechte zu den Weingärtnern, um ſeine Früchte zu empfangen. Und die Weingärtner nahmen die Knechte und ſchlugen den einen; den andern tödteten ſie und den dritten ſteinigten ſie.

Abermals ſandte er andere Knechte, mehr denn der erſten waren, und ſie thaten mit ihnen ebenſo. Endlich ſandte er ſeinen Sohn, indem er dachte: „Sie werden ſich vor meinem Sohne ſcheuen.“ Da aber die Weingärtner den Sohn ſahen, ſprachen ſie unter ſich: „Das iſt der Erbe, kommt, laßt uns ihn tödten und ſein Erbe in Beſitz nehmen.“ Und ſie nahmen ihn und warfen ihn zum Weinberg hinaus und tödteten ihn. Wenn nun der Herr des Weinbergs kommt, was wird er jenen Weingärtnern thun?

Da ſprachen die Phariſäer und Schriftgelehrten zu ihm: Er wird die Böſewichter übel beſtrafen und den Weinberg andern Weingärtnern übergeben, welche ihm die Früchte abliefern zu ihrer Zeit.

Jeſus ſpricht zu ihnen: Habet ihr niemals geleſen in der Schrift (Pſ. 118, 22): Der Stein, den die Baulente verworfen, iſt zum Eckſtein geworden. Vom Herrn iſt dies geſchehen und wunderbar iſt's in unſern Augen! Darum ſage ich euch: Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das die Früchte desſelben bringt. (Matth. 22, 33—43.)

8. Die Arbeiter im Weinberge.

Es iſt nie zu ſpät, dem Rufe der göttlichen Beſtimmung zu folgen. Die göttliche Gnade ſchenkt auch dem ſpät Bekehrten die volle Seligkeit.

Das Himmelreich iſt gleich einem Hausherrn, der am frühen Morgen ausging, Arbeiter zu miethen in ſeinen Weinberg. Er kam nun mit den Arbeitern überein um fünf Groſchen für den Tag und ſchickte ſie in ſeinen Weinberg. Und er ging aus um die dritte Stunde und ſah Andere müßig ſtehen auf dem Markte und ſprach zu ihnen: „Gehet auch ihr in meinen Weinberg, und ich will euch geben was recht iſt.“ Und ſie gingen hin. Und wiederum ging er aus um die ſechste und neunte Stunde und that ebenſo. Und als er um die eilfte Stunde ausging, fand er Andere ſtehen und ſagte zu ihnen: „Was ſteht ihr hier den ganzen Tag müßig?“ Sie ſagen zu ihm: „Es hat uns Niemand gedinget.“ Er ſagte zu ihnen: „Gehet auch ihr in den Weinberg.“ Als es nun Abend ward, ſprach der Herr des Weinberges zu ſeinem Verwalter: „Rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn, von den Letzten an, bis zu den Erſten. Und es kamen die um die eilfte Stunde Gedungenen und empfingen ein Jeder fünf Groſchen. Als aber die Erſten kamen, meinten ſie, ſie würden mehr erhalten; und auch ſie empfingen ein Jeder fünf Groſchen. Und als ſie dieſelben erhalten, murrten ſie wider den Hausherrn und ſagten: „Dieſe Letztern haben nur eine Stunde gearbeitet, und du haſt uns ihnen gleichgeſtellt die

wir des Tages Laſt und Hitze getragen haben!“ Er aber antwortete und ſprach zu einem von ihnen: „Freund, ich thue dir nicht Unrecht; biſt du nicht um fünf Groſchen mit mir überein gekommen? Nimm das Deine und geh'. Ich will dieſem Letzten geben ſo wie dir. Iſt es mir nicht erlaubt, zu thun mit den Meinen, was ich will? Siehet dein Auge ſcheel, daß ich gütig bin?“ Alſo werden die Letzten die Erſten ſein, und die Erſten die Letzten. (Matth. 20, 1—16.)

9. Vom Feigenbaum.

Die zuwartende göttliche Langmuth.

Er ſagte auch dieſes Gleichniß:

Es hatte Jemand einen Feigenbaum, der in ſeinem Weinberg gepflanzt war, und er kam und ſuchte Frucht an demſelben, und fand keine. Da ſprach er zum Weingärtner: „Siehe, drei Jahre komme ich nun und ſuche Frucht an dieſem Feigenbaume, und finde keine; haue ihn weg, was ſoll er das Land unfruchtbar machen?“ Er aber antwortete und ſprach zu ihm: „Herr! laß ihn noch dieſes Jahr, bis ich ihn umgegraben und Dünger daran gelegt habe. Vielleicht bringt er dann Frucht; wo nicht, ſo magſt du ihn hernach umhauen.“ (Luk. 13, 6—9.)

10. Die zwei Söhne.

Leeres Wort und reuige That.

Ein Menſch hatte zwei Söhne; und er ging zu dem erſten und ſprach: „Mein Sohn, gehe hin und arbeite heut in meinem Weinberg“. Er aber antwortete und ſprach: „Ich mag nicht!“ Nachher aber gereute es ihn und er ging hin. Und er kam zu dem Andern und ſprach ebenſo. Der antwortete und ſprach: „Ja, Herr!“ und ging nicht. Welcher von dieſen Beiden that den Willen des Vaters? — Da ſagten die Hohenprieſter und die Aelteſten der Volkes zu ihm: der Erſte. Jeſus aber ſprach zu ihnen: Wahrlich ich ſage euch, die Zöllner und Sünder kommen vor euch in's Reich Gottes. Denn Johannes trat unter euch auf als Lehrer der Gerechtigkeit, und ihr glaubtet ihm

nicht; die Zöllner und Sünder aber glaubten ihm, und obwohl ihr es ſahet, gereuete es euch nachher nicht, ſo daß ihr an ihn geglaubt hättet! (Matth. 21, 28—34.)

11. Der Phariſäer und der Zöllner.

Nicht durch äußere Werkgerechtigkeit, ſondern durch Demuth erlangt der Menſch das Heil.

Zwei Menſchen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Phariſäer, der andere ein Zöllner. Der Phariſäer ſtand emporgerichtet und betete bei ſich ſelber alſo: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieſer Zöllner. Ich faſte zwei Mal in der Woche und gebe den Zehnten von Allem, was ich einnehme.“ Und der Zöllner ſtand von ferne, durfte auch ſeine Augen nicht aufheben zum Himmel, ſondern ſchlug an ſeine Bruſt und ſagte: „Gott, ſei mir Sünder gnädig!“ Ich ſage euch: Dieſer ging mehr gerechtfertigt hinab in ſein Haus als jener; denn wer ſich ſelbſt erhöht, der wird erniedrigt, wer aber ſich ſelbſt erniedrigt, der wird erhöht!

(Luk. 18, 10—14.)

12. Vom verlornen Schaf und Groſchen.

Die göttliche Gnade ſucht den Verlornen auf.

Es naheten ſich ihm viele Zöllner und Sünder, um ihn zu hören. Da murrten die Phariſäer und Schriftgelehrten und ſprachen: „Dieſer nimmt die Sünder an und ißt mit ihnen.“ Er aber ſagte zu ihnen dieſes Gleichniß:

Wer von euch, der hundert Schafe hat, und eines davon verliert, läßt nicht die neunundneunzig in der Wüſte und geht auf das verlorne aus, bis er es findet? Und wenn er es gefunden, ſo legt er es auf ſeine Schultern mit Freuden, und wenn er nach Hauſe kommt, ſo ruft er die Freunde und Nachbarn zuſammen und ſagt zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein verlornes Schaf gefunden! Ich ſage euch: Alſo wird im Himmel Freude ſein über einen Sünder, der Buße

thut, mehr denn über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Oder welches Weib, die zehn Groſchen hat, wenn ſie einen Groſchen verliert, zündet nicht ein Licht an und kehrt das Haus und ſuchet ſorgfältig, bis daß ſie ihn findet. Und wenn ſie ihn gefunden, ruft ſie die Freundinnen und Nachbarinnen zuſammen und ſpricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe den Groſchen gefunden, den ich verloren hatte. Alſo, ſage ich euch, entſtehet Freude bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut. (Luk. 15, 1—10.)

13. Vom verlornen Sohn.

Das Leben in der Entfremdung, und die Umkehr zu Gott durch die reuige Einkehr in ſich ſelbſt.

Ein Menſch hatte zwei Söhne; und der jüngere von ihnen ſprach zum Vater: „Vater, gib mir den Theil des Vermögens, der mir zukömmt!“ Und er vertheilte ihnen das Beſitzthum. Und nach nicht langer Zeit nahm der jüngere Sohn Alles zuſammen und zog weg in ein fernes Land und vergeudete daſelbſt ſein Vermögen in üppigem Leben. Als er Alles aufgezehrt, entſtand eine große Hungersnoth in jenem Lande, und er fing an Mangel zu leiden. Da ging er hin und hielt ſich an einen Einwohner desſelbigen Landes, der ſchickte ihn auf ſein Feld, die Schweine zu hüten. Gerne hätte er da ſeinen Bauch mit den Schoten gefüllt, welche die Schweine fraßen; und Niemand gab ſie ihm.

Da ging er in ſich und ſprach: „Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Brod die Fülle, und ich komme hier um durch Hunger. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater ziehen und zu ihm ſprechen: „Vater, ich habe geſündigt gegen den Himmel und an dir, ich bin nicht mehr werth, dein Sohn zu heißen; halte mich nur wie einen deiner Tagelöhner!“ Und er machte ſich auf und ging zu ſeinem Vater.

Als er noch weit entfernt war, ſah ihn ſein Vater und erbarmte ſich; und er lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Der Sohn aber ſprach zu ihm „Vater, ich

habe gesündigt gegen den Himmel und an dir und ich bin nicht mehr werth, dein Sohn zu heißen." Der Vater aber sprach zu seinen Knechten: „Bringet das beste Gewand heraus und zieht es ihm an, und thut einen Ring an seine Hand, und Schuhe an seine Füße; und holet das gemästete Kalb und schlachtet es. Wir wollen essen und fröhlich sein, denn dieser mein Sohn war todt, und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden!" Und sie fingen an fröhlich zu sein.

Es war aber sein älterer Sohn auf dem Felde, und als er kam und sich dem Hause nahete, hörte er Gesang und Tanz. Und er rief einen der Knechte herbei und erkundigte sich, was das wäre. Der sprach zu ihm: „Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat das gemästete Kalb geschlachtet, weil er ihn gesund wieder erhalten hat." Da ward er zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater aber kam heraus und redete ihm zu. Er aber antwortete und sprach zum Vater: „Siehe, so viele Jahre diente ich dir und habe nie dein Gebot übertreten, und nie hast du mir einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden hätte fröhlich sein können! Da aber dieser, dein Sohn, der dein Gut durchgebracht hat, gekommen ist, hast du ihm das gemästete Kalb geschlachtet!" Er aber sprach zu ihm: „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und Alles, was mein ist, ist dein. Billig aber freute ich mich und war fröhlich, denn dieser, dein Bruder, war todt und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden!"

(Luk. 15, 11—32.)

14. Vom unbarmherzigen Knecht.

Wir erhalten nur dann Vergebung, wenn wir selbst Vergebung üben.

Einst trat Petrus zu Jesus und sprach: Herr, wie oft muß ich meinem Bruder vergeben, der gegen mich gesündigt? Sieben Mal? Jesus sagt zu ihm: Nicht sieben Mal, sage ich dir, sondern siebenundsiebzig Mal!

Darum ist das Himmelreich zu vergleichen einem Könige, welcher Rechnung halten wollte mit seinen Knechten. Als er

nun anfing zu rechnen, ward ihm einer gebracht, der zehntauſend Talente ſchuldig war. Da er nun nicht bezahlen konnte, ſo befahl der Herr, daß er ſammt ſeinem Weib und ſeinen Kindern und ſeiner ganzen Habe ſolle verkauft, und daß daraus ſolle bezahlt werden." Da fiel der Knecht vor ihm nieder und ſagte: „Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen." Und es jammerte den Herrn desſelbigen Knechtes; er gab ihn los und erließ ihm die Schuld.

Als aber derſelbige Knecht hinaus kam, fand er einen ſeiner Mitknechte, der ihm vierhundert Groſchen ſchuldig war. Und er ergriff ihn bei der Gurgel und ſagte: „Bezahle mir, was du ſchuldig biſt." Da fiel ſein Mitknecht vor ihm nieder und bat ihn und ſprach: „Habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen." Er aber wollte nicht, ſondern ging hin und warf ihn in's Gefängniß, bis er das Schuldige bezahle.

Da ſeine Mitknechte ſolches ſahen, wurden ſie ſehr betrübt, und gingen hin und meldeten ihrem Herrn Alles, was geſchehen war. Da ließ ihn ſein Herr herbeirufen und ſagte zu ihm: „Du böſer Knecht! Jene ganze Schuld erließ ich dir, dieweil du mich bateſt. Mußteſt du dich nicht auch deines Mitknechtes erbarmen, ſo wie auch ich mich deiner erbarmte?" Und voll Zorn überantwortete ihn ſein Herr den Kerkermeiſtern, bis er alles ihm Schuldige bezahle.

Alſo wird auch mein himmliſcher Vater euch thun, wenn ihr nicht ein jeglicher von Herzen ſeinem Bruder vergebet!

(Matth. 18, 23—35.)

15. Vom reichen Kornbauer.

Nicht an die Güter hänge das Herz, die das Leben vergänglich zieren!

Eines reichen Mannes Feld trug viele Früchte. Und er überlegte bei ſich ſelbſt und ſagte: Was ſoll ich thun? Ich habe keinen Raum, meine Früchte einzuſammeln. Und er ſprach: Das will ich thun, ich will meine Scheuern einreißen und größer bauen und dahin alle meine Vorräthe und meine Güter einſammeln. Dann will ich zu meiner Seele ſagen: Liebe Seele, du haſt vielen Vorrath liegen auf viele Jahre; ſei ruhig, iß und

trink und ſei guter Dinge! Gott aber ſprach zu ihm: „Du Thor! Dieſe Nacht wird deine Seele von dir abgefordert, und weſſen wird es ſein, das du aufgehäufet?“ Alſo gehet es dem, der ſich Schätze ſammelt und nicht in Gott reich iſt.

(Luk. 12, 16—21.)

16. Vom barmherzigen Samariter.

Die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung.

Ein Geſetzesgelehrter trat auf und verſuchte Jeſus und ſprach: „Lehrer, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen?“ Er aber ſprach zu ihm: „Was ſtehet im Geſetz geſchrieben? Wie lieſeſt du?“ — Er antwortete und ſprach: „Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele und mit allen deinen Kräften und all deinen Gedanken, und deinen Nächſten wie dich ſelbſt.“ Er ſprach zu ihm: „Du haſt recht geantwortet; thue dieſes, ſo wirſt du leben.“ Jener aber wollte ſich rechtfertigen und ſprach zu Jeſus: „Wer iſt aber mein Nächſter?“ — Da antwortete Jeſus und ſprach:

„Ein Menſch zog von Jeruſalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber. Die zogen ihn aus, ſchlugen und verwundeten ihn, gingen hinweg und ließen ihn halbtodt liegen. Von ungefähr nun zog ein Prieſter denſelben Weg hinab, und als er ihn ſah, ging er vorüber. Desgleichen auch kam ein Levit an dem Orte durch, ſah ihn und ging vorüber. Ein reiſender Samariter aber kam zu ihm, ſah ihn und erbarmte ſich. Er trat hinzu, verband ſeine Wunden und goß Oel und Wein darauf; dann hob er ihn auf ſein Thier, brachte ihn in die Herberge und pflegte ſein. Als er am andern Morgen fortging, zog er zehn Groſchen hervor, gab ſie dem Wirth und ſprach: „Trage Sorge zu ihm, und ſo du mehr für ihn verwendeſt, will ich es dir bezahlen, wann ich zurückkomme.“ Wer nun von dieſen Dreien, dünket dich, war der Nächſte von dem, der unter die Räuber fiel?“ Er ſprach: „Der, welcher Barmherzigkeit an ihm that.“ Da ſprach Jeſus zu ihm: „Gehe hin und thue desgleichen!“ (Luk. 10, 25—37.)

17. Von den Talenten.

Die göttlichen Gaben und Aufgaben, und der Lohn nach dem Maße der Treue.

Ein Mann, der wegreiſete, rief ſeine Knechte und übergab ihnen ſein Vermögen. Dem Einen gab er fünf Talente, dem Andern zwei und noch einem Andern eines, einem Jeglichen nach ſeinem Vermögen. Der nun, welcher die fünf Talente empfangen, handelte damit und erwarb andere fünf Talente. Desgleichen gewann auch der, welcher die zwei empfangen, andere zwei. Der aber, der das eine empfangen, ging hin und machte eine Grube in die Erde und verbarg das Geld ſeines Herrn.

Nach langer Zeit nun kommt der Herr derſelbigen Knechte und hält mit ihnen Rechnung. Da trat herzu, der die fünf Talente empfangen, brachte andere fünf Talente und ſagte: „Herr, fünf Talente haſt du mir übergeben, ſiehe, ich habe andere fünf Talente mit denſelben gewonnen.“ Da ſprach zu ihm ſein Herr: „Wohl, du guter und getreuer Knecht, du biſt über Weniges getreu geweſen, ich will dich über Vieles ſetzen, gehe ein zur Freude deines Herrn!“ Es trat auch herzu, der die zwei Talente empfangen hatte, und ſprach: „Herr, zwei Talente haſt du mir übergeben, ſiehe, ich habe zwei andere Talente mit denſelben gewonnen.“ Da ſprach zu ihm ſein Herr: „Wohl, du guter und getreuer Knecht, du biſt über Weniges getreu geweſen, ich will dich über Vieles ſetzen, gehe ein zu der Freude deines Herrn.“ Nun trat auch herzu, der das eine Talent erhalten, und ſprach: „Herr, ich kannte dich, daß du ein harter Mann biſt, daß du ernteſt, wo du nicht geſäet, und ſammelſt, wo du nicht ausgeſtreut. Ich fürchtete mich, ging hin und vergrub dein Talent in die Erde; ſiehe, hier haſt du das Deine.“ Da antwortete ſein Herr und ſprach zu ihm: „Du böſer und träger Knecht, du wußteſt, daß ich ernte, wo ich nicht geſäet, und ſammle, wo ich nicht ausgeſtreut? Du hätteſt alſo mein Geld den Wechslern geben ſollen, ſo hätte ich bei meiner Zurückkunft das Meine erhalten mit Zinſen! Darum nehmet ihm das Talent und gebet es dem, der zehn Talente

hat. Denn dem, der hat, wird gegeben, dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen, was er hat. Und werfet den unnützen Knecht hinaus in die Finſterniß draußen; da wird Heulen und Zähneknirſchen ſein!"

18. Von den zehn Jungfrauen.

Nur ein waches kräftiges Glaubensleben ſichert uns die Seligkeit des kommenden Gottesreiches.

Alsdann wird das Reich der Himmel zu vergleichen ſein zehn Jungfrauen, welche ihre Lampen nahmen und ausgingen, dem Bräutigam entgegen. Fünf von ihnen waren thöricht und fünf klug. Die, welche thöricht waren, nahmen ihre Lampen, aber kein Oel mit ſich, die klugen aber nahmen Oel in den Gefäſſen mit ihren Lampen. Als nun der Bräutigam eine Zeit lang verzog, wurden ſie alle ſchläfrig und entſchliefen. Um Mitternacht aber entſtand ein Geſchrei: „Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus, ihm entgegen!" Da ſtanden ſelbige Jungfrauen alle auf und ſchmückten ihre Lampen. Die thörichten aber ſprachen zu den klugen: „Gebet uns von eurem Oele, denn unſere Lampen verlöſchen." Da antworteten die klugen und ſagten: „Es möchte nicht zureichen für uns und euch; gehet lieber hin zu den Verkäufern und kaufet euch." Als ſie nun hingingen, um zu kaufen, kam der Bräutigam, und die, ſo bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Thüre ward verſchloſſen. Zuletzt kamen auch die übrigen Jungfrauen und riefen: „Herr, Herr, thu' uns auf!" Er aber antwortete und ſprach: „Wahrlich ich ſage euch, ich kenne euch nicht!" Darum wachet, denn ihr wiſſet nicht den Tag, noch die Stunde, da der Menſchenſohn kommt.*) (Matth. 25, 1—13.)

*) An dem Vorhandenſein des Gottesreiches auf Erden, auch nach dem Hingang ſeines Stifters, darf nicht gezweifelt werden. Allein das Urchriſtenthum glaubte an eine baldige perſönliche Wiederkunft Jeſu, welche Hoffnung von Jeſus ſelber genährt und auch von Paulus getheilt wurde, ohne Zweifel in der Vorausſetzung, Jeſu bisherige meſſianiſche Wirkſamkeit werde dadurch vor dem Untergang geſchützt. Dieſe Ueberzeugung kann heute von uns nur noch gefaßt werden im

3. Die meſſianiſche Würde Jeſu.

Jeſus iſt der „Chriſtus“, d. h. der Erfüller des altteſtamentlichen Meſſiasideals nach ſeiner innern Wahrheit. Als Meſſias, als der ſittlich fromme Menſch, iſt er, zu voller Gotteserkenntniß und zu freier Geiſteseinheit mit Gott herangereift, der „Sohn des Vaters“ und hat in ſich ſelbſt die Gotteskindſchaft geoffenbart als die höchſte Beſtimmung aller Menſchen. Durch ihn und durch die, welche ihn ſo heroiſch wie Petrus bekennen, wird das Reich Gottes auf Erden begründet und erhalten.

Ihr forſchet in der Schrift, weil ihr meinet, darin das ewige Leben zu haben, — und eben ſie iſt's, die von mir zeuget. (Joh. 5, 39.)

Zu ſelbiger Zeit hub Jeſus an und ſprach:

Ich preiſe dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du Dieſes vor Weiſen und Klugen verborgen und es den Unmündigen geoffenbaret haſt. Ja, Vater, alſo war es dir wohlgefällig! Alles iſt mir übergeben von meinem Vater, und Niemand erkannte den Vater, denn nur der Sohn, noch auch erkannte Jemand den Sohn, denn nur der Vater, und wem er es offenbaren will. Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken. Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig: ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen! Denn mein Joch iſt ſanft und meine Laſt iſt leicht! (Matth. 11, 25—30.)

Als Jeſus in die Gegend von Cäſarea Philippi kam, fragte er ſeine Jünger und ſprach: „Wer ſagen die Leute, daß der Menſchenſohn ſei?“ Sie ſprachen: „Etliche: Johannes der Täufer; Andere: Elias; noch Andere: Jeremias, oder einer der Propheten.“ Da ſpricht er zu ihnen: „Ihr aber, wer ſaget ihr, daß ich ſei?“

Sinne einer Tröſtung, deren prophetiſche Wurzel im Buche Daniel zu ſuchen iſt. Daß dagegen Chriſtus geiſtig von Zeit zu Zeit wieder kommt, um ſeine Schöpfung zu ſchützen und ihre ewige Bedeutung in's Licht zu ſetzen, — dies iſt die innere, bleibende Wahrheit der Lehre von der Wiederkunft Jeſu. (Vgl. Matth. 26, 64.)

Da antwortete Simon Petrus und ſprach: „Du biſt der Meſſias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Und Jeſus antwortete und ſprach zu ihm: „Selig biſt du, Simon, Sohn des Johannes, denn Fleiſch und Blut hat es dir nicht geoffenbart, ſondern mein Vater im Himmel. Und ich ſage dir auch: Du biſt Petrus (Fels), und auf dieſen Felſen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen.“ (Matth. 16, 13–18.)

Die Samariterin (am Jakobsbrunnen) ſpricht zu ihm: „Herr, ich ſehe, daß du ein Prophet biſt. Unſere Väter haben auf dieſem Berge angebetet; ihr aber ſaget, zu Jeruſalem ſei der Ort, wo man anbeten ſoll.“ Jeſus ſpricht zu ihr: „Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, wo ihr weder auf dieſem Berge, noch zu Jeruſalem den Vater anbeten werdet. Ihr wiſſet nicht, was ihr anbetet; wir aber wiſſen, was wir anbeten, denn das Heil kommt von den Juden. Aber es kommt die Zeit, und ſie iſt ſchon da, wo die wahren Anbeter den Vater im Geiſte und in der Wahrheit anbeten werden, denn ſolche Anbeter will der Vater haben. Gott iſt ein Geiſt, und die ihn verehren, ſollen ihn im Geiſte und in der Wahrheit anbeten.“ Das Weib ſpricht zu ihm: „Ich weiß, daß der Meſſias, Chriſtus genannt, kommen wird. Wann derſelbige kommt, dann wird er uns Alles verkündigen.“ Jeſus ſpricht zu ihr: „Ich bin's, der mit dir redet!“ (Joh. 4, 19–26.)

Jeſus antwortete den Juden: Steht nicht in euerm Geſetz geſchrieben: „Ich habe geſagt: Ihr ſeid Götter?“ — Wenn nun die Schrift diejenigen Götter nennt, an welche dieſer Ausſpruch Gottes erging, und die Schrift nicht kann aufgehoben werden, wie möget ihr denn zu dem, den der Vater geheiliget und in die Welt geſandt hat, ſprechen: Du läſterſt Gott, indem du ſprichſt: Ich bin Gottes Sohn. Thue ich nicht die Werke meines Vaters, ſo glaubet mir nicht; thue ich ſie aber, ſo glaubet wenn ihr mir auch nicht glauben wollet, doch den Werken, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir iſt, und ich in ihm.“ (Joh. 10, 34–38; vgl. Pſ. 82, 6.)

Da hub der Hoheprieſter an und ſprach zu ihm: „Ich beſchwöre dich bei dem lebendigen Gott, ſage uns, ob du Chriſtus biſt, der Sohn Gottes?“ Jeſus ſpricht zu ihm: „Du ſagſt es.“ (Matth. 26, 63. u. 64.)

Da ging Pilatus wieder hinein in das Gerichtshaus, rief Jeſus und ſprach zu ihm: „Biſt du der König der Juden?“ Jeſus antwortete: „Redeſt du das von dir ſelbſt, oder haben die Andern das von mir geſagt?“ Pilatus antwortete: „Bin ich ein Jude? Dein Volk und die Hohenprieſter haben dich mir überliefert. Was haſt du gethan?“ Jeſus antwortete: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Wäre mein Reich von dieſer Welt, ſo würden wohl meine Diener darum kämpfen, damit ich den Juden nicht überliefert würde. Nun aber iſt mein Reich nicht von da.“ Da ſprach Pilatus zu ihm: „So biſt du dennoch ein König?“ Jeſus antwortete: „Du ſagſt es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich ein Zeuge der Wahrheit ſei. Jeder, der die Wahrheit liebt, höret meine Stimme.“ Pilatus ſpricht zu ihm: „Was iſt Wahrheit?“ — Und da er das geſagt, ging er wieder hinaus zu den Juden und ſprach zu ihnen: „Ich finde keine Schuld an ihm.“ (Joh. 18, 33—38.)

4. Von der Nachfolge Jeſu und der weitern Entwicklung des Gottesreiches.

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Ich bin das Brod des Lebens. Eure Väter haben Manna gegeſſen in der Wüſte und ſind geſtorben; hier aber iſt das Brod, das vom Himmel herabkam, damit Niemand, der davon ißt, ſterbe. (Joh. 6, 47—50.)

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ (Joh. 14, 6.)

„Bleibet in mir, ſo wie ich in euch. Gleich wie die Rebe keine Frucht von ſelbſt bringen kann, ſie bleibe denn am Weinſtock, ſo auch ihr, wenn ihr nicht in mir bleibet. Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben. Wer in mir bleibet, ſo wie ich

in ihm, der bringet viel Frucht; denn ohne mich vermöget ihr Nichts zu vollbringen." (Joh. 15, 4 u. 5.)

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: Wenn Jemand nicht von oben herab wiedergeboren wird, ſo mag er das Reich Gottes nicht ſehen." (Joh. 3, 3.)

„Ein neues Gebot gebe ich euch: Daß ihr einander liebet. Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeid, wenn ihr Liebe gegen einander habet." (Joh. 13, 34 u. 35.)

„Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt läßt ſein Leben für die Schafe. Wer aber ein Miethling und nicht der Hirt ſelbſt iſt, deſſen Eigenthum die Schafe nicht ſind, der verläßt die Schafe, wenn er den Wolf kommen ſieht, und fliehet, ſo daß der Wolf die Schafe rauben und zerſtreuen kann. — Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus dieſem Stalle ſind. Auch dieſe muß ich herführen, und ſie werden meine Stimme hören, und es wird ein Hirt und eine Heerde ſein." (Joh. 10, 12 u. 16.)

„Wenn Jemand will mein Nachfolger werden, ſo verleugne er ſich ſelbſt und trage ſein Kreuz und folge mir. Denn wer ſein Leben retten will, der wird es verlieren; wer aber ſein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen. Denn welchen Nutzen hätte der Menſch, ſo er die ganze Welt gewänne, litte aber Schaden an ſeiner Seele? Oder welch ein Löſegeld kann ein Menſch geben für ſeine Seele?" (Matth. 16, 24—26.)

Und es geſchah, als ſie auf dem Wege waren, ſprach Einer zu ihm: „Ich will dir folgen, wohin du geheſt." Und Jeſus ſprach zu ihm: „Die Füchſe haben ihre Gruben, und die Vögel des Himmels ihre Neſter, aber der Menſchenſohn weiß nicht, wo er ſein Haupt hinlege." — Zu einem Andern ſprach er: „Folge mir." Der aber ſprach: „Herr, erlaube mir zuvor hinzugehen, um meinen Vater zu begraben." Jeſus aber ſprach zu ihm: Laß die Todten ihre Todten begraben; du aber verkündige das Reich Gottes." — Es ſprach auch ein Anderer: „Ich will dir folgen, Herr, zuvor aber erlaube mir, Abſchied zu nehmen von den Meinigen." Jeſus aber ſprach zu ihm:

„Niemand, der die Hand an den Pflug legt und zurückblickt, ist geschickt zum Reiche Gottes." (Luk. 11, 57—62.)

Und es befragte ihn ein Beamteter und sagte: „Guter Lehrer, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen?" Da sprach Jesus zu ihm: „Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut, denn Einer, Gott. Du kennst die Gebote: du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht tödten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsches Zeugniß reden; ehre deinen Vater und deine Mutter!" Er sprach: „Dieses Alles habe ich gehalten von meiner Jugend an." Da das Jesus hörte, sprach er zu ihm: „Eines fehlet dir noch. Verkaufe Alles, was du hast und gib es den Armen; so wirst du einen Schatz im Himmel haben; dann komm' und folge mir nach." Als er dies hörte, wurde er überaus betrübt, denn er war sehr reich. Da nun Jesus ihn so traurig werden sah, sprach er: „Wie schwer ist es doch für die, welche Geld und Gut haben, in das Reich Gottes zu kommen. Denn es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Reich Gottes komme!" (Luk. 18, 18—25.)

Jesus setzte sich dem Gotteskasten gegenüber und sah zu, wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten; und viele Reichen legten viel ein. Und es kam eine arme Wittwe und legte zwei Scherflein ein, das ist ein Heller. Da rief er seine Jünger herzu und sprach zu ihnen: „Wahrlich ich sage euch, diese arme Wittwe hat mehr eingelegt, denn Alle. Denn Alle haben von ihrem Ueberfluß eingelegt; sie aber hat bei ihrem Mangel Alles gegeben, was sie besaß, ihr ganzes Vermögen." (Mark. 12, 41—44.)

In derselbigen Stunde traten die Jünger zu Jesus und sagten: „Wer doch ist der Größte im Himmelreich?" Da rief Jesus ein Kind herbei, stellte es unter sie hin und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, so werdet ihr nicht in's Reich Gottes kommen. Wer sich aber selbst erniedrigt, wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich. Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Wer aber eines

dieſer Kleinen, die an mich glauben, verführt, dem wäre beſſer, daß ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehängt und er in der Tiefe des Meeres erſäuft würde." (Matth. 18, 1—6.)

Hernach wurden Kinder zu ihm gebracht, daß er ſie ſegne und für ſie bete; die Jünger aber fuhren ſie an. Aber Jeſus ſprach: „Laſſet die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Himmelreich." Und er ſegnete ſie und zog von dannen. (Matth. 19, 13—15.)

Da er von den Phariſäern befragt wurde, wann das Gottesreich komme, antwortete er ihnen und ſprach: „Das Gottesreich kommt nicht ſo, daß man es ſehen könnte. Man kann nicht ſagen: „Siehe, hier iſt es" oder „ſiehe, dort," denn ſiehe, das Himmelreich iſt verborgen in eurer Mitte."
(Luk. 17, 20 u. 21.)

„Wer Vater oder Mutter liebet mehr denn mich, der iſt mein nicht werth; und wer Sohn oder Tochter liebet, mehr denn mich, der iſt mein nicht werth."

Als er noch zum Volke redete, ſiehe, da ſtanden ſeine Mutter und Brüder draußen und wollten mit ihm reden. Und es ſprach Jemand zu ihm: „Siehe, deine Mutter und deine Brüder ſtehen draußen und wollen mit dir reden." Er aber antwortete und ſprach zu dem, der es ihm ſagte: „Wer iſt meine Mutter und wer ſind meine Brüder?" Und er ſtreckte ſeine Hand aus auf ſeine Jünger und ſprach: „Siehe, das iſt meine Mutter und das meine Brüder! Denn wer den Willen meines Vaters im Himmel thut, der iſt mein Bruder und meine Schweſter und meine Mutter!" (Matth. 10, 37; 12, 46—50.)

„Ich hätte euch noch viel zu ſagen, aber ihr könnet es jetzt noch nicht faſſen. Wenn aber jener, der Geiſt der Wahrheit, gekommen iſt, ſo wird er euch in alle Wahrheit leiten. Denn nicht von ſich ſelbſt wird er reden, ſondern was er hören wird, wird er reden, und das Zukünftige wird er euch verkündigen. Er wird mich verherrlichen, denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen!" (Joh. 16, 12—14.)

„In der Welt habet ihr Angſt; aber ſeid getroſt, ich habe die Welt überwunden!“ (Joh. 16, 33.)

„Das aber iſt das ewige Leben, daß ſie erkennen dich, den allein wahren Gott und den du geſendet haſt, Jeſum Chriſtum.“ (Joh. 17, 3.)

Jeſus ſpricht zu Martha: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird, ob er gleich ſtirbt, leben. Und jeder Lebende, der an mich glaubt, wird nimmermehr ſterben.“ (Joh. 11, 25—27.)

5. Gegen die phariſäiſche Geſetzesgerechtigkeit.

„Nicht die Geſunden bedürfen des Arztes, ſondern die Kranken. Gehet hin und lernet, was es heißt: „Barmherzigkeit liebe ich, und nicht Opfer.“ Denn ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu berufen, ſondern die Sünder.“ (Matth. 9, 12 u. 13.)

Und es bat ihn ein Phariſäer, bei ihm zu eſſen, und er kam in das Haus des Phariſäers und ſetzte ſich zu Tiſche. Und ſiehe, ein Weib in der Stadt, die einen ſündlichen Wandel geführt hatte, als ſie erfuhr, daß er im Hauſe des Phariſäers zu Tiſche ſitze, brachte ein alabaſternes Fläſchchen voll Salbe und trat hinter ihn zu, zu ſeinen Füßen und weinte, benetzte ſeine Füße mit Thränen und trocknete ſie mit den Haaren ihres Hauptes, küßte ſeine Füße und ſalbte ſie mit der Salbe.

Als das der Phariſäer ſah, der ihn geladen hatte, ſprach er bei ſich ſelbſt: Wäre dieſer ein Prophet, ſo müßte er wohl wiſſen, was für ein Weib das iſt, die ihn anrührt, daß ſie einen ſündhaften Wandel geführt hat. Da hub Jeſus an und ſprach zu ihm: „Simon, ich habe dir Etwas zu ſagen.“ Er antwortete: „Lehrer, ſprich.“ „Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner. Der Eine war ihm fünfhundert Denare ſchuldig, der Andere fünfzig. Da ſie nun nicht im Stande waren, zu bezahlen, ſchenkte er es ihnen beiden. Wer nun von ihnen, ſprich, wird ihn mehr lieben?“ — Simon antwortete und ſprach: „Ich vermuthe, der, dem er am meiſten ſchenkte.“ Er

ſprach zu ihm: „Du haſt recht geurtheilt.“ Und indem er ſich zu dem Weibe wendete, ſagte er zu Simon: „Siehſt du dieſes Weib? Ich kam in dein Haus; du gabſt mir kein Waſſer für meine Füße, ſie aber benetzte mit Thränen meine Füße und trocknete ſie mit ihren Haaren. Du gabſt mir keinen Kuß, ſie aber hörte nicht auf, ſeit ich hereingekommen, meine Füße zu küſſen. Du ſalbteſt mein Haupt nicht mit Oel; ſie aber ſalbte mit Salbe meine Füße. Darum ſage ich dir: Ihr ſind ihre vielen Sünden vergeben, weil ſie viele Liebe bewieſen; wem aber wenig vergeben wird, der liebt auch wenig,“ Und er ſprach zu ihr: „Deine Sünden ſind dir vergeben.“ Da fingen die, ſo mit ihm zu Tiſche lagen, an, bei ſich zu denken: Wer iſt dieſer, daß er ſogar Sünden vergibt? — Er aber ſprach zu dem Weibe: „Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin in Frieden!“

(Luk. 7, 36—50.)

Und es traten die Phariſäer und Sadduzäer herzu und verſuchten ihn und verlangten von ihm, daß er ſie ein Zeichen vom Himmel ſehen laſſe. Er aber antwortete und ſprach zu ihnen: „Wenn es Abend wird, ſo ſagt ihr: Es gibt ſchön Wetter, denn der Himmel iſt feuergelb; und am Morgen: Heute Sturm, denn der Himmel brennt düſterroth. Ihr Heuchler: Die Geſtalt des Himmels verſteht ihr zu beurtheilen, die Zeichen der Zeit aber nicht? Das böſe und entartete Geſchlecht verlanget ein Zeichen; aber es wird ihm kein Zeichen gegeben, denn das Zeichen des Propheten Jonas.“ Und er verließ ſie und ging hinweg. (Matth. 16, 1—4.)

. . . „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Phariſäer, ihr Heuchler, die ihr Münze und Anis und Kümmel verzehntet und die ſchweren Stücke des Geſetzes unterlaſſet, das Recht und die Barmherzigkeit und die Treue! Dieſes muß man thun und jenes nicht laſſen. Ihr blinden Wegweiſer, die ihr Mücken ſeiget und Kameele verſchlucket! — Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Phariſäer, ihr Heuchler, die ihr das Aeußere des Bechers und der Schüſſel reinigt, inwendig aber ſind ſie voll Raubes und Schwelgerei! Du blinder Phariſäer, reinige zuvor das

Innere des Bechers und der Schüſſel, ſo wird auch das Aeußere derſelben rein ſein. — Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Phariſäer, ihr Heuchler, die ihr übertünchten Gräbern gleicht, welche von außen zwar ſchön erſcheinen, inwendig aber ſind ſie voll Moder und Todtengebeine! Alſo erſcheinet auch ihr zwar gerecht vor den Menſchen, inwendig aber ſeid ihr voll Heuchelei und Ungerechtigkeit! — Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Phariſäer, ihr Heuchler, die ihr die Gräber der Propheten bauet und die Grabmäler der Gerechten ſchmücket und ſprechet: „Wären wir geweſen zu unſerer Väter Zeiten, ſo hätten wir nicht mit ihnen Theil am Blute der Propheten!“ So gebt ihr euch ſelbſt das Zeugniß, daß ihr Söhne derer ſeid, die die Propheten gemordet! Ihr machet noch das Maß eurer Väter voll! Ihr Schlangen, ihr Otternbrut, wie könnet ihr dem Gericht der Hölle entgehen?“ (Matth. 23, 23—33.)

4. Der Apoſtel Paulus.

Paulus, der bedeutendſte der Apoſtel, wurde etwa 10 oder 15 Jahre nach Jeſus in Tarſus, einer kleinaſiatiſchen Stadt, geboren. In ſeiner Jugend half er ſeinem Vater als Teppichmacher. Tarſus, eine heidniſche Stadt, war Sitz eines großartigen Baalstempels, wie einer Hochſchule, an der zahlreiche griechiſche Lehrer wirkten. Er, der Sohn eines geſetzeseifrigen, der Partei der Phariſäer angehörenden Vaters, hatte hier Gelegenheit, ſowohl die Gräuel und den Unſinn des Baalsdienſtes, als die Tugend griechiſcher Lehrer und das Schöne griechiſcher Bildung kennen zu lernen. Wie ihm auf der einen Seite gegen das götzendieneriſche, heidniſche Leben Abſcheu eingeflößt wird, ſo lernt er auf der andern Seite die Nichtjuden doch auch achten und lieben, er ſieht in ihnen ebenbürtige Menſchen. Hier machte er die erſte Schule als zukünftiger Heidenapoſtel durch. Er mußte aus einer heidniſchen Stadt ſtammen.

Das höchſte Ideal ſeines Vaters war: Ein jüdiſcher Gottesgelehrter; hiezu beſtimmte ihn dieſer. Zu dieſem Zweck ſchickte

ihn der strenggläubige Vater auf die Hochschule in Jerusalem, der Schule des strengen, starren Judenthums, des todten, verknöcherten Buchstabenglaubens. Was Paulus war, das war er ganz; so auch hier. Unermüdlich ist er im Erlernen der jüdischen Gesetze und Gebote, mit größter Aufmerksamkeit sitzt er zu den Füßen seiner pharisäischen Lehrer, den Feinden der Christen; mit wahrer Aufopferung sucht er in einem mit der Hochschule verbundenen Kloster die Gebote zu erfüllen — er konnte sich nie genug thun, gerade wie Luther im Augustinerkloster, und gerade wie dieser findet er auch den Frieden seiner Seele, die innere Ruhe nicht, weil sein religiöses Leben mehr ein Formel- und Ceremoniendienst ist, statt der sittlichen Handlungen, hervorgegangen aus selbstloser Menschenliebe.

Hier in Jerusalem kommt er in Berührung mit den Christen. Wie natürlich ist es, daß der eifrige Schüler der Pharisäer eine Sekte verabscheut und haßt, die die jüdischen Gebote verachtet, die ihre ganze Hoffnung auf einen gekreuzigten Messias (Erlöser) setzt; wie natürlich, daß er durch Verfolgung der Christen ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten glaubt.

Einen Wendepunkt in seinem Leben bildet die Steinigung des Stephanus, an der er lebhaften Antheil nahm. Es ist ihm unerklärlich, daß ein solcher Mensch so freudigen Muthes sterben kann, im Tode noch betend die Worte seines Meisters: „Vater vergib ihnen.“ Eine solche Seelenruhe, solche Menschenliebe vermag ihm, dem eifrigen Paulus, sein Buchstabendienst und Formelwesen nicht zu schaffen — er sieht sich getäuscht, betrogen; wüthend, doch mit dem Judenthum innerlich schon gebrochen, nimmt er den letzten Anlauf gegen die Christen in Damaskus. Es beruht ja aller Glaubensfanatismus auf dem Gefühle der Unsicherheit der eigenen Ueberzeugungen; kommt der Mensch denkend, durch eigenes Ringen zur Wahrheit, so wird er weitherzig, tolerant, schonend gegenüber jedem Andersdenkenden, wie wir dies so schön bei Paulus wahrnehmen. Gegen die Wahrheit, gegen die göttliche Vernunft nnd Offenbarung kann Paulus nicht länger kämpfen; Jesus wirft er sich in die Arme,

ſeine Ideen und Lehren ſuchte er denkend zu erfaſſen. Von jetzt an iſt er ein Jünger Jeſu, von nun an iſt ſein einziges Streben, andere Menſchen durch dieſe göttliche Religion ſo glücklich zu machen, wie ſie ihn ſelbſt beglückt hat. Er ſucht ſich von Allem denkend Rechenſchaft zu geben, zwiſchen Erkennen und Wollen, und Wollen und Vollbringen kennt dieſer Menſch mit ſeiner ungeheuren Willenskraft kein Bedenken. Er thut Alles für die Wahrheit, nichts gegen ſeine Ueberzeugung. So ausgerüſtet mit der göttlichen Wahrheit bereitet er ſich vor auf ſeine Miſſionsreiſen, er, der von Natur ſo ſchwächliche, leidende Menſch, ſchreckt vor keinen Gefahren und Hinderniſſen zurück, ſein von Nervenleiden geſchwächter Körper ſteht unter der Herrſchaft einer ungeſchwächten, unbeugſamen Willenskraft, die keine Hinderniſſe kennt.

So gründet er auf ſeinen Miſſionsreiſen eine Menge chriſtlicher Gemeinden, von denen die bedeutendſten ſind die zu Galatien, Epheſus, Theſſalonich und Korinth. Er, der früher an den Buchſtaben ſo gefeſſelte Menſch, faßt Chriſtus viel freier und richtiger auf, als die andern Apoſtel, trotzdem er nicht unmittelbar mit Jeſus zuſammen gelebt hat. Wer, als er, kann mit größerm Recht den Satz geltend machen: „Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt iſt's, der lebendig macht.“ Sein Glaube iſt ihm nicht ein Fürwahrhalten einzelner Geſetze und Lehren, ſondern die Einheit mit dem Leben und Sterben Jeſu; ſo haben wir ſeinen Ausſpruch zu verſtehen: „Der Menſch iſt nicht gerecht durch des Geſetzes Werke, ſondern durch den Glauben an Jeſum.“

Von ſeiner freien und richtigen Erfaſſung der chriſtlichen Ideen zeugen uns folgende Stellen in ſeinen verſchiedenen Briefen an chriſtliche Gemeinden: „Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Wenn ich weiſſagen könnte und hätte alle Erkenntniß und allen Glauben, alſo daß ich Berge verſetzte, und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich nichts. Die Liebe iſt langmüthig, wohlwollend, die Liebe neidet nicht, die Liebe treibet nicht Uebermuth, ſie blähet ſich nicht, ſie handelt nicht unanſtändig, ſuchet nicht das Ihre, erbittert ſich

nicht, ſinnet nichts Böſes, ſie bedeckt Alles, glaubet Alles, hoffet Alles, duldet Alles.“ Wie ſchön iſt das wahre Weſen ächt chriſtlicher Liebe in dieſen Worten ausgeſprochen.

Ferner: „Das ganze Geſetz iſt in dem Einen Worte begriffen: Liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt.“ In dieſem Worte zeigt Paulus, daß die Religion nicht ein Auswendigwiſſen von Geboten, Sprüchen uud Satzungen iſt, daß ſie überhaupt kein Wiſſen, ſondern ein Leben, ein Erfüllen unſerer Pflichten iſt, d. h. die Einheit mit dem Leben und Sterben des Gottmenſchen Chriſtus. — So ſtempelt Paulus die chriſtliche Lehre zur Weltreligion, die nicht nur die Juden, ſondern ebenſo gut alle Völker der Erde in ihren Schooß aufzunehmen vermag, die nicht Laſten auferlegt, ſondern beglückt, die nicht unduldſam iſt, ſondern alle Völker vereinigt, wenn der Beweggrund ihrer Handlungen jene ſelbſtloſe Liebe iſt.

Paulus brachte das Ende ſeines Lebens in Rom als Gefangener zu, vielfach verfolgt ſelbſt von den daſelbſt wohnenden Judenchriſten, die, ihn zu ärgern, im größten Eifer das Evangelium auf ihre Art verbreiteten; doch er ſagt: „Wenn das Evangelium überhaupt nur gepredigt wird, wenn auch nicht nach der vollen Wahrheit, ſo muß doch auch das ihm Fortgang ſchaffen und wird mich freuen!“ Welch ein Glaube an den Sieg der göttlichen Wahrheit. Die Schickſalsſchläge, die ihn betroffen, all die Verfolgungen, die über ihn hereinbrechen, vermögen ſeine Kraft nicht zu lähmen, ſeinen Muth nicht zu erſchüttern, bis zum letzten Moment iſt er, ſelbſt inmitten der rohen heidniſchen Soldaten, für den Sieg der göttlichen Wahrheit thätig, raſtlos kämpfend, unermüdend tröſtend, rettend, helfend. Bis er in der allgemeinen Chriſtenverfolgung in Rom unter dem verruchten Kaiſer Nero den ſchönen Märtyrertod ſtirbt, 62 Jahre nach Chriſto. Doch die Saat, die er geſäet, die entſprießt aus ſeinem Grabeshügel zum unzerſtörbaren, weithinſchattenden Baume; ſein Leib zerfiel in Staub und Aſche, doch die Wahrheit, die er gelehrt, hat den Sieg errungen; ſein Andenken bleibt der Nachwelt ewig.

Paulus hat die erhabene Moral des Chriſtenthums am reinſten aufgefaßt und ausgeſprochen in ſeinen hier folgenden Briefen:

1. Brief an die Korinther.

„In der Gemeinde nun ſind wohl mancherlei Gaben, aber es iſt Ein Geiſt; und es ſind mancherlei Aemter, aber es iſt Ein Herr; und es ſind mancherlei Kräfte, aber es iſt Ein Gott, der da wirket Alles in Allem. Einem Jeglichen aber wird die Gabe des Geiſtes gegeben zum gemeinen Nutzen. Dem Einen wird durch den Geiſt Rede der Weisheit verliehen, einem Andern Erkenntniß, einem Andern Gaben der Heilung. Alles wirket der eine und ſelbe Geiſt. Gleichwie der Leib einer iſt und doch viele Glieder hat, alſo auch Chriſtus. Denn auch wir ſind mit Einem Geiſte alle zu Einem Körper getauft, wir ſeien Juden oder Griechen, Knechte oder Freie, und alle ſind wir mit Einem Geiſte getränket. Denn auch der Leib iſt nicht Ein Glied, ſondern viele. So der Fuß ſpräche: Ich bin keine Hand, darum gehöre ich nicht zum Leibe! gehört er darum nicht zum Leibe? Und ſo das Ohr ſpräche: Ich bin kein Auge, darum gehöre ich nicht zum Leibe! gehört es darum nicht zum Leibe? Wäre der ganze Leib Auge, wo bliebe das Gehör? Wäre er ganz Gehör, wo bliebe der Geruch? Nun aber hat Gott die Glieder geordnet, ein jegliches von ihnen am Leibe ſo, wie er gewollt hat. Wenn aber alles Ein Glied wäre, wo bliebe der Leib? Nun aber ſind viele Glieder, aber Ein Leib."

„Es kann nicht das Auge zur Hand ſagen: Ich bedarf deiner nicht! oder wiederum das Haupt zu den Füßen: Ich bedarf eurer nicht! ſondern vielmehr ſind die Glieder des Leibes, die uns dünken die ſchwächſten zu ſein, die nöthigſten; und Gott hat die verſchiedenen Glieder ſo gemiſcht, daß keine Zwietracht unter ihnen beſtehe, ſondern einträchtig alle für einander ſorgen. So Ein Glied leidet, ſo leiden alle Glieder mit; und ſo ein Glied wird herrlich gehalten, ſo freuen ſich alle Glieder mit."

„Ihr aber ſeid der Leib Chriſti und im Einzelnen Glieder. Und die Einen hat Gott geſetzt in der Gemeinde zu Apoſteln,

Andere zu Propheten, Andere zu Lehrern, ſodann ſolche mit Heilungsgaben, Helfer, Regierer, mancherlei Sprachen. Sind Alle Apoſtel? Sind Alle Propheten? Sind Alle Lehrer? Haben Alle Gaben, geſund zu machen? Reden Alle in mancherlei Sprachen? Können Alle auslegen? Strebet aber nach den beſten Gaben! Und noch einen trefflichen Weg will ich euch zeigen:

„Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht: ſo wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weiſſagen könnte und wüßte alle Geheimniſſe und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, alſo daß ich Berge verſetzte, und hätte der Liebe nicht: ſo wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, ſo wäre es mir nichts nütze.“

„Die Liebe iſt langmüthig und wohlwollend, die Liebe neidet nicht, die Liebe treibet nicht Uebermuth, ſie blähet ſich nicht, ſie handelt nicht unanſtändig, ſuchet nicht das Ihre, erbittert ſich nicht, ſinnet nichts Böſes, ſie freuet ſich nicht über das Unrecht, ſondern ſie freuet ſich über das Gute; ſie bedeckt Alles, glaubet Alles, hoffet Alles, duldet Alles.“

„Die Liebe hört niemals auf, ſo doch die Weiſſagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und die Erkenntniß aufhören wird; denn unſer Wiſſen iſt Stückwerk, und unſer Weiſſagen iſt Stückwerk. Wenn aber das Vollkommene gekommen iſt, dann wird das Stückwerk aufhören. Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindiſche Anſchläge; da ich aber ein Mann ward, legte ich ab, was kindiſch war. Jetzt erkenne ich ſtückweiſe; dann aber werde ich erkennen, gleichwie auch ich erkannt worden bin. Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei; aber die Liebe iſt die größeſte unter ihnen. — Strebet nach der Liebe!“

2. Brief Pauli an die Römer.

„Ich ermahne euch nun, liebe Brüder, bei der Barmherzigkeit Gottes, eure Leiber hinzugeben als ein lebendiges, heiliges,

gottgefälliges Opfer, als euren vernünftigen Gottesdienſt. Und ſtellet euch nicht dieſer Welt gleich, ſondern verändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, daß ihr zu prüfen wiſſet, was Gottes Wille, was gut und wohlgefällig und vollkommen ſei. Ich vermahne nämlich, vermöge der mir verliehenen Gnade, einen Jeglichen unter euch, nicht höher von ſich zu denken, als zu denken ſich geziemt, ſondern beſcheidentlich von ſich zu denken."

„Die Liebe ſei ungeheuchelt. Haſſet das Arge, hanget dem Guten an. In der Bruderliebe ſeid herzlich; in der Ehrerbietung komme einer dem andern zuvor; im Eifer ſeid unverdroſſen, im Geiſte glühend. Schicket euch in die Zeit!"

„Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſalen, haltet an im Gebet."

„Nehmet euch der Nothdurft der Heiligen an. Herberget gerne."

„Segnet, die euch verfolgen; ſegnet und fluchet nicht! Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden. Habt einerlei Sinn unter einander."

„Trachtet nicht nach hohen Dingen, ſondern laſſet euch herab zu den Niedrigen. Haltet euch nicht ſelbſt für klug."

„Vergeltet Niemandem Böſes mit Böſem. Fleißiget euch der Ehrbarkeit gegen Jedermann. Iſt es möglich, ſo viel an euch iſt, ſo habt mit allen Menſchen Frieden. Rächet euch ſelber nicht, meine Liebſten, ſondern gebet Raum dem Zorn; denn es ſtehet geſchrieben: Mein iſt die Rache, ich will vergelten, ſpricht der Herr. So nun deinen Feind hungert, ſo ſpeiſe ihn; dürſtet ihn, ſo tränke ihn. Wenn du das thuſt, ſo wirſt du feurige Kohlen auf ſein Haupt ſammeln. Laß dich nicht vom Böſen überwinden, ſondern überwinde durch's Gute das Böſe."

5. Mohammed. (600 n. Chr.)

(Nach Dietlein.)

Während das Chriſtenthum ſich unter den germaniſchen Völkern ausbreitete und unſere kräftigen Vorfahren immer mehr zu ſanften Sitten gewöhnte, gerieth die chriſtliche Kirche da, wo ſie zuerſt erblühet war, im Morgenlande, in argen Verfall.

Der Glaube hatte dort in den Herzen der Menſchen ſeine Kraft verloren, man diente Gott nur noch mit den Lippen, wandelte aber nicht in ſeinen Geboten. Mit der größten Erbitterung ſtritt man ſich in der chriſtlichen Kirche über unwichtige Glaubensſätze, und Haß und Zwietracht trennte diejenigen, welche der Herr durch das neue Gebot der Liebe vereinigen wollte. Da trat 600 Jahre nach Chriſti Geburt in Arabien ein Mann auf, welcher eine ſich ſchnell über einen großen Theil von Aſien und Afrika verbreitende Lehre gründete. Dieſer Mann war Mohammed oder Muhammed, und ſeine Religion hieß der Islam.

Arabien iſt eine weite Halbinſel und ungefähr vier Mal ſo groß wie Deutſchland. Vom rothen und perſiſchen Meere begrenzt, wird es an ſeiner Landſeite durch eine große Wüſte von Paläſtina und Syrien geſchieden. Der Boden iſt großentheils Sandwüſte oder unzugängliches Steingebirge, hie und da mit ſchönen Strichen von friſchem Grün (Oaſen) abwechſelnd; überall, wo nur Waſſer iſt, da iſt grünes Wachsthum, da iſt Schönheit; duftende Balſamſträucher, Dattelbäume, Weihrauchsbäume. In dieſem Lande, wo eine brennende Sonne bei Tage ihre unerträgliche Strahlenglut ausgießt, wohnte ein edles, begabtes Volk, ein Volk von ſtarken Gefühlen, beſeelt mit Thatenluſt, ein edelmüthiges, aber auch ſchwärmeriſches Volk, das Volk der Araber, die als Wüſtenbewohner auch Beduinen genannt werden. Der wilde Beduine, welcher ein Nomaden-, Krieger- und Räuberleben führt, heißt den Fremden in ſeinem Zelte willkommen, wie einen, der Recht hat zu Allem, was er beſitzt, wäre es auch ſein ärgſter Feind; er ſchlachtet ſein Füllen, ihn zu bewirthen, herbergt ihn mit heiliger Gaſtfreundſchaft drei Tage lang, läßt ihn in Frieden ziehen — und dann, nach einem andern heiligen Geſetz, erſchlägt er ihn, wenn er kann. Die Araber ſind nicht redſelig, eher ſchweigſam, aber beredt, wenn ſie einmal ſprechen. Sie lieben die Dichtkunſt, und ihre Dichter hielten ſchon in alter Zeit Wettkämpfe auf den Märkten von Mekka und Okadh. Noch leben manche ihrer Geſänge im Munde des Volkes. Im Ganzen iſt alſo der Charakter dieſes Volkes ernſt und zur Schwärmerei geneigt; das einſame Leben in der

weiten ſtillen Wüſte, deren Gleichförmigkeit nur ſelten unterbrochen wird, mag viel dazu beitragen.

In dieſem Lande und unter dieſem Volke ward Mohammed geboren. Er entſproß einer Familie des vornehmſten Stammes der Araber, des Stammes der Koreiſchiten, aus welcher die Männer erwählt wurden, die Mekka regierten und die Aufſicht über den Tempel, Kaaba [1]) genannt, führten. Seinen Vater Abdallah verlor Mohammed in ſeinem erſten, ſeine Mutter Amina im ſechsten Lebensjahre, worauf er der Sorge ſeines hundertjährigen Großvaters übergeben ward. Nach deſſen Tode kam der Knabe, neun Jahre alt, in das Haus und in die Zucht ſeines Oheims Abu Thaleb, der ein thätiger Kaufmann war und den Knaben ſchon frühzeitig auf ſeinen weiten Handelsreiſen mitnahm.

Der Knabe wuchs indeß in voller Schönheit zum feurigen Jüngling heran. Das Feuer ſeiner ſchwarzen Augen, ſeine edle Haltung, die Würde und Hoheit in ſeinen Mienen, ſeine hinreißende Beredſamkeit zogen Aller Augen auf ihn und ließen in ihm den künftigen Herrſcher ahnen. Ueberall erwies Mohammed ſich tüchtig im Leben, Alles gedieh ihm, was ſeine Hand unternahm, Jedermann war ihm zugethan. Die mit ihm reisten, wußten, daß ſie an ihm den zuverläſſigſten Gefährten hatten, daher ſie ihn „Al Amin“, den Getreuen, nannten.

Vom 25. bis zum 40. Lebensjahre führte er die Handelsgeſchäfte einer reichen Kaufmannswittwe, Namens Chadidſcha. Treu und gewiſſenhaft verrichtete er hier, was ſein übernommenes Amt von ihm forderte. Seine Tüchtigkeit und die Hoheit ſeines Weſens gewannen ihm das Herz der reichen Wittwe, und nach kurzer Zeit ſegnete der Prieſter den Herzensbund beider ein. Er erwies ſich im Hauſe als treuſinniger Gatte, als ſorgſamer Hausvater und nach außen gegen ſeine Mitmenſchen als theilnehmender Helfer und Rather. Und dennoch gewährte ihm das

[1]) Dieſer berühmte Tempel iſt über einem ſchwarzen Steine erbaut, der vom Himmel herab gefallen ſein ſoll und über eine Quelle, aus der Hagar, die Magd Abrahams, mit ihrem Knäblein Ismael getrunken haben ſollen.

Leben ſelbſt Genüge nicht. Ihn beſchäftigten mehr als des Lebens wechſelnde Geſtaltungen die ungelösten Räthſel der Geiſteswelt, des Zuſammenhangs des menſchlichen Seins mit dem Urborn alles Seins.

In ſeinen Geſchäften hatte er oft weite Reiſen gemacht und ferne Länder durchzogen und die Menſchen, ihre Sitten und ihre Religion fleißig beobachtet. Mit tiefem Schmerze ſah er den Verfall vaterländiſcher Sitten und die Zwiſtigkeiten der Stämme unter einander. Da trieb ihn ſein Geiſt in die Wüſte. Ganze Tage brachte er in düſtern Höhlen und ſchauerlichen Felſenklüften zu. Dort in ſtiller Einſamkeit verloren ſich ſeine Gedanken in Grübeleien über Religionszuſtände. Der Glaube ſeiner Väter, die Lehren Moſis und Chriſti gingen an ſeiner Seele vorüber, aber keine dieſer Religionen befriedigte ihn. Den Glauben ſeines Volkes, welches die erſchaffenen Werke als Götter anbetete, erkannte er bald als Thorheit. Die jüdiſche Religion, die ſchon längſt in Verfall gerathen, erſchien ihm zu engherzig und feindſelig, und auch die chriſtliche Religion ſprach ihn nicht an, weil er in Kleinaſien, wo er ſie hatte kennen lernen, leider nur heftige Religionsſtreitigkeiten der Parteien, aber nicht den Geiſt der chriſtlichen Liebe und Duldung kennen gelernt hatte. Nun erfüllte ihn der Wunſch, der Stifter einer Religion zu werden, die, wie er meinte, durch die Verſchmelzung der drei Hauptreligionen die vollkommenſte ſein ſollte. Einen Anhang verſchaffte er ſich durch ſeine große, glühende Beredſamkeit und dadurch, daß er ſich für einen Geſandten Gottes erklärte und himmliſche Erſcheinungen vorgab. Anfangs vergrößerte ſich der Kreis ſeiner Anhänger nur allgemach. Später aber wuchs die Zahl derſelben ſo, daß der Haß die Prieſter ſeines Stammes ſo ſehr entflammte, daß ſie beſchloſſen, ihn auszutilgen aus der Zahl der Lebendigen.

Als Mohammeds Oheim, Abu Thaleb, der ihn erzogen hatte und der, ob er gleich mit ihm nicht eines Sinnes war, nicht aufgehört hatte ihn zu lieben, vernahm, von welcher Gefahr Mohammed bedroht war, beſchwor er ihn, von ſeinem Vorhaben abzulenken. Mohammed aber erwiderte ihm unter

Thränen, daß er nimmer davon laſſen könnte, von dem zu künden, was Allah d. i. Gott, zu ſchauen ihn würdige, und wenn ſelbſt die Sonne zu ſeiner Rechten und der Mond zu ſeiner Linken das Gleiche von ihm verlangen ſollten.

Demgemäß handelte Mohammed, aber in entſprechender Weiſe wuchs auch die Gefahr für ihn, und er und ſeine Anhänger flohen nach der Stadt Jathreb (ſpäter Midina al Nabi, d. i. Stadt des Propheten genannt). Hier erhob ſich auch die erſte Moſchee oder Tempel.

Dieſe Flucht (Hedſchra) hatte Mohammed am 15. Juli 622 ausgeführt, und dieſen Tag betrachteten ſeine Anhänger ſpäter als den Anfang einer neuen Zeitrechnung.

Nie iſt eine einfachere Lehre von einem Propheten verkündigt worden, als die des Mohammed war. Sein Glaubensbekenntniß ſtellt fünf Artikel auf: den Glauben an Gott (Allah), an ſeine Engel und ſeine Propheten (ihnen wurde außer Mohammed auch Adam, Noah, Abraham, Moſes und Chriſtus zugezählt, Mohammed aber als der größte der Propheten bezeichnet), an das jüngſte Gericht und an die Vorausbeſtimmung, d. i. der Glaube an eine unabänderlich vorausbeſtimmte Nothwendigkeit aller menſchlichen Schickſale und Handlungen.

Die Pflichten der Muhammedaner oder Muslemien (Anhänger des Propheten) ſind nach dem Koran (d. i. das Buch, in dem ſeine Anhänger die Lehre Mohammeds aufgezeichnet haben): tägliches Waſchen, Gebet, Faſten zu beſtimmter Zeit und Wallfahrt nach Medina und nach der Kaaba zu Mekka. Ergebung, Vertrauen und Dankbarkeit gegen Gott ſind die Grundpfeiler der Sittlichkeit. Im Umgange mit Menſchen empfiehlt der Koran Wahrhaftigkeit, Dankbarkeit, Treue bei Verſprechungen, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit; dagegen kündet er ſchwere Strafen an für Ehebruch, Meineid, Mord, Verläumdung, Wucher, Spiel und Trunk. Viel dieſer Lehren enthält ja auch die Bibel; aber die ſchlimmſte Lehre Mohammeds war die: Verdienſtlicher als Alles iſt es, die neue Lehre durch das Schwert auszubreiten. Das führt zur höchſten Seligkeit, in den oberſten Himmel, das Paradies. „Das Schwert," ſagt er, „iſt

der Schlüſſel zum Himmel.“ Am Tage des Gerichtes glänzen die Wunden des Gläubigen wie Rubinen und duften wie Balſam. Er geht ein in Gärten voll ſchattenreicher Bäume mit köſtlichen Früchten, die ihm in goldenen und ſilbernen Gefäßen geboten werden. In golddurchwirkten Kleidern geht der Gläubige einher. Geſänge der Engel umtönen ihn und die Helden blühen in ewiger Jugend.

Bald nach ſeiner Flucht nach Medina ſtand Mohammed an der Spitze von Tauſenden, die für den neuen Glauben ihr Leben zu opfern bereit waren. Daher ſchritt Mohammed, als er gegen ſeine Feinde auszog, von Sieg zu Sieg. Nichts vermochte der Tapferkeit ſeiner begeiſterten Schaaren zu widerſtehen. Mekka mit dem Heiligthume wurde genommen, die Beſiegten ſchloſſen ſich dem Propheten an und bald war ganz Arabien ſeiner Lehre und ſeiner Herrſchaft unterworfen. Mit dem Kampfe, den er angehoben hatte, war ein Kriegsbrand in die Welt geſchleudert worden, der Jahrhunderte lang verheerend in der morgenländiſchen und ſpäter ſogar bis in die abendländiſche Welt wirkte.

Hätten Mohammeds Feinde ihn bei ihren Verfolgungen nicht bis zum Aeußerſten getrieben, ſo hätte er vielleicht nie zum Schwerte gegriffen und ſeine Lehre wäre reiner geblieben. So aber wurde ſie verdunkelt und Irrthümer und Aberglauben nahmen ſchon kurz nach ſeinem Tode überhand. „Hätte Mohammed, deſſen Seele nach Wahrheit dürſtete wie je eine, einen echten Jünger Jeſu kennen gelernt, er wäre ſicherlich unter ſeinem Volke ein begeiſterter Apoſtel des Chriſtenthums geworden.“ Nachdem er zehn Jahre lang das Schwert geführt und ganz Arabien unter ſeine weltliche und geiſtliche Herrſchaft gebracht hatte, unternahm er eine große Wallfahrt von Medina nach Mekka, begleitet von einer Schaar von 100,000 Gläubigen. Dieſe Wallfahrt ward das Beiſpiel für alle ſpätern Wallfahrten nach dem für heilig erklärten Orte.

Gleich nach ſeiner Rückkehr erkrankte er an Gift, das ihm eine Jüdin eingegeben hatte, um ſeine Heiligkeit zu prüfen. Als er ſeinen Tod annahen fühlte, ließ er ſich in ein Gotteshaus

tragen und redete das verſammelte Volk alſo an: „Höret mich, ihr Männer! Habe ich Jemand mit Härte beſtraft, ſo laſſet mich eben die Streiche empfinden, die er empfunden hat; habe ich Jemandes guten Namen gekränkt, ſo thue er meinem Namen daſſelbe. Habe ich von Jemand ungerechter Weiſe Geld genommen, ſo bin ich bereit, ſolches wieder zu erſtatten. Niemand fürchte ſich, von mir zu fordern, was ihm gebührt; ich bin bereit, es ihm wieder zu erſtatten.“ Niemand hatte ſich zu beklagen; endlich aber trat ein Mann hervor und ſprach: „Du biſt mir drei Dirhems (eine kleine Geldmünze) ſchuldig.“ Mohammed ließ ihm das Geld auszahlen. Kurze Zeit darauf ſtarb er. Gläubige Pilger beſuchen heut noch die Moſchee in Medina, in der ſich des Propheten Sarg befindet.

Mohammeds Nachfolger, die ſich Khalifen, d. i. Statthalter des Propheten, nannten, eroberten bald Syrien, Paläſtina, Aegypten, Perſien und die Nordküſte von Afrika. Von Afrika drangen die Araber, die dort Mauren genannt wurden, ſogar über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien vor und eroberten das Land. Nachdem ſie ſich dort feſtgeſetzt hatten, ſuchten ſie ihre Macht noch weiter auszubreiten und faßten den Plan, mit furchtbarer Heeresmacht über die Pyrenäen zu ſteigen und auch das übrige Europa zu erobern. Zunächſt war Frankreich an der Reihe. In der Schlacht bei Poitier wurden aber die Mauren im Jahr 732 von Karl Martell furchtbar geſchlagen und damit war die Chriſtenheit gerettet.

6. Peter Waldus und die Waldenſer.

Die wahre Kirche Chriſti kann nicht untergehen. Auch in den Jahrhunderten, wo man ganz vergeſſen zu haben ſchien, was wahres Chriſtenthum iſt, findet man da und dort deutliche Spuren von richtiger Erkenntniß der evangeliſchen Wahrheit, von demüthigem Glauben und heiligem Leben. Ganz beſonders zeigt ſich dieß an den Waldenſern.

Gewöhnlich nimmt man an, daß ſie ihren Namen von einem gewiſſen Peter Waldus haben, der im zwölften Jahr-

hundert in Lyon, einer bedeutenden Stadt im ſüdlichen Frankreich, lebte.

Er war ein reicher und dabei gottesfürchtiger Kaufmann. Der plötzliche Tod eines Freundes hatte ihn zu tieferem Nachdenken über ſich ſelbſt und ſeine eigene Seligkeit und zur heiligen Schrift geführt. Er theilte ſein Vermögen unter die Armen aus, überſetzte einen Theil der Bibel und Stücke aus den Kirchenvätern (den Lehrern der älteſten chriſtlichen Kirche) in die franzöſiſche Sprache, und verbreitete ſie ſo viel als möglich unter das Volk. Er ſelbſt unterrichtete ſeine Hausgenoſſen, ſeine Bekannten und allerlei arme Leute, welche ihn beſuchten, in der chriſtlichen Lehre, und ermahnte ſie zur Gottſeligkeit. Je tiefer er in das Verſtändniß der heiligen Schrift eindrang, deſto mehr erkannte er den Verfall und die Irrthümer der damaligen Kirche, und er konnte natürlich in ſeinen Vorträgen nicht davon ſchweigen. Eine Folge hievon war, daß er vom Papſt in den Bann gethan wurde. Waldus floh nun von einem Orte zu andern, überall das Evangelium mit Segen verkündigend, bis er endlich nach langſamer mühſeliger Flucht im Jahr 1197 in Böhmen ſtarb.

Mit ſeine Sache ging es, wie nach Apoſtelgeſchichte 8. 4, mit der erſten Chriſtengemeinde: Die Anhänger ſeiner Lehre wurden verfolgt, aber die in dieſer Verfolgung Zerſtreuten trugen, wie jene zur Zeit des Stephanus, den guten Samen des Evangeliums immer weiter. Bald zählte man im ſüdlichen Frankreich, in Italien, in der Schweiz, längs des ganzen Rheinſtroms, in Flandern, dann in Böhmen und Ungarn Tauſende, die keine andere Lehre wollten, als die des lautern Wortes Gottes. „Wir glauben, ſagen ſie, daß die heilige Schrift Alles enthalte, was zu unſerer Seligkeit nöthig iſt; wir bedürfen darum keine andere Lehre. Wir halten uns an Chriſtum allein, weil wir unſer ganzes Heil bei ihm finden. Warum ſollten wir der römiſchen Kirche angehören? Die Kirche Chriſti iſt da, wo man ſein Wort hält und bewahrt.“ Ihre Feinde ſelbſt gaben ihnen das Zeugniß, daß unter ihnen eine bewunderungswürdige Erkenntniß des Wortes Gottes gefunden werde. „Sie

sind meist rohe, ungebildete Leute," schreibt einer derselben über die französischen und italienischen Waldenser, „sie gehen oft in Thierhäuten gekleidet und wohnen theils in elenden Hütten, theils in Höhlen, aber alle können lesen und schreiben. Wir fanden Bauern, die das Buch Hiob auswendig wußten, ja das ganze neue Testament. Jeder Knabe hat von ihrem Glauben einen deutlichen Begriff, und ihre Priester müssen, ehe sie angestellt werden, den größten Theil des neuen Testaments auswendig wissen." Ein Mönch, der ausgesandt worden war, um sie wieder zur römischen Kirche zu bringen, kam betreten zurück und bekannte, in seinem Leben habe er nicht so viel aus der Schrift erfahren, als in den wenigen Tagen, seit er sich mit den Ketzern unterredet hätte. Gelehrte und berühmte Leute, die man zu ihnen sandte, um sie zu widerlegen, erklärten, die Kinder in den Kinderlehren hätten sie beschämt. Einer der Untersuchungsrichter, ein Mönch vom Orden der Dominikaner, gibt ihrem Wandel folgendes schöne Zeugniß: „Sie vermeiden Handlungsgeschäfte, um nichts mit Falschheit und Betrug zu thun zu haben. Sie sammeln nicht Reichthümer, sondern sind mit der Nothdurft des Lebens zufrieden; sie sind keusch, mäßig und nüchtern, und nehmen sich vor dem Zorn in Acht. Man hört unter ihnen kein Schwören, keine Gotteslästerung, keine Possen. In allen ihren bürgerlichen Pflichten sind sie höchst gewissenhaft und pünktlich, in der Erziehung ihrer Kinder sorgfältig, und verleugnen ernst und strenge die Vergnügungen der Welt."

Ihre Armen, ihre Prediger und ihre Missionäre, die von ihnen zur Verbreitung der evangelischen Wahrheit und zur Stärkung der zerstreuten Brüder ausgingen, erhielten sie blos durch freiwillige Beiträge, und standen überhaupt in inniger Gemeinschaft unter einander.

Die Waldenser hatten einen sehr einfachen Gottesdienst: sie sangen Psalmen und hörten das Wort Gottes an. Bei ihren Mahlzeiten beteten sie knieend und führten ernste Gespräche, wie sie denn überhaupt im Umgang unter einander

freundlich ernſt waren. Die Taufe und das heilige Abendmahl verrichteten ſie einfach nach der Einſetzung des Herrn.

Als König Ludwig XII. von Frankreich ſolch einen Bericht über die Leute empfing, rief er aus: „Wahrlich, dieſe Ketzer ſind beſſer als ich und mein ganzes Volk!“

Aber obgleich ſelbſt ihre Feinde den Waldenſer zugeſtehen mußten, daß ihr Wandel chriſtlich, ihr Wort wahrhaftig, ihre brüderliche Liebe aufrichtig ſei, ſo ſind doch dieſe guten Leute von ihren römiſchen Mitchriſten mit einer Grauſamkeit und Wuth verfolgt worden, wie ſie nie die Heiden gegen die Chriſten bewieſen haben. Bei allen Verhören, die mit ihnen angeſtellt wurden, beriefen ſie ſich immer mit unerſchütterlicher Feſtigkeit auf die heilige Schrift, und achteten den Befehl nicht, der ihnen die Auslieferung ihrer Bibeln gebot. Selbſt mancherlei Martern waren ſchon vergebens gegen ſie angewandt worden, und es fehlte an Kerkern, um alle der Ketzerei wegen Verklagte gefangen zu halten. Da ließ der Papſt Innocenz III. einen förmlichen Kreuzzug gegen die mit den Waldenſern verbundenen Albigenſer (von der Stadt Alby im ſüdlichen Frankreich ſo genannt) unternehmen, wie man vom Jahre 1096 an Kreuzzüge gegen die Muhammedaner im heiligen Lande geführt hatte; jedem, der daran Theil nehmen würde, verſprach er vollkommene Vergebung ſeiner Sünden. Bald brach ein Heer von 300,000 Kriegern oder ſogenannten Kreuzfahrern in das Land der Albigenſer ein, welche in der Stadt Toulouſe ihren Hauptſitz hatten. Nun begann vom Jahr 1209 an ein zwanzigjähriger Vertilgungskrieg gegen dieſes Märtyrervolk; denn die Ketzer ſollen, das war des Papſtes Befehl, ausgerottet werden. Männer und Weiber wurden gleich grauſam umgebracht, Greiſe und Säuglinge mußten ſterben, kein Alter und Geſchlecht ſchonte das Würgerſchwert, und die teufliſche Grauſamkeit der Peiniger erſann dabei Marter und Qualen, vor denen die Natur ſchaudert. Ihre Wohnungen wurden zerſtört, ganze Dörfer mit Soldaten umſtellt, dann angezündet und ſammt den Einwohnern verbrannt, ihr Vieh erwürgt, ihre Saaten zertreten,

ihre Bäume umgehauen, und das Land zu einer furchtbaren Einöde gemacht.

Die erste blutige Verfolgung, die von 1209 bis 1229 währte, kostete fast einer Million Waldenser und Albigenser das Leben. Wie groß würde erst, wenn sie berechnet werden könnte, die ganze Summe der Schlachtopfer sein, welche in den folgenden fünf Jahrhunderten, von 1230 bis 1730 in Frankreich gemordet wurden! Denn wenn sie gleich in einer Zeit mehr als in der andern verfolgt wurden, so ist doch schwerlich ein Jahr leer ausgegangen.

Während dieses ersten Kreuzzuges in Frankreich litten die Waldenser in andern Gegenden 20 Jahre lang eine Hauptverfolgung durch die sogenannte Inquisition oder das Glaubensgericht. Dies war ein geistlicher Gerichtshof, der jeden der Ketzerei Verdächtigen in Untersuchung zog und bestrafte. Der Papst Innocenz III. hatte dieselbe ganz besonders der Waldenser wegen angeordnet. Die Anzahl der vom Glaubensgericht Verhafteten waren zuweilen so groß, daß man nicht genug Gefängnisse für sie bauen, noch die Kosten ihres Unterhalts für sie bestreiten konnte. Das Glaubensgericht bediente sich verschiedener Straf- und Vertilgungsmittel: die sogenannten Ketzer wurden verjagt, gehenkt, verbrannt, oft in großer Menge; man ersäufte sie, man zwickte sie mit eisernen Zangen, sie wurden reißenden Thieren vorgeworfen, erdrosselt; man ließ sie zu Tode hungern, sie wurden zersägt, zermalmt, in Stücke zerschnitten, mit abgezogener Haut auf dem Rost gebraten u. s. w., — alles angeblich zur Ehre Gottes und des reinen Glaubens!

Als ein gewisser Girard (Schirar) schon auf dem Scheiterhaufen stand, bat er die Scharfrichter, ihm zwei Steine zu geben. Nachdem ihm dieses mit einiger Schwierigkeit gewährt worden, sagte er, indem er die beiden Steine in seinen Händen hielt: „Wenn ich diese Steine werde gegessen haben, alsdann werdet ihr das Ende des Glaubens sehen, um dessentwillen ihr mich jetzt tödtet," — und mit diesen Worten warf er die Steine zur Erde.

In einem von den engen Thälern Italiens hatten ſich um's Jahr 1400 bei einem feindlichen Ueberfall 400 Mütter mit ihren Kindern in einer Höhle verborgen. Die Unmenſchen legten Feuer vor den Eingang der Höhle, und erſtickten Mütter und Kinder mittelſt des Rauchs.

In Deutſchland unterdrückte das päpſtliche Glaubensgericht um's Jahr 1250 die Waldenſer mit beſonderer Grauſamkeit; ſie waren jedoch ſtandhaft in ihrem Bekenntniſſe. In Bingen am Rhein z. B. wurden 18, in Mainz 35, in Straßburg 50 Waldenſer verbrannt. — Um das Jahr 1330 wurden ſie von einem Glaubensrichter, Namens Eckard, einem Dominikanermönch, ſehr beängſtigt. Endlich, nachdem er viele Grauſamkeiten ausgeübt hatte, und ſein Gewiſſen darüber unruhig zu werden anfing, erſuchte er die Waldenſer, ihm doch die wahre Urſache ihrer Trennung von der römiſchen Kirche zu entdecken. Dies war eine Gelegenheit, die ihnen ſelten gemacht, und die um ſo beſſer benutzt wurde. Der Ausgang war glücklich: Eckard wurde erleuchtet, bekannte den Glauben an Chriſtum nach dem lautern Worte Gottes, ſchloß ſich an das Volk Gottes an und predigte nun, wie Paulus, den Glauben, den er ehedem zerſtört hatte. Er wurde am Ende zu Heidelberg verbrannt.

Jetzt gibt es, da die übrigen ſich ſpäter von der Reformation an mehr und mehr an die evangeliſche Kirche angeſchloſſen haben, noch Waldenſer in den Thälern von Piemont und Norditalien, deren Zahl etwa 20,000 Seelen betragen mag, die bis in die neueſten Zeiten noch manchen Druck zu leiden hatten, und erſt im Jahr 1848 davon befreit wurden.

7. Joh. Huß. (1415.)

Wie in den Städten, ſo war's auch in Kirchen und Klöſtern viel anders geworden im Laufe der Zeit. Denn ſie waren durch Schenkungen und Vermächtniſſe frommer Fürſten und Chriſtenleute reich geworden. Da gab es in den Kirchen viel Pracht und Herrlichkeit an Bildern und Gewändern, an Feſten und Umgängen, an Muſik und Geſang, an Weihrauchduft und

Kerzenlicht, und die Priester und Bischöfe lebten herrlich und in Freuden. Aber um ihre Heerden kümmerten sich nicht viele, und von geistlichem Leben war wenig zu spüren. So gaben auch oft die Oberhirten der Kirche, die Päpste, großes Aergerniß durch ihr Leben und Wesen. Und in den Klöstern pflegte man viel mehr des Wohllebens, als des Gottesdienstes und der Wissenschaft; es gab Mönche, die nicht einmal schreiben konnten; aber Küche und Keller waren trefflich versorgt. Dazu war allerlei Unwesen in die Kirche eingedrungen. Man hatte das Volk gelehrt die Maria anbeten anstatt Christus, und die Heiligen und Frommen der Vorzeit verehren mehr als Gott, ja auch an Gebeine und Gewänder der Heiligen, an Holzsplitter und Nägel vom Kreuze Christi (Reliquien) hing sich die Andacht. Die geistlichen Aemter wurden oft um Geld an Unwürdige und Untüchtige verkauft. Man gab dem Volke für Geld Ablaß (Erlaß) seiner Sünden und Strafen und trieb damit einen ärgerlichen, verderblichen Handel. Beim Abendmahl trank der Priester allein für die Gemeinde aus dem Kelch, dem Volke ward nur das Brod. Man feierte in dem Heiligthum selber alberne Feste: beim Narrenfeste ward ein Narrenbischof erwählt, der hielt mit seinen Narrendiakonen eine possenhafte Narrenmesse, und das Volk lief in der Kirche herum in Mummerei und Tanz und mit wüstem Geschrei und tollen Liedern und frevlem Unfug und becherte und würfelte auf dem Altar. Beim Eselsfest wurde gar ein Esel mit geistlichen Gewändern angethan; die Geistlichen führten ihn in die Kirche, die dann vom ausgelassensten Toben wiederhallte. — Gegen solches Alles waren schon manche fromme, ernste Christenmenschen aufgetreten, aber immer vergebens. So nun auch Johannes Huß.

Er war zu Hussinez in Böhmen von armen Eltern geboren. Sein Vater starb früh. Die Mutter brachte ihn nach Prag, da sollte er studiren. Denn in Prag hatte der Kaiser nicht lange vorher eine Universität gegründet, es war die erste und älteste in Deutschland. Bald darauf kamen andere auf, Wien, Heidelberg, Erfurt, Leipzig ꝛc., und diese Hochschulen haben zur Förderung der Wissenschaft in Kirche und Schule, Rechts- und

Heilkunde, und zum Wachsthum der Bildung in hohen und niederen Ständen unendlich viel beigetragen. Huß zeichnete ſich durch Fleiß und Geiſt vor Allen aus, und im 25. Jahre wurde er Prediger an der Bethlehemskirche in Prag, und ſeine Predigten, in denen er den verderbten Klerus nicht ſchonte, auch das päpſtliche Regiment nicht, zogen Tauſende herbei, die ihn mit Freuden hörten. Denn es ging ſchon dazumal durch die Chriſtenheit ein Zug des Widerſpruchs gegen die falſchen Lehren der Kirche und die Verderbniß des kirchlichen Regiments an Haupt und Gliedern. Und bald darauf, da ein Zwieſpalt ausbrach zwiſchen den Deutſchen und Böhmen an der Univerſität und der Kaiſer ſich auf die Seite ſeiner Böhmen ſchlug und den Deutſchen die Vorrechte nahm, die ſie bisher inne gehabt, da wanderten dieſe, Lehrer und Schüler, viele Tauſende an der Zahl (die Univerſität zählte damals 36,000 Studirende) aus, nach Ingolſtadt und Krakau, wo ſchon Hochſchulen waren, und nach Leipzig, wo eine neue geſtiftet wurde. Die Böhmen aber wählten ihren Huß zum Rector der Univerſität.

Nun ward ſeine Predigt und Lehre immer kühner und ſchärfer. Sein Erzbiſchof (in Prag) verklagte ihn in Rom, der Papſt ließ mehrere ſeiner Schriften verbrennen: er achtete es nicht. Es war ihm das Predigen in der Bethlehemskirche verboten: er gehorchte nicht. Er wurde nach Rom citirt zur Verantwortung: er ging nicht hin. Da kam eine päpſtliche Bulle, die ihn in den Bann that und jeden Ort, wo er ſich aufhielt, mit dem Interdict belegte.

Als nun der Erlaß und die Drohung des Papſtes in Böhmen ankamen, da verließ Huß Prag und ging nach ſeiner Heimath und predigte auf dem Lande.

Inzwiſchen waren, um über die Beſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern zu Rathe zu gehen, im Jahre 1414 Kardinäle, Erzbiſchöfe, Aebte, weltliche Fürſten, Geſandte von Königen und Fürſten zu einem großen Concil (Kirchenverſammlung) zuſammengekommen nach Konſtanz am Bodenſee. Obenan der Kaiſer Sigismund und der Papſt Johann. (Es gab aber dazumal drei Päpſte zugleich, die ſich einander in Fluch und

Bann thaten). Dahin wurde nun auch Huß beſchieden. Und er ging hin, Licht und Troſt von ſeinem Herrn im Herzen. Auch hatte ihm der Kaiſer freies Geleit verſprochen. Aber leider hielt Sigismund ſein Wort nicht. Denn wenige Tage nach ſeiner Ankunft wurde Huß in ein feuchtes Gefängniß in einem Kloſter am Rhein gebracht, da ward er krank; aber die Aerzte machten ihn wieder geſund. Dann brachte man ihn in das Schloß Gottlieben nahebei, da wurde er in einem Thurme in eiſerne Feſſeln gelegt, ſogar des Nachts feſſelte man ſeine Arme mit einem eiſernen Bande an die Wand, daß er ſich kaum regen konnte. Bei den Verhören kam nichts heraus; man gab ihm Sätze Schuld, die er gar nicht geſchrieben und gepredigt; und als er den Mund aufthat, ſchrie Alles wüthend auf ihn ein, man ließ den „Ketzer“ nicht zu Worte kommen. Aus der Bibel konnte man ihn nicht widerlegen, und anders wollte er nicht widerrufen. Er hatte aber gelehrt in Schrift und Predigt: die Kirche braucht kein weltliches Oberhaupt, Chriſtus iſt der Kirche Haupt und Eckſtein; ein gottloſer Papſt iſt kein Statthalter Chriſti, ſondern eine Bote des Antichriſt; im Abendmahl ſollen die Chriſten nicht blos das Brod, ſondern auch den Wein empfangen; ein gottloſer Prieſter kann das Sakrament nicht ertheilen u. a. m. Endlich am 6. Juli 1415 ward er zum letzten Male in die große Verſammlung im Münſter geführt, man hielt ihm nochmals ſeine angeblichen Irrlehren vor, nahm ihm den Kelch aus der Hand, zog ihm ſeine prieſterlichen Kleider aus, und nachdem er ſo aus der Kirche ausgeſtoßen worden, wurde er zum Tode durch's Feuer verurtheilt. Alſo ward er hinausgeführt vor das Thor, einen ſchwarzen Rock an, einen mit Silber beſchlagenen Gürtel um die Hüften, eine papierne Krone auf dem Haupte, auf die drei Teufel gemalt und das Wort Erzketzer geſchrieben waren. Er betete viel unterwegs und betheuerte dem Volke, das zu Tauſenden herbeilief, ſeine Unſchuld. Als er auf dem Scheiterhaufen ſtand, die Hände auf den Rücken gebunden, den Leib mit Stricken, den Hals mit einer großen Kette an den Pfahl gefeſſelt, und die Flammen ſchlugen ſchon um ihn, rief er: Jeſus Chriſtus, du Sohn des

lebendigen Gottes, erbarme dich meiner! So ſtarb er. Seine Aſche wurde in den Rhein geworfen. Das Jahr darauf (1416) ſtarb ſein Freund Hieronymus von Prag denſelben Tod.

Doch war die Sache damit nicht zu Ende. Denn die Huſſiten, ſo hießen die Freunde des Märtyrers und Anhänger ſeiner Lehre, wollten von einem Kaiſer nichts wiſſen, der ſein Wort gebrochen und ihren Meiſter zum Tode gebracht, und ſo gab es einen langen, grauſamen Krieg, der über viele Orte und Lande Schrecken und Verderben brachte und viele Tauſende in den Tod ſtreckte. Der Kaiſer ſandte wider die Böhmen ein großes Heer nach dem andern aus; aber die Kaiſerlichen wurden vernichtet und flohen davon, ſobald ſie des Feindes anſichtig wurden. Viele Jahre wurde dieſer verheerende Krieg mit größter Erbitterung geführt, bis endlich den Huſſiten freie Religionsübung zugeſichert wurde. (Dietlein.)

8. Martin Luther. (1483—1546.)

Mit Luther beginnt unſere neuere Geſchichte, der Aufſchwung unſerer Kultur und Literatur. Luther entſtammte dem großen Quell aller Kraft, dem Volke. Seine Eltern waren ſchlichte Bergmannsleute in Eisleben. Vom Vater ererbte er Wahrhaftigkeit, beharrlichen Willen und Ernſt des Lebens. Im Jahr 1505 trat er in ein Kloſter. Hier ſtudirte er die Kirchenväter und die Bibel und machte ſchwere Seelenkämpfe durch. Zwei Jahre nachher wurde er zum Prieſter geweiht. Im Jahr 1510 machte er in Angelegenheiten des Auguſtinerordens eine Reiſe nach Rom. Hier eröffnete ſich ſeinen Augen zum erſten Mal die ganze Verdorbenheit des Klerus. Von jetzt an ſtudirte er mit erneutem Eifer ſeine Theologie auf Grundlage der Bibel.

Im Jahr 1517 kam ein Mönch, der Dominikaner Johann Tetzel, auf ſeinem Zuge durch Deutſchland auch nach Jüterbogk bei Wittenberg, und alles Volk drängte ſich zu ihm; denn er verhieß den Erlaß aller Strafen, zeitlicher und ewiger, für vergangene und zukünftige Sünden. Jeder, der ein Geldſtück, Groſchen oder Gulden oder Dukaten, nach der Schwere der

Sünde, in seinen Kasten legte, bekam einen Ablaßbrief, und damit war er seiner Schuld ledig. „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt," pflegte der Ablaßkrämer dabei auszurufen. Nämlich in Rom hatte man eine große Kirche, die Peterskirche, zu bauen angefangen, aber sie zu vollenden fehlte es an Geld, darum schrieb nun der Papst Leo X. einen Ablaß aus, und so kamen seine Boten in alle Lande, auf diesem Wege Steuern einzusammeln. Solch Unwesen entrüstete Luther, und er schlug 1517 am 31. Oktober an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze über Ablaß und Sündenvergebung an; darin hieß es: „Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da meinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein; ein jeder Christ, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbrief gehört; ein jeder wahrhaftige Christ, er sei todt oder lebendig, ist theilhaftig aller Güter Christi und der Kirche aus Gottes Geschenk, auch ohne Ablaßbrief." Er wollte aber damit nur gelehrte Leute locken, mit ihm über die Sache und die Sätze mündlich und öffentlich, wie es seiner Zeit Sitte war, zu verhandeln. Es kam Niemand; aber die Sätze verbreiteten sich wie im Fluge über ganz Deutschland. Der Papst forderte ihn nach Rom; doch auf seines Kurfürsten Verwenden wurde er nach Augsburg geladen, wo gerade die Fürsten und Herren Deutschlands zum Reichstag versammelt waren. In einer alten, abgetragenen Kutte, einen Stab in der Hand, wanderte er zu Fuß dahin. Seine Freunde wunderten sich über seine Kühnheit, daß er ohne Geleit nach Augsburg komme, und hießen ihn in einem Kloster bleiben, bis sie ihm bei dem Kaiser ein frei und sicher Geleit ausbrächten.

Inzwischen forderte der päpstliche Legat Cajetanus Dr. Luther zu sich. Aber Luther erklärte, daß er auf Bescheid vom Kaiser warten wolle, worauf der Bote des Cardinals sagte: „Meinst du, Fürsten und Herren werden sich deiner annehmen und dich wider den römischen Stuhl vertheidigen? Wo willst du sicher sein und bleiben?" Luther gab eine kurze, freudige

Antwort: „Unter dem Himmel!" Bald darauf kam das Geleit, und nun erſchien er vor dem Cardinal in aller Demuth und Ehrerbietigkeit. Der Cardinal ließ ſich mit freundlichen Worten hören und bot dem Dr. Luther Gnade und große Förderung an, ſofern er nur widerrufe, was er bisher gepredigt und geſchrieben habe. Luther ließ ſich vernehmen, er wolle dies von Herzen gern thun, ſofern er mit Gottes Wort überwieſen werde, daß er unrecht gelehrt habe. Darauf beſchuldigte Cajetan den Dr. Luther der Ketzerei und forderte, er ſolle widerrufen. Luther wollte und konnte das nicht thun, weil er für ſeine Lehre guten und gewiſſen Grund aus Gottes Wort hatte.

Der Legat hatte hieran kein Genüge. Weil derſelbe auf Luthers Briefe, in denen dieſer ſeine Meinung ſchrieb, keine Antwort gab, ward allen Freunden dieſes lange Stillſchweigen verdächtig, alſo daß ſie böſe Anſchläge befürchteten. Daher verſchaffte Staupitz dem Dr. Luther ein Pferd; der Rath von Augsburg gab ihm einen alten Ausreiter mit, der die Wege wußte, und Herr Chriſtoph Langemantel half ihm des Nachts durch ein Pförtlein aus der Stadt. Da ritt er den erſten Tag acht Meilen, hernach etwas langſamer und kam glücklich nach Wittenberg zurück.

Als der Papſt ſah, daß er des Dr. Luthers freudige und ſtandhafte Lehre mit Gewalt nicht dämpfen könne, fertigte er ſeinen Kämmerling Karl von Miltitz ab an den Kurfürſten von Sachſen, dem er auch eine geweihete Roſe mitſandte. Er begehrte vom Kurfürſten, er ſolle den Dr. Luther gen Rom ſtellen oder ferner in ſeinem Kurfürſtenthum nicht dulden. Allein Miltitz fand wenig Gehör. Es war ihm jedoch vergönnt, ein Geſpräch mit Dr. Luther zu halten, dieſer verſprach fernerhin zu ſchweigen, ſofern man dies auch ſeinen Widerſachern auferlegte. Damit war Miltitz wohl zufrieden. Aber die Zeit war vorhanden, daß der Widerpart mit ſeiner Thorheit offenbar werden ſollte. Denn jetzt fiel darein mit großer Heftigkeit Dr. Johann Eck aus Bayern; der wollte Luthers Lehre von der wahren Bekehrung widerlegen und des Papſtes Ablaß vertheidigen, weshalb er zu Leipzig mit Dr. Luther eine Dis-

putation anſtellte. Nach derſelben begann das Anſehen des Papſtes in vieler Leute Herzen zu fallen, nachdem Luther öffentlich bezeugt hatte, Jeſus Chriſtus ſei das einzige Haupt der Chriſtenheit.

Eck aber brachte eine päpſtliche Bulle gegen Dr. Luther zu Stande, in welcher dieſer als Irrlehrer verdammt wurde. Sobald dieſe nach Deutſchland kam, vertheidigte ſich Luther wider die Anklagen, die darin gegen ihn enthalten waren und berief ſich auf ein freies und chriſtliches Concilium, das ſeine Sache unterſuchen ſolle.

Da aber ſeine Feinde ſeine Schriften im Feuer zu verbrennen begannen, gerieth der Geiſt Gottes über Luther, daß er am 10. Dezember 1520 zu Wittenberg vor dem Elſterthore ein großes Feuer anſchüren ließ, darein er des Papſtes Rechtsbücher und ſeine Bulle warf mit dieſen Worten: „Weil du, gottlos Buch, den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“

Luther auf dem Reichstage zu Worms. (1521.)

Um dieſe Zeit ſchrieb Kaiſer Karl V. einen Reichstag nach Worms aus. Luther ward dahin geladen; er ſollte ſich wegen der Irrlehren in den 95 Sätzen und wegen der Verbrennung der päpſtlichen Bannbulle vor Kaiſer und Reich vertheidigen. Luther machte ſich auf den Weg. Es war ein Gang, den nur ein Mann von ſeiner Glaubensſtärke machen konnte. Und auch er wäre ihn nimmer gegangen, wäre nicht der Herr ſelber bei ihm geſtanden und ihm vorangezogen. Er ſelber bekennt in ſpäteren Lebensjahren, er müſſe ſich wundern über ſeinen ſo kühnen Muth: „Gott kann einen wohl toll machen. Ich weiß nicht, ob ich jetzt noch ſo freudig wäre.“ Nach menſchlichem Vorausſehen war es der Weg eines Daniel nach dem Löwengraben, eines Huß nach Konſtanz. Aber der heldenmüthige Streiter Chriſti ſpricht das große Glaubenswort: „Wenn ſo viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollte ich hinein.“ Obſchon im Bann der Kirche, obwohl viel-

fach gewarnt und zurückgehalten, fürchtete er sich doch nicht, der Herr ist ihm Stecken und Stab, der ihn tröstet. So hält er am 16. April seinen Einzug in die Stadt Worms. Er fuhr auf einem sächsischen Rollwagen; voran ritt der kaiserliche Herold in Amtstracht und Wappen mit seinem Knechte. Namentlich viele sächsische Edelleute waren ihm entgegen gegangen. Bei 2000 Personen gaben ihm das Geleite bis an seine Herberge, die in der Nähe des Gasthofs zum Schwanen lag, in welchem Kurfürst Friedrich von der Pfalz residirte. Bis tief in die Nacht hatte Luther Besuche anzunehmen, darunter auch den des ritterlichen Landgrafen von Hessen, der ihm beim Wegbehen die Hand drückte mit den Worten: „Habt ihr Recht, Herr Doktor, so helf' euch Gott!"

Am Mittwoch, denn 17. April 1521, Nachmittags 4 Uhr, sollte er vor Kaiserlicher Majestät und den Ständen des Reichs erscheinen. Der kaiserliche Herold gab ihm das Geleit und führte ihn durch heimliche Gänge auf das Rathhaus, um das Gedränge der Leute zu vermeiden, die sich in den Straßen versammelt hatten. Viele waren selbst auf die Dächer gestiegen, um den muthigen Mönch zu sehen. Da er nun vor dem Kaiser, den Fürsteu und den Ständen des Reichs stand, ward er erinnert, daß er nicht reden solle, er würde denn gefragt. Darnach fragte ihn Johann Eck, ob er bekenne, daß die Bücher, welche allda zusammengebunden ihm gezeigt wurden, sein eigen seien, und ob er widerrufen wolle. Ehe Dr. Luther antwortete, rief Dr. Schurf, der ihm vom Kurfürsten zugegeben war, überlaut: „Man lese der Bücher Titel." Wie dieses geschehen war, gab Luther lateinisch und deutsch eine kurze Antwort, er erkenne gegenwärtige Bücher für die seinigen und wolle sie nimmermehr verneinen. Weil aber die Frage, ob er widerrufen oder dafür einstehen wolle, den Glauben und die Seligkeit beträfe, so bitte er um eine Bedenkzeit. Also ward ihm ein Tag Bedenkzeit gelassen. Des folgenden Tages um 4 Uhr Nachmittags führte der Herold Dr. Luther in des Kaisers Hof, wo er bis 6 Uhr warten mußte unter einem großen Haufen Volks. Da er endlich in den Saal gerufen ward, nahte sich ihm Georg von Frunds-

berg; der theure Held klopfte ihn freundlich auf die Schulter und ſprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehſt jetzt einen ſchweren Gang, dergleichen ich und mancher Oberſte auch in der allerernſteſten Schlachtordnung nicht gethan habe. Biſt du auf rechter Meinung und der Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort und ſei getroſt; Gott wird dich nicht verlaſſen!“ In dem Saale aber ſaß auf einem Thron Kaiſer Karl V. und in zwei langen Reihen neben ihm die Fürſten, Herzöge und Grafen des Reiches, unter ihnen auch Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen. Darauf hielt Dr. Eck eine kurze Anrede, darin er begehrete, Dr. Luther ſolle eine endliche Antwort geben, ob er ſeine Bücher vertheidigen oder widerrufen wolle. Dr. Luther antwortete fein ſittig und beſcheiden, doch mit großer, chriſtlicher Freudigkeit in einer längeren Rede, ſo ihn nicht Jemand aus der heiligen Schrift oder mit hellen Gründen überführe, könne er nicht widerrufen. Dr. Eck aber verlangte eine einfältige und runde Antwort, ob er wiederrufen wolle oder nicht. Darauf erwiderte Dr. Luther herzhaft: „Weil Se. Kaiſerliche Majeſtät eine runde Antwort begehren, ſo will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben ſoll. Es ſei denn, daß ich aus Gottes Wort überwieſen werde, daß ich geirrt habe, ſo kann und mag ich nicht widerrufen, weil es nicht gut iſt, etwas gegen das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!“

Die Verſammlung war bewegt, und der Kaiſer ſagte: „Der Mönch redet unerſchrocken und mit großem Muthe.“ Weil es ſchon Nacht war, ging ein jeglicher nach Hauſe. Die Spanier verlachten Dr. Luther, da er aus dem Saale ging. Herzog Erich von Braunſchweig aber ließ ihm zur Erfriſchung in einer ſilbernen Kanne einen Trunk Eimbecker Bier reichen. Den nahm Dr. Luther an mit dieſen Worten; „Wie Fürſt Erich mein gedenkt, ſo gedenke ſein unſer Herr Chriſtus in ſeiner letzten Stunde.“ Freitags, da die Stände im Reichsrathe verſammelt waren, ſandte ihnen der Kaiſer eine Schrift dieſes Inhalts, weil Dr. Luther von ſeinen Irrthümern auch nicht eines Fingers breit abzuſtehen ſich vorgenommen, ſo denke er, ihn und ſeine Anhänger mit Bann und Acht zu verfolgen.

Luther war nun vogelfrei. Deswegen beſchloß der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, dem Luthers Verantwortung auf dem Reichstage herzlich wohlgefallen hatte, denſelben für einige Zeit an einem ſicheren Orte aufzuheben. Auf Anhalten guter Leute willigte Luther endlich in dieſen weiſen Rath, obgleich er ſein Blut für die Wahrheit gern vergoſſen hätte. In der Nähe von Altenſtein ſprengten ihn 2 Edelleute mit 2 Knechten an, hießen den Fuhrmann ſtill halten, griffen Dr. Luther mit ſcheinbarem Ungeſtüme und ſetzten ihn auf ein Pferd. Faſt um Mitternacht kamen ſie auf das Schloß Wartburg bei Eiſenach. Da hielt man Luther unter dem Namen Junker Georg als einen Gefangenen. Seine Zeit brachte er damit zu, viele gute Bücher in Druck zu fertigen. Das Allerwichtigſte aber, was Luther auf der Wartburg arbeitete, war ſeine Ueberſetzung der Bibel in die deutſche Sprache. Sie wurde das beſte Werkzeug zur Ausbreitung des göttlichen Wortes. Da Luther ſo angeſtrengt arbeitete, ſo verfiel er manchmal in Schwermuth und meinte dann, der Teufel verfolge ihn, um ſein Werk wieder zu zerſtören. Einſt, heißt es, glaubte er ſogar den Teufel leibhaftig an der Wand zu ſehen und warf nach ihm mit dem Tintenfaſſe.

Unterdeſſen hörte er, daß unter ſeinen Anhängern in Wittenberg allerlei Unordnung ausgebrochen war. Da ward ihm bange, und er eilte im Panzerhemd und mit Degen zu Roß nach Wittenberg. Sogleich trat er auf die Kanzel und predigte 8 Tage lang ſo gewaltig, daß die Unordnungen ſich legten und die Schwärmer und falſchen Propheten die Stadt verließen. Luther aber blieb in Wittenberg und ſetzte nun das Werk der Bibelüberſetzung mit einigen ſeiner Freunde fort. Im Jahre 1534 erſchien die ganze deutſche Bibel.

Luther wurde in ſeinem Werk der Kirchenverbeſſerung am meiſten durch ſeinen Freund Philipp Melanchthon unterſtützt. Dieſer ergänzte Luthers Feuerſeele durch Milde und ſanftes Weſen. Luther ſtarb im Jahr 1546.

„Ich nenne dieſen Luther einen großen Mann," ſagt der Engländer Carlyle, „groß an Geiſt, an Muth und Biederkeit;

groß, nicht wie ein gehauener Obelisk, sondern wie eine Alpe, ja, unbezwingbarer Granit, weit und fern in den Himmel hineinragend. Ein echter Sohn der Natur, für welchen noch Jahrhunderte wir dem Himmel Dank wissen werden."

In seinen Schriften bewährte sich Luther als der größte populäre Schriftsteller der Deutschen. Seine Predigten waren von großartiger Wirkung. Durch seine Lieder hat er das evangelische Kirchenlied begründet. Sein starkes Gottvertrauen spricht sich in den Worten aus:

„Eine feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind (Rom),
Mit Ernst er's jetzt meint.
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen.

Luther und Frundsberg.

Schon harret an den Thüren
Des Volkes Menge dicht,
Als sie den Luther führen
Vor Kaiser und Gericht;
Und an der Thüre Pfosten,
Dem Eingang Luthers nah
Steht fest auf seinem Posten
Der alte Frundsberg da.

Wie unter Blitzesflammen,
Wie unter Sturmeswehn
Zwei Eichen dicht beisammen
Auf zähen Wurzeln stehn,

So ſtehen, kühngeſtaltig,
Die beiden Helden dort,
In Waffen der gewaltig,
Und jener in dem Wort.

Den ſchirmt die Pickelhaube,
Das Panzerhemd aus Erz,
Und jenem ſtählt der Glaube
Das vielgeprüfte Herz;
In Schlachten ſchaut der eine
Dem Tod in's Angeſicht,
Dem zittern die Gebeine
Auch vor dem Teufel nicht.

Der Ritter ſieht den Prieſter
Sich werfen in den Tod,
In ſeinen Zügen lieſt er
Der Loſung ernſt Gebot,
Das ſiegen oder ſterben
Den Frommverwegnen heißt,
Und vor dem Himmelserben
Beugt ſich des Helden Geiſt.

„Mönchlein," beginnt der Ritter,
„Du geheſt einen Gang,
Wie auch im Schlachtgewitter,
Im Mord- und Sturmesdrang
Ich noch beſtanden keinen
Und keinen werd' beſtehn;
Biſt du mit Gott im Reinen,
Magſt du den Gang auch gehn!"

So gab der greiſe Degen
Am heißen Kampfestag
Dem Luther ſeinen Segen,
Den Hand- und Ritterſchlag.

Wohlauf denn, Held! und schwinge
Dein ritterliches Schwert!
Laß sehn, ob sich die Klinge
Als flammende bewährt! (Hagenbach.)

9. Ulrich Zwingli. (1484—1531.)

Der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli wurde am 1. Januar 1484 zu Wildhaus im Toggenburg geboren. Die ersten Jugendjahre verlebte er im stillen Kreise der Seinen. Sein Oheim, Pfarrer Zwingli von Wesen, bereitete ihn auf das Studium der Theologie vor. Später studierte er zu Basel, Bern und Wien. In seinem 22. Jahr wurde er als Pfarrer nach Glarus berufen. Durch sein kühnes Auftreten gegen den Kriegsdienst der Schweizer machte er sich viele Feinde, und zog sich Kränkungen zu. Er nahm daher gerne einen Ruf als Pfarrhelfer nach Einsiedeln an. Dort lehrte er nun die Götzendienerei der Wallfahrten kennen und der Anblick der bethörten Menge aller Länder stachelte sein Gewissen auf; darum lehrte er das Volk, daß nur Herzensbesserung und reiner Sinn und Wandel, nicht aber äußerliche Werke, Gott wohlgefallen und den Menschen selig machen; und statt aus den alten Kirchenvätern predigte er aus der Quelle, aus dem Evangelium. Schon im Jahr 1518 wurde er zum Leutpriester am Großmünster in Zürich berufen. Dort erklärte nun Zwingli seinen Zuhörern in fortlaufender Ordnung das ganze neue Testament. Seine Predigten machten ungewöhnliches Aufsehen. Wohlthätig gegen die Armuth, ein Beschützer aller derer, die der Priesterhaß verfolgte, hatte er rasch einen großen Kreis treuer Freunde um sich gesammelt und war der Hoffnungsstern aller derer geworden, die gleich ihm für Verbesserung des Lebens und der Kirche kämpften. Als der Ablaßkrämer Bernhardin Samson im Jahr 1519 auch in Zürich sein schändliches Gewerbe ausüben wollte, mußte er abziehen.

Die Wirksamkeit Zwinglis war so erfolgreich, daß der Rath in Zürich schon im Jahr 1520 allen Pfarrern seines

Gebietes befahl, ſie ſollen ihre Lehren einzig aus der Bibel beweiſen.

Als ſich nun mehr und mehr Gegner wider ihn erhoben, forderte er ſie zu einem Religionsgeſpräch auf. Am 29. Januar 1523 kam ein ſolches zu Stande. Ueber ſeine unwiſſenden Gegner trug Zwingli einen glänzenden Sieg davon. Jetzt fand die neue Lehre im Kanton Zürich immer mehr Eingang. Das Ceremonienweſen, die Meſſe und die Bilderverehrung wurden abgeſchafft. Die Heiligenbilder nannte man bloß noch Götzen und ihre Verehrung Abgötterei. Auch in andern Kantonen regte ſich der neue Geiſt. Selbſt das allezeit wohlgemuthe Bergvölklein Appenzell-Außerrhoden erklärte im Jahr 1524: „Wenn ein Pfaffe nicht nach dem reinen Wort Gottes lehrt, ſo erhält er kein Brod, Mueß und Schutz.“ Im Jahr 1528 hielt Zwingli auch in Bern ein Religionsgeſpräch ab. Nach 19tägigem geiſtigen Kampf ſiegte auch dort die Sache der Wahrheit und Bern ſchloß ſich der Reformation an. Allein die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug und Freiburg widerſtanden der Reformation. Daraus entwickelte ſich nach und nach ein Religionskrieg. In der Schlacht bei Kappel, welche am 11. Oktober 1531 zwiſchen den Anhängern des alten und neuen Glaubens geſchlagen wurde, fand der heldenmüthige Zwingli ſeinen Tod. Sterbend rief er aus: „Den Leib mögt ihr tödten, die Seele nicht!“

Zwingli war in mancher Beziehung größer als Luther. Zwingli war in Nichts ein Mönch, wie Luther, ſondern er war ebenſo viel Weltweiſer, als Staatsmann, Volksmann und Theolog; ebenſo viel Eidgenoſſe, als Reformator.

Sein Aeußeres zeigte ein heiteres, freies, volksthümlich-bürgerliches Weſen. Er blieb ein beſtändiger Freund des Handwerker- und Arbeiterſtandes, und das Arbeiterthum Zürichs hat bei der Durchführung ſeiner Reform das Hauptverdienſt. Wie Luther oft vorwärts ſtürmte, und dabei Rückſchläge erfuhr, ſo maß dagegen Zwingli in bedächtiger Haltung Schritt vor Schritt ab, wie es einem Republikaner geziemt. Zwinglis große Liebe zum Volk iſt es zu danken, daß die wilden Wogen des Bauernaufſtandes die Grenzen der Schweiz verſchont haben. Während

Luther zu den Fürſten über die aufrühreriſchen Bauern geſagt hat: „Schlagt ſie todt wie die räudigen Hunde," bezeichnete dagegen der Volksfreund Zwingli die erbarmungsloſen Geldfürſten jener Zeit als die eigentlichen Unruhſtifter!

Die großen Wohlthätigkeitsanſtalten Zürichs und das erſte Armengeſetz überhaupt waren ebenfalls das Werk Zwinglis, ſowie auch das Carolinum, der Grund der gegenwärtigen Hochſchule. Zwinglis humaniſtiſcher Geiſt hat auch in der Bürgerſchaft Zürichs allezeit fortbeſtanden bis auf den heutigen Tag. Zürich, das ſchweizeriſche Athen, hat das Blühen ſeiner Wiſſenſchaft und Kunſt namentlich Zwingli zu verdanken.

Die Religion Zwinglis war das vernünftige Chriſtenthum. Das Abendmahl hat er zuerſt richtig als ein „Gedächtnißmahl" bezeichnet. Die finſteren Gedanken von einer Erbſchuld durch die bloße Geburt, von einem Walten vom Teufel und von Teufeln, die gräßlichen Vorſtellungen von ewiger Verdammung, die noch Luther theilte, hat Zwingli nie getheilt. Er geht in dem Vernünftigen, Humanen ſeines Denkens ſo weit, daß er auch die Heiden göttlich erleuchtet und errettet weiß, für damalige Zeiten eine unerhörte Kühnheit. Ueberhaupt iſt ihm das Göttliche und Ewige ſo wenig ein bloß Jenſeitiges, daß er den göttlichen Geiſt mit einem nahezu myſtiſchen Zuge in aller Zeit durch die ganze Menſchheit erleuchtend, erweckend, beſeligend walten ſieht. So iſt Zwingli unter allen Reformatoren der Bannerträger kirchlicher Reform im Sinne chriſtlicher Vernunft.

Dazu gehört, daß Zwingli die Religion nicht als ein dürres Lehrſyſtem, ſondern als Leben in und mit Gott nach ſeiner reinſten Offenbarung durch Jeſus aufgefaßt hat. Er hat nichts wiſſen wollen von einem ſtreng formulirten Dogmenſyſtem, und hat er auch gegen die Satzungen der katholiſchen Prieſterkirche, als gegen Artikel falſchen Glaubens, den wahren Glauben für alle Völker an's Licht zu ſtellen geſucht: ſo iſt doch ſein ganzes Weſen ohne Schuld an dem ſpätern Scholaſtizismus, der einer-

ſeits von Luther, anderſeits von dem ſyſtematiſchen, bindenden und bannenden Calvin Genfs ausgegangen iſt. Nur der frühe Tod Zwinglis, ſozuſagen ſeine Niederlage bei Kappel, hat es möglich gemacht, daß man ſich ſpäter auch in Zürich den Einflüſſen der welſchen Dogmatiker fügte, ſo daß auch die reformirte Schweiz lange genug unter calviniſchem Dogmenbann geſeufzt hat, bis dieſe lutheraniſchen und calviniſtiſchen Confeſſionen oder Dogmenſyſteme ſich gegenſeitig aufgerieben haben. Damit iſt Zwingli wieder in den Vordergrund getreten. Und über Calvinismus wie Lutherthum hinaus erhebt ſich mehr und mehr eine höhere, menſchenwürdige, freiheitliche Confeſſion, die große Confeſſion Zwinglis, die Confeſſion vernünftiger Chriſtlichkeit, welche allein fähig iſt, alle Geiſter und Herzen redlichen Willens bei aller Verſchiedenheit der Vorſtellungen und der Cultuswünſche im Einzelnen, friedlich und energiſch zu vereinigen.

Zwinglis Geiſt ging weit über ſeine Zeit hinaus. Nicht bloß die ganze Weltſchöpfung, die ganze große Gottesnatur, ſondern auch die ganze Menſchengeſchichte erfaßt Zwingli als eine Offenbarung des göttlichen Geiſtes, der alle Völker von Anbeginn, der alle Menſchenſeelen durchdringt, erleuchtet, erweckt, erlöſen will; und es komme darauf an, dem Entwicklungsgang der göttlichen Vorſicht und Menſchen-Erziehung in der Geſchichte nachzugehen. Dieſe Betonung des Geſchichtlichen iſt's, welche in der neueren Zeit zu neuem Leben, zu einer weiteren kräftigen Reform des religiöſen Vorſtellens geführt hat. Die kritiſche Theologie der Gegenwart iſt ein lebenskräftiges Erzeugniß des innerſten Geiſtes des zürcheriſchen Reformators.

Eine Eigenthümlichkeit Zwinglis liegt darin, daß er bei allem Einfluß auf den Großen und Kleinen Rath Zürichs, bei aller Achtung vor den Zünften und deren ehrlichem, ſchönem Reichthum, ein Herz hatte für die ärmeren Arbeiterklaſſen, auf dem Lande wie in der Stadt. Faſt alle ſeine Schriften tragen das bemerkenswerthe Motto: „Kommet her, die ihr arbeitend und beladen ſeid, ich will euch Ruhe geben.“ In der treuen

redlichen Arbeit sah er einen Hauptgottesdienst, der nur durch die gottesdienstliche Andacht immer neu erfrischt, erweckt, gesegnet werde. In der ruhig vorschreitenden Mühe und Arbeit sah er den einzigen Grund dauernden Wohlstandes, einen Hort der Freiheit, im Gegensatz zu der katholischen Reisläuferei und Faulenzerei. Kommt her zu mir Alle, die ihr arbeitend und beladen seid, ihr werdet die Ruhe haben!

Luther's und Zwingli's letzte Worte.

Hier ist der fromme Held gesunken,
Der mit dem Schwert des Geistes focht,
Hier löschten sie den letzten Funken
Vom gottentflammten Lebensdocht.

Da rief er aus, von Blut geröthet:
„Fürwahr, das Unglück ist nicht groß,
Hat auch der Feind den Leib getödtet,
Die Seele lebt in Gottes Schoß!“.

Da lag er mitten unter Leichen,
Durchbohrt von scharfem Wurfgeschoß;
Da drängte sich zum Todesbleichen
Der beutegier'gen Feinde Troß.

„Dem Priester beichte deine Sünden!“
So rufen ihm die Päpstler zu.
Er will nur Gott sein Herz verkünden
Und winket „Nein“ voll Seelenruh'.

„So bitt', es wolle deiner Seele
Die Mutter Gottes gnädig sein!“
Er denkt: dem Herrn ich mich befehle,
Und winkt ein abermalig „Nein.“

„Verstockter Ketzer!“ schreit die Rotte,
„So fahre hin zum Höllenschoß!“
Da blitzt ein Schwert, da gibt mit Spotte
Der Hauptmann ihm den Todesstoß.

Er iſt auf ſeinem Nein geblieben,
Ein feſtes Nein dem römiſchen Wahn;
Doch was der Geiſt des Herrn geſchrieben,
Dem gilt ſein freudiges Bejahn.

Als Luther auf dem Sterbelager
Im letzten Kampf die Kraft verlor,
Da neigte ſich ein treuer Frager
Zu ſeinem halberloſchnen Ohr.

„Sagt, Vater, ob ihr ſterbend haltet
Am Glauben, den ihr frei bekannt?“
Da hat ſich ſchnell ſein Mund entfaltet
Und „Ja“ gerufen freudentbrannt.

„Nein“ ſagte Zwingli's letztes Zeichen,
Ein „Ja“ war Luther's letztes Wort,
Doch ihre Feinde ſind die gleichen,
Ihr Seelenſchatz derſelbe Hort.

Und waren ſie auch hier geſchieden,
Wo noch im Streit die Kirche liegt,
Dort oben wandeln ſie im Frieden,
Wo treuer Glaube ewig ſiegt.

Dort oben ſtehn ſie mit den Palmen
Vereint vor des Erlöſers Thron,
Und feiern unter Himmelspſalmen
Die eine ſel'ge Communion. (Ad. Stöber,)

10. Alexander Humboldt. (1769—1859.)

Alexander Humboldt iſt der größte Geiſt unſeres Jahrhunderts in allen 5 Welttheilen; der Umfaſſendſte und Gelehrteſte aller Deutſchen und eine der großartigſten Erſcheinungen aller Zeiten und Völker. Er hat neue Wiſſenſchaften begründet, neue Welten des Wiſſens entdeckt, vorhandene Wiſſenſchaften in ganz neue Bahnen gewieſen, hat noch im höchſten Greiſenalter mit

jugendlicher Geisteskraft in seinem Kosmos die Resultate seines 70jährigen Forschens auf allen Gebieten des menschlichen Wissens zu einem bewundrungswürdigen Ganzen vereinigt, und hat als ein großer Apostel der Wahrheit der nationalen und menschlichen Freiheit unermeßliche Dienste erwiesen.

Humboldt wurde am 14. September 1769 im elterlichen Schlosse Tegel bei Berlin geboren. Mit seinem Bruder, dem berühmten Humanisten und spätern preußischen Kultusminister, erhielt er durch tüchtige Lehrer eine vortreffliche Erziehung. Mit seinem 17. Jahre bezog er die Universität zu Frankfurt a. d. Oder; 1789 ging er nach Göttingen und studirte hier eifrig Naturwissenschaften. Er besuchte und untersuchte den Harz und den Rhein, machte mit dem genialen Georg Forster eine Reise durch Belgien, Holland, Frankreich und England, besuchte dann die Handelsakademie in Hamburg, und begab sich alsdann auf die Bergschule nach Freibergen in Sachsen, um Werners berühmte Vorträge zu hören. Später ging er nach Italien zum Studium der Vulkane, die er „Sicherheitsventile der Erde" nannte. Darauf begab er sich mit seinem Freund Bonpland nach Spanien. Beide erboten sich hier, alle spanischen Besitzungen in Südamerika und im indischen Ocean im Interesse der Wissenschaft zu durchforschen. Die spanische Regierung nahm dieses Anerbieten an, und am 5. Juni 1799 traten die beiden genialen Männer ihre für die ganze Welt so wichtig gewordene Reise an. Nach 5 Jahren, am 3. August 1804, traf Humboldt wieder in Bordeaux ein, beladen mit unermeßlichen Schätzen für die Wissenschaft. Zur Ausarbeitung derselben lebte er bis zum Jahr 1827 in Paris. In diesem Jahr übernahm er die von Rußland ihm angetragene Expedition nach dem nördlichen Asien und dem kaspischen Meere; sie dauerte nur $^3/_4$ Jahre, aber ihre Resultate machten Humboldt dauerhaft für die Ewigkeit. Später lebte er meistens in Berlin, mit der Ausarbeitung seiner Werke beschäftigt. Er starb am 6. Mai 1859.

Humboldt war der erste, der mit freiem, schöpferischem, von keinem philosophischen System befangenen Geiste alle Erscheinungen der Natur in ihrem Zusammenhang erfaßte. Er

erhob ſich zu den großartigſten Ideen, ihm entging nicht das Geringſte, weil ihn nie der Gedanke verließ, daß jede Erſcheinung in ihrem Verhältniß zu andern von Bedeutung ſei. So wendete er ſeine Aufmerkſamkeit auf Himmels-, Erd-, Völker- und Sprachenkunde, auf die Höhen der Gebirge und die Ebenen, auf die Bewegungen des Luftmeers, auf die Schneelinien, auf die magnetiſche Kraft, die Lagerungsverhältniſſe der Geſteine u. ſ. w.

Das Weltall ſtrebte er in ſeiner vollen Erſcheinung zu erfaſſen, die Natur ſollte durch volles Verſtändniß ihrer Kräfte und Geſetze im Allgemeinen und Einzelnen ein lebendiger Gegenſtand der menſchlichen Erkenntniß werden, ein aufgeſchlagenes Buch, in welchem das Einzelne und Kleine ſich durch das Ganze und Große erklärt.

Ein Ueberblick über ſein Geſammtleben, welches von den manchfaltigſten Anſchauungen dreier Welttheile bereichert iſt, läßt den klaren, ruhigen Geiſt erkennen, welcher ſowohl in den Stürmen der Meere, wie auf kalten Gletſchern und in anmuthigen Thälern, ſowohl in Urwäldern wie in unermeßlichen Himmelsräumen, mit beobachtendem Sinne ruhig die Welt in ſich empfängt nnd ſie, in der Verklärung höheren Verſtändniſſes, ruhig aus ſich zurückſpiegelt, aber auch, neben dem Begreifen des ewig Nothwendigen, durch Nacht, Licht, Vulkan, Landſchaft, Meer und das ganze bewegte und wechſelnde Farbenſpiel der Natur, zur Gemüthsempfindnng des Schönen und Erhabenen hingeriſſen wird. Dieſe Eindrücke aber ſammelten ſeinen Geiſt, anſtatt ihn zu zerſtreuen, ſie führten ihn in die Tiefe der Erſcheinungen, ſtatt ihn an der Oberfläche zu feſſeln, ſie lockten ihn, das Einzelne, das losgeriſſene Glied des Ganzen, in ſeinem natürlichen Zuſammenhange mit dem All zu enträthſeln und das allvermittelnde, geheimnißvolle Weben der Naturmacht zu verſtehen. Und mit dem gewonnenen Reſultate ſeines Wiſſens trat er wie ein überfließender heiliger Strom über die Ufer der ſtrengen, wiſſenſchaftlichen Prieſtergeheimniſſe hinaus in die Fluren der gebildeten Welt, er durchbrach den Damm, der das Wiſſen vom Leben ſchied, er wollte nicht für die Gelehrſamkeit, ſondern für die Menſchheit wirken. Von dieſem Geſichtspunkte

aus muß man auch den Ausspruch eines Begeisterten verstehen, wenn er irgendwo ausruft: „Humboldt sei mit einem Welteroberer, Reformator, Religionsstifter verwandt und gleichbedeutend.“ Indem Humboldt den Geist der Natur entziffert und der Menschheit erklärt, ruft er allerdings große Umwandlungen in den Begriffen und Lebensrichtungen der Völker auf, und die Wirklichkeit tritt dem Geiste der Menschen näher. Und daß Humboldt die Bedeutung der Naturwissenschaft in dieser höchsten Ausdehnung selber geltend machen wollte, das verrieth er in seiner Begrüßungsrede der deutschen Naturforscher zu Berlin, durch die Worte: „Jede Entfernung, welche Verschiedenheit der Religion und bürgerliche Verfassung erzeugen könnten, ist hier aufgehoben, Deutschland repräsentirt sich gleichsam in jener geistigen Einheit, und wie Erkenntniß des Wahren und Ausübung der Pflicht der höchste Zweck der Sittlichkeit sind, so schwächt jenes Gefühl der Einheit keine der Bande, welche Jedem Religion, Verfassung und Heimathgesetze theuer machen.“ So wirkte er für das Ganze; sein Handeln verknüpfte sich mit der Geschichte der Menschheit, und er ließ die Grenze nicht unbeachtet, welche zwischen Schicksal und Freiheit liegt, und den Genius von der großen Masse, die eine Zeitperiode von der andern trennt. Er faßte die menschliche Bestimmung in dem Gedanken auf: den Geist unter der Decke der Erscheinungen zu begreifen, und darum suchte er die Keime des Wahren auch in den dunkelsten Zeiten auf, berichtigte das Irrige und half dem Verkannten zur Anerkennung. So erstieg er die Höhe der Gegenwart auf den überwundenen Stufen der gesammten Vergangenheit, und es ist keine hohle Phrase, wenn Jemand bei Gelegenheit einer Besprechung des „Kosmos“ sagte: „Um Humboldts Forschungen möglich zu machen, mußten 2000 Jahre früher die Phönicier und Griechen schiffen, mußte Aristoteles das Himmelsgewölbe construiren, mußten von Anfange der neuen Zeit Copernicus, Kepler und Galilei gegen die Vorurtheile der Volkes und die Inquisition der Kirche den Kampf wagen, mußten raumdurchdringende und raummessende Instrumente erfunden werden, es mußte der geschichtliche Geist im

Bunde mit der Philoſophie gegen die Schranken der Welt anſtürmen und ſie brechen."

Auf ſolche allgemeine Betrachtungen wird man geleitet, wenn man die Naturwiſſenſchaft vor Humboldt mit derjenigen vergleicht, welche durch ſeine Mitwirkung zu der gegenwärtigen Höhe einer kosmiſchen Anſchauung des Ganzen und Einzelnen entwickelt worden iſt. Dazu kommt noch der Einfluß, den ſeine literariſche Thätigkeit auf die vorherrſchende Richtung der geiſtigen Intereſſen in der gebildeten Welt ausgeübt hat, indem nämlich durch ſeine denkende Art der Weltauffaſſung, nebenbei unterſtützt durch ſeine äußere Weltſtellung, der Blick der Gebildeten auf das Naturleben hingelenkt und eine Literaturepoche eingeleitet wurde, welche eben unſere Zeit charakteriſirt und die Naturwiſſenſchaft als Mittel ſittlicher Veredlung und geiſtiger Befreiung des Volkes zum Gemeingute der Bildung macht.

Das Feld, auf welchem Humboldt ſteht, und wie eine ewige Pyramide allen kommenden Generationen Zeugniß ſeines Lebens und Jahrhunderts gibt, iſt das große, in unabſehbare Fernen ſich ausdehnende Gebiet der Naturwiſſenſchaft, die Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner, die Auffindung der größeren Naturgeſetze, denen Weltkörper, Menſchen, Thiere, Pflanzen und Mineralien gehorchen, die Entdeckung neuer Lebensformen, die Beſtimmung bis dahin ungewiſſer Gegenden und deren Produkte, die Bekanntſchaft mit neuen Völkern, Sitten, Sprachen und geſchichtlichen Spuren der Kultur; auf dieſem Gebiete wirkte er mit unerſchöpflicher Thätigkeit, Umſicht und Ausdauer und bebaute zuerſt im Großen den Grund einer phyſiſchen Weltkunde. Seine Unterſuchungen und Entdeckungen griffen in ihren fortwirkenden Folgerungen in alle Zweige des gelehrten und praktiſchen Wiſſens hinein und fanden Anwendung auf zahlreiche Kreiſe des Lebens; ſeine lebendigen Naturſchilderungen erhoben die Seele und weckten die Reiſeluſt, denn ſie waren ſo reich an neuen Belehrungen und ſo anmuthig und phantaſieerregend durch die Reize ſeiner wunderbaren Darſtellung, daß unzählige Jünglinge, begeiſtert für die Naturſchönheit, unzählige Männer, an-

getrieben zum Studium der Naturwissenschaft, aber auch viele weibliche Gemüther, angezogen durch die märchenhafte Tropenwelt und die Bewunderung des Großen, in Ehrfurcht den Namen des Mannes aussprechen lernten, dessen Persönlichkeit bei Vielen mit dem zauberischen Glanze des Geheimnißvollen und Wunderbaren umkleidet wurde, wenn sie in der Schilderung abenteuerlicher Seefahrten und gefährlicher Wanderungen in wilden, glühenden Gegenden seiner Person begegneten.

Und eine solche Persönlichkeit ist ganz und gar geeignet, abgesehen davon, daß sie es in großen Kreisen der civilisirten Welt längst war und selbst in vielen tieferen Schichten des Lebens unbewußt ist, Eigenthum des Volksbewußtseins zu werden und namentlich das deutsche Nationalgefühl zum Stolze auf dieses Eigenthum zu wecken. Aber nicht nur der Gebildete, welcher gelehrte Studien treibt, darf sich rühmen, einen Alexander Humboldt würdigen zu können, auch der deutsche Bürger muß seine wissenschaftlichen Heroen verstehen und schätzen lernen; während der Gebildete mit Verehrung vor dem Bilde seines längst bewunderten und vertrauten Lehrers weilt und in ihm den Gründer einer neuen Wissenschaft erblickt, in welcher derselbe ein kaum zu bewältigendes Material an's Licht gefördert hat, möge auch der schlichte Bürger bekannter mit dem geistigen Schatze seines Vaterlandes werden, das ist Anforderung der fortbildenden und erweiternden Zeit, und ebenso wie das Volk seine Feldherrn bewundert, muß es auch seine Gelehrten als eine Ehrensache betrachten lernen, woran jeder Einzelne sich national betheiligt.

11. Immanuel Kant. (1724—1804.)

Der Lebensfaden dieses größten Weltweisen hat sich sehr einfach abgewickelt. Kant, dieser große Kenner der Menschen, Völker und der Erde wie des Himmels, ist nie über den nächsten Umkreis seiner Vaterstadt Königsberg hinausgekommen. Wenn er aber mit einem Engländer über London oder mit einem Italiener über Italien sich unterhielt, so fragten sie ihn doch,

wie lange er in England oder Italien gereist sei. Obschon Kant ein treuer Unterthan seines Königs blieb, war er doch auch als Weltbürger für die Idee der Menschheit begeistert. Bescheiden und einfach, frei und natürlich in seinem Aeußeren, wahr in jedem Wort, ohne Schimmer und Schein, wirkte er, wo er redete und schrieb, sittliche Erhebung.

Seine ganze Philosophie durchwehte die reinste, strengste Sittlichkeit: Kant war ein Weltweiser im edelsten Sinne des Wortes, obschon die fortschreitenden Wissenschaften auch bei ihm noch Irrthümer nachgewiesen hat.

Kant wurde am 22. April 1724 in Königsberg geboren. Sein Vater war ein fleißiger Riemermeister, seine Mutter eine gefühlvolle, rechtschaffene, zärtliche Frau. Von ihr sagt er: „Ich werde meine Mutter nie vergessen; denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir; sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur, und ihre Lehren haben einen immerwährenden Einfluß auf mein Leben gehabt."

Sein Vater war verständig genug, ihm für eine gute Schulbildung zu sorgen.

Neben den alten Sprachen studirte Kant auch Französisch, Geschichte, Geographie, Mathematik und Philosophie. Auf seine Geistesbildung hat Kuntzen, der Lehrer der Philosophie, am meisten Einfluß gehabt. Durch ihn wurde Kant mit des großen Newtons Werken bekannt.

Da Kant arm war, so nahm er nach der Vollendung seiner Studien die Stelle eines Hauslehrers bei der Familie eines Grafen an. Nach 9 Jahren machte er dann sein Examen als Professor der Philosophie. Er hielt nun Vorlesung über Physik, Logik, Metaphysik und Moralphilosophie. Der Zudrang der Zuhörer war so groß, daß Mancher schon eine Stunde früher kam, um einen guten Platz zu bekommen. Einen ungeheuren Ruhm hat sich Kant auch als Naturforscher namentlich durch seine Schrift erworben: „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels." Hier hat er zum ersten Mal die großartige Idee von den Planeten als losgerissene Theile der Sonne, welche Idee gewöhnlich Laplace zugeschrieben wird, entwickelt.

Was Kant durch sein Denken gefunden, ist jetzt durch die Spektralanalyse glänzend bestätigt.

Im Jahr 1787 gab Kant sein berühmtes Werk: „Kritik der reinen Vernunft" heraus.

Hier beantwortete er die Frage: Was kann der Mensch wissen, und was nicht? Dieses Buch war eine Revolution im Reiche des Geistes; es unterwarf das ganze menschliche Wissen einem Läuterungsprozeß und „zermalmte" den Wunderglauben, den Supranaturalismus. Kant wirkte namentlich auch auf Schiller und regte diesen zu werthvollen ästhetischen Abhandlungen an. Schiller gewann wieder Göthe für die Philosophie von Kant. Auch die berühmte französische Schriftstellerin Frau von Staël gab sich alle Mühe, die Kantische Philosophie zu lernen, deren reine Moral ihr Hochachtung einflößte. Sie sagte die geistreichen Worte: „Wenn der Alte in Königsberg auch weiter nichts gesprochen hätte, als daß der Mensch stets Zweck sei, nie als Mittel gebraucht werden dürfe, so wäre dieses schon eine Ehrensäule werth."

Die höchsten Ideen, nämlich die über Gott und Unsterblichkeit, hat Kant der „praktischen Vernunft" zugewiesen. Ueber seine Vorlesungen über Moral berichtet uns Jachmann: Sie hätten seine Moral hören sollen! Hier war Kant ein geistvoller Redner, der Herz und Gefühl ebenso mit sich hinriß, als er den Verstand befriedigte. Ja, es gewährte ein himmlisches Entzücken, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher Beredsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören. Ach, wie oft rührte es uns bis zu Thränen, wie oft erschütterte er gewaltsam unser Herz, wie oft erhob er unsern Geist und unser Gefühl aus den Fesseln einer selbstsüchtigen Glückseligkeitslehre zu dem hohen Selbstbewußtsein einer reinen Willensfreiheit, zum unbedingten Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und zu dem Hochgefühl einer uneigennützigen Pflichterfüllung. Der unsterbliche Weltweise schien uns dann von himmlischer Kraft begeistert zu sein, und begeisterte auch uns, die wir ihn voll Bewunderung anhörten. Seine Zuhörer verließen keine Stunde seiner Sittenlehre, ohne besser geworden zu sein.

Einzelne Sätze aus Kants Sittenlehre sind folgende:

1. (Höchstes Sittengebot, kategorischer Imperativ): Handle jederzeit nach Maximen, die fähig sind, allgemeines Gesetz zu werden!

2. Das sittliche Gesetz in seiner Reinheit und Aechtheit ist nirgends anders, als in der Vernunft zu suchen; seine Würde liegt in der Reinheit dieses Ursprungs; und ohne dieses sind reine moralische Gesinnungen nicht zu bewirken.

3. Das Gute muß aus Achtung vor dem Gesetz und um seiner selbst willen vollführt werden, also rein aus dem Gefühl der Pflicht.

4. Die reine Tugend verlangt, daß man das Gute nicht um des Lohnes oder der gedrohten Strafe willen thue, sondern um seiner selbst willen.

5. Die Sittlichkeit besteht darin, daß unser Handeln von jeder egoistischen Triebfeder ganz unabhängig sei.

6. Also ist nicht die Religion die Grundlage der Sittlichkeit, sondern umgekehrt ist die Sittlichkeit die Grundlage der Religion [1]).

7. Freier Wille nnd ein sittlicher Wille ist einerlei.

Mit Rousseau stimmte Kant darin überein, daß dem religiösen Unterricht der Moral-Unterricht vorauszugehen habe, und daß der Unterricht in der Religion erst später eintreten soll, damit sich beim Kind nicht falsche Vorstellungen über Gott einnisten.

Im Jahr 1795 stellte Kant seine Vorlesungen ein. Seine letzten Jahre waren durch Krankheit sehr getrübt. Am 12. Februar 1804 entschlief er zur sanften Ruh.

Kant hat in seiner Weltweisheit das Reich des Wissens ganz unabhängig von dem dogmatischen Material des Offenbarungsglaubens konstruirt. Er hat darin alle Höhen und Tiefen der menschlichen Wissenschaft ermessen. Er hat alle Bedürfnisse der Menschheit ergründet und die Mittel zu deren

[1]) Dieser Satz von Kant und der andere: „Das Gute lernt sich am besten durch Beispiel" — bilden den Grundgedanken meines Buches. (Der Verfasser.)

Befriedigung entdeckt und er hat dem Menschen zum Bewußtsein gebracht, was er wissen kann, thun soll und zu hoffen hat. Die Bestimmung des Menschen hat er deutlich entwickelt: Ueber Staub und Tand erhaben ragt der Mensch über die Wolken hinaus und reiht sich als moralisches Wesen an die Gottheit an, und zum Kampf auf der Erde mit Menschen und Dingen geboren, ist ihm der Staat ein sicherer Zufluchtsort unter öffentlichen Rechtsgesetzen geworden. — *Kants unvergängliche Größe besteht aber darin, daß er das Sittengesetz mit seiner ewigen Bedeutung zum vollsten Bewußtsein brachte. Die ächte Tugendlehre ist seine Eroberung.*

12. Friedrich Schiller. (1759—1804.)

Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach in Württemberg geboren. Sein Vater war Offizier. Schiller erhielt seine Bildung in der Karlsschule. Dort studirte er Medizin. Noch als Karlsschüler dichtete er die Räuber, und später eine große Zahl von berühmten Dramen und lyrischen Gedichten. Von 1790 an wendete er sich besonders dem Studium der Geschichte zu und von 1792 an dem Studium der Kantischen Philosophie. Namentlich durch dieses Studium wurde Schiller als Dichter der Verkündiger der idealen Bestimmung des Menschen. Von jetzt an stellt er sich als ein Priester des Evangeliums der Freiheit auf den Boden der idealen Menschheit, und zeichnet den großen geschichtlichen Kampf, den das Menschengeschlecht zur Erreichung seiner Bestimmung führt.

Als poetischer Philosoph sucht er die Wahrheit mit der Schönheit zu vermählen; als philosophischer Poet schuf er eine Gedankenlyrik, die Aller Herzen mit sich fortreißt, und als Tragiker steht er da als Dichter der Freiheit und verkündigt den Glauben an die Menschheit. Unverbrüchlich und mit ewiger Treue kämpft er für Wahrheit, Schönheit und Freiheit. Mit wunderbarer Kraft weiß er jeden Leser über die Alltäglichkeit zu erheben und für das Wahre, Schöne und Gute zu begeistern. Seine Muse läßt uns die Angst des Irdischen abwerfen und

erhebt uns in das Unendliche. Schiller lebt, ein Seher, in der Anſchauung der Gottheit, und er hat ſie in ſeinen Willen aufgenommen. Durch die Reinheit ſeiner Geſinnung und die Erhabenheit ſeiner Anſchauung wurde er zum größten ſittlichen Erzieher ſeines Volkes, und ſelber der große Göthe ſagte von ihm:

„Denn hinter ihm in weſenloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

So erſchien dieſer größte Erzieher ſeinem Volk in einer troſtloſen Zeit als Retter. Denn durch ſeine Poeſie ſprengte er den Geiſt des Volkes aus den Banden der Sinnlichkeit, läuterte, ſtärkte und erhob ihn zu ſittlicher, großer That, zur Befreiung des Vaterlandes aus franzöſiſcher Knechtſchaft. Schillers Religion war die reine Idee des Chriſtenthums, die Liebe.

O Schiller, Schiller, dem im Geiſterſchwunge
Das größte Herz im wärmſten Buſen ſchlug,
O, du warſt der Prophet, der ewig junge,
Der kühn voran der Freiheit Fahne trug.
Du warſt verſchwenderiſch mit deinem Blut,
Dein tiefſtes Lieben und dein wärmſtes Leben
Haſt du für eine Welt dahingegeben. (Beck.)

Mit den übrigen Heroen der deutſchen Dichtkunſt, mit Leſſing und Göthe, ſetzt er das Streben nach Wahrheit als das Höchſte und die Wahrheit als das Heiligſte. Die Wahrheit und die Liebe, das war ſeine Religion und darum ſagte er ſich von den Kirchenſatzungen los mit den Worten:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von Allen
Die du mir nennſt. Und warum keine? Aus Religion."

Durch Schillers Werke geht überall der Geiſt der Wahrheit und wir hören aus ſeinem Munde die Offenbarungen einer gotterfüllten Seele, die ihre himmliſche Miſſion in unvergänglichen Worten ausſpricht.

Das Chriſtenthum verherrlicht, wie wir wiſſen, die Liebe. Die Liebe zu Gott und den Menſchen ſind die beiden großen Faktoren des chriſtlichen Glaubens und Lebens. Ohne ſie gibt

es keine Religion; denn Glaube iſt keine Religion, weil keine That und kein Leben.

Auch Schiller verherrlicht die Liebe. Sie iſt ihm die Quelle der erhabenſten Tugend, die Harmonie der Seelen. „Wenn ich haſſe", ſagt er, „ſo nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe; Menſchenhaß iſt verlängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armuth eines erſchaffenen Weſens. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäße jeder Einzelne die Welt."

Aus dieſer Harmonie der Seelen läßt ſich auf die Harmonie des großen Ganzen ſchließen. Die Liebe iſt das Alles Durchdringende, das höchſte Weltgeſetz, die Seele der Schöpfung. Sterne zieht ſie an, wie Menſchenherzen, und Stern und Herz ſind aus Einem Schooße entſprungen, aus der Liebesfülle des höchſten Weſens. Es iſt Alles bevölkert um uns herum; es gibt keine Einöde in der Natur. Wo ein Körper iſt, ahnen wir Geiſt, wo wir Bewegung merken, rathen wir auf einen Gedanken — Gott iſt allgegenwärtig.

Die Welt iſt ein harmoniſches Seelenreich. Der Dinge Manigfaltigkeit iſt kein Hinderniß ihrer gegenſeitigen Anziehung und Durchdringung. Kleines und Großes, Schwaches und Starkes, Stoff und Geiſt ſind nur Stufen, deren höchſte und vollkommenſte Gott ſelbſt iſt. Alle Vollkommenheiten im Univerſum ſind vereiniget in Gott. Gott und Natur ſind zwei Größen, die ſich vollkommen gleich ſind. Die ganze Summe von harmoniſcher Thätigkeit, die in der göttlichen Subſtanz beiſammen exiſtirt, iſt in der Natur, dem Abbilde dieſer Subſtanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur iſt ein unendlich getheilter Gott. Wie ſich im prismatiſchen Glaſe ein weißer Lichtſtreif in ſieben dunklere Strahlen ſpaltet, ſo hat ſich das göttliche Ich in zahlloſe empfindende Subſtanzen gebrochen. Wie ſieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtſtreif wieder zuſammenſchmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieſer Subſtanzen ein göttliches Weſen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes iſt das optiſche Glas, und alle Thätigkeit der Geiſter nur ein unendliches Farbenſpiel jenes einfachen gött-

lichen Strahles. Die Anziehung der Geiſter iſt Liebe. Liebe iſt die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, ſagt der Stifter unſeres Glaubens. Die ſchwache Menſchheit erblaßte aber bei dieſem Gebote, darum erklärte er ſich deutlicher: „Liebet euch unter einander!“ Dieſe Liebe aber muß ohne Eigennutz ſein, denn ſonſt iſt ſie nicht mehr Liebe. Ja ſelbſt die Rückſicht auf eine belohnende Zukunft ſchließt die Liebe aus.

Schiller betrachtet mit Kant das ſittliche Leben als die Grundlage der religiöſen Hoffnungen, nicht umgekehrt dieſe als die Grundlage der Sittlichkeit.

Nach ſeiner Anſicht müſſen wir unſere Pflicht aus Liebe, alſo aus Neigung thun, oder wir müſſen durch das Herz ſiegen:

„Ueber das Herz zu ſiegen, iſt ſchwer, ich verehre den Tapfern,
Aber wer durch ſein Herz ſieget, er gilt mir noch mehr.“

Die Wahrheit iſt ewig unerreichbar; ſie iſt das tiefe Unergründliche, in dem die Seele verſinkt, ein Ueberirdiſches, das unſerer gegenwärtigen Natur unverſtanden bleibt. Es bleibt ſomit dem Menſchen auf dieſer Erde nichts weiter übrig, als das Ringen nach ſittlicher Vollkommenheit und die Hoffnung, im allmähligen Stufengange einſt höhere Wahrheit zu finden. Sittlichkeit und das Streben nach Wahrheit ſind die Mittel zur Vollendung ſeines Geiſtes. Aber wie ſchwer wird es ihm, ſie zu erreichen. Die Sinnlichkeit läßt ihm keine Ruhe, hindert ihn an einem ernſten, anhaltenden, gediegenen Streben. Es gilt deßhalb, um das Gleichgewicht zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft herzuſtellen, daß auch die ſinnliche Natur des Menſchen veredelt werde. Bildung des ſinnlichen Menſchen, daß iſt die Aufgabe, die wir an uns zu vollziehen haben, um der ſittlichen Natur den Weg zur Freiheit zu bahnen. Dieſe Bildung erhalten wir aber durch die Kunſt, im Genuſſe der Schönheit:

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Dringſt du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.

Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang."

Als die höchsten Ideen bezeichnet Schiller: Die Freiheit, die Tugend und Gott.

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär er in Ketten geboren!
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht."

Hiermit ist Schiller im Einklang mit Jesus, der uns auch das Evangelium der Freiheit verkündigte; denn gut-sein heißt frei-sein und Freiheit bringt Frieden, während das Sklaventhum noch immer den Krieg gebracht hat, und so wird denn auch der Krieg in der Welt nicht aufhören, so lange Kirche und Staat sich Sklaven des Wahnes erziehen.

„Und die Tugend, sie ist kein leerer Wahn,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben!
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!"

Ja freilich kann der Mensch das Gute thun und die Tugend üben; aber Schiller findet die Tugend weniger beim Schein der Heiligkeit und beim Flitter der Gesetzlichkeit und Gelehrsamkeit, als beim „kindlichen Gemüth", wie auch Jesus Gott dankte, daß er den Unmündigen offenbare, was er den Weisen dieser Welt verborgen hält.

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke.

Und ob Alles in ewigem Wechſel kreist,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt!“

Hört es, ihr Götzendiener der heutigen Zeit, die ihr noch Bilder von Gott macht, vor ihnen anbetet und Schiller einen Atheiſten heißt. Ja wohl, euer Götze iſt nicht ſein Gott, aber ſein Gott iſt's, der im ewigen Wechſel der Dinge beharrt als Weſenheit des Alls, in dem wir leben, weben und ſind. Hört es, ihr Krämer im Tempel des Ewigen, die ihr die Gottſeligkeit zu einem Gewerbe macht, das Himmelreich zuſchließt und den Geiſt in tönende Worte bannt: Der Freie hat ſeinen freien Zugang zum Vater ohne euch, denn er weiß ſich in ihm und ihn in ſich.

Freiheit, Tugendſtreben, Gottheit — das iſt Schillers dreieinige Idee des Glaubens und in ihr war er groß und gewaltig, ein Dulder und Sieger, ein Schöpfer und — Menſch wie Wenige.

Sprüche von Schiller.

In müßiger Weil ſchafft der böſe Geiſt.

Wo Menſchenkunſt nicht zureicht, hat der Himmel oft gerathen.

Theuer iſt mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich ſoll.

In den Ocean ſchifft mit tauſend Maſten der Jüngling,
Still auf gerettetem Kahn treibt in den Hafen der Greis.

Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen
Und das Erhabene in den Staub zu ziehn.
Doch fürchte nichts; es gibt noch edle Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche erglühn.

Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen,
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückiſche Nähe.

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Frisch darüber hinweg! wer nichts fürchtet, ist nicht weniger mächtig als der, den alles fürchtet. Wer es glaubt, dem ist das Heilige nah.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe.

Wer etwas Treffliches leisten will
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkt die höchste Kraft.

Voll von Feinden ist die Welt,
Arglist hat auf allen Pfaden
Fromme Unschuld zu verrathen
Ihr betrüglich Netz gestellt.

In der Noth allein bewährt sich der Adel großer Seelen.

Mein Verzeichniß von Bösewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Register von Thoren vollzähliger und länger.

Selbstmord ist die abscheulichste Sünde, die einzige, die man nicht bereuen kann, weil Tod und Missethat zusammenfallen.

Der Siege göttlichster ist das Vergeben.

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch von dem kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Böse Früchte trägt die böse Saat.

Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne ſät,
Erfreuliches zu ernten. Jede Unthat
Trägt ihren eignen Racheengel ſchon,
Die böſe Hoffnung, unter ihrem Herzen.
Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld.

b. Lehren.

Alles in der Natur und Menſchenwelt iſt in beſtändiger Entwicklung begriffen. Wenn dieſe Entwicklung auch ſehr langſam und nicht jedem Auge erkennbar iſt, ſo iſt ſie doch vorhanden. Mit den Erfahrungen, mit den Wiſſenſchaften, Entdeckungen und Erfindungen wächst auch die menſchliche Erkenntniß der verſchiedenen Wahrheiten und der allwaltenden Geſetze. So iſt das Denken der Menſchen in ewigem Fluſſe.

Für den Einzelnen erwächst hieraus die Pflicht, mit ſeinem Erkennen, Forſchen und Streben niemals abzuſchließen, alſo niemals fertig zu ſein, auch niemals ſich irgend einer Autorität zu verkaufen und auf keine Worte zu ſchwören, ſondern fort und fort im geiſtigen Wachsthum zu verbleiben, ſtets nach Wahrheit zu ſtreben und in dieſem Streben ſtets ſich zu entwickeln. So nur iſt Fortſchritt möglich, ſo nur erhebt ſich der Menſch in ſeinem Erkennen von Stufe zu Stufe und erklimmt immer höhere Standpunkte, die ſeinen Geſichtskreis in's Leben hinein nach und nach herrlich erweitern und ihm das Leben in immer größern Kreiſen vor das geiſtige Auge führen. So nur wird der Einzelne ſich die ewige Jugend erwerben und bewahren.

Ueber dieſes Streben nach Wahrheit hat Leſſing herrliche Worte geſprochen: „Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz der Menſch iſt oder zu ſein meint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewendet hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen aus. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht. Der Beſitz macht ruhig, träg und ſtolz. Wenn

Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen inneren regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm in Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!

Zum Streben nach Wahrheit muß auch der Wahrheitsmuth sich gesellen.

Die Welt verdankt ihren muthigen Männern und Frauen viel. Vom physischen Muth sprechen wir nicht; denn in diesem steht der Fleischerhund dem Menschen mindestens gleich. Der Muth, der sich in stillen Anstrengungen und Unternehmungen verräth, der für Wahrheit und Pflicht alles wagt und alles duldet, ist heldenhafter als der körperliche Muth, dessen Aeußerungen mit Ehren, Titeln und Lorbeern belohnt werden.

Was die höchste Stufe der Männlichkeit und Weiblichkeit charakterisirt, ist der sittliche Muth, d. h. der Muth, die Wahrheit zu suchen und zu bezeugen, der Muth, gerecht zu sein, der Muth, ehrlich zu handeln, der Muth, Verführungen zu widerstehen, der Muth, seine Pflicht zu thun. Wenn Männer und Frauen diese Tugend nicht besitzen, so sind sie nicht sicher, sich irgend eine andere Tugend bewahren zu können.

Jeder einzelne Schritt nach Vorwärts, den die Menschen je gemacht haben, ist auf Widerstand und Schwierigkeit gestoßen und hat durch unerschrockene und tapfere Männer, durch Anführer der Vorhut des Gedankens, durch große Patrioten und große Arbeiter in allen Lebensberufen erkämpft werden müssen. Es gibt kaum eine große Wahrheit oder Lehre, die sich nicht gegen Verleumdung und Verfolgung eine Bahn zur öffentlichen Anerkennung hätte brechen müssen. „Ueberall," sagt Heine, „wo eine große Seele ihren Gedanken Ausdruck verleiht, zeigt sich auch ein Golgatha."

Sokrates mußte in Athen als 71jähriger Greis den Schierlingsbecher trinken, weil seine erhabenen Lehren gegen die Vorurtheile und den Parteigeist seiner Zeit verstießen. Seine Ankläger beschuldigten ihn, daß er den Geist der Athenischen

Jugend verderbe, indem er ſie zur Verachtung der Schutzgottheiten der Stadt aufreize. Er hatte den ſittlichen Muth, nicht bloß der Tyrannei der Richter, die ihn verurtheilten, ſondern auch der des Pöbels, der ihn nicht verſtanden, zu trotzen. Er ſtarb, indem er ſich über den Lehrſatz der Unſterblichkeit der Seele unterhielt, und ſeine letzten Worte zu den Umſtehenden waren: „Es iſt jetzt Zeit, daß wir uns trennen, ich, um zu ſterben, Ihr, um zu leben. Welches von beiden das beſſere Loos iſt, weiß nur Gott.“

Wie viele große Männer und Denker ſind nicht im Namen der Religion verfolgt worden! Bruno wurde in Rom lebendig verbrannt, weil er die modiſche, aber falſche Philoſophie ſeiner Zeit entlarvt hatte. Als die Inquiſitionsrichter ihm den Tod zuerkannten, ſprach er die ſtolzen Worte: „Ihr fürchtet Euch mehr, mein Urtheil zu verkünden, als ich mich fürchte, es anzuhören.“

Ihm folgte Galilei, deſſen Ruf als Gelehrter von ſeinem Ruf als Märtyrer beinahe verdunkelt wird. Von den Prieſtern auf der Kanzel wegen den Anſichten, die er über die Bewegung der Erde äußerte, verketzert, wurde er in ſeinem ſiebzigſten Jahre nach Rom beſchieden, um ſich wegen ſeiner Irrlehre zu verantworten. Die Inquiſition kerkerte ihn ein. Selbſt über den Tod hinaus wurde er verfolgt, indem der Papſt ſeiner Leiche ein Grab verweigerte.

Roger Bacon, der Franziskanermönch, wurde wegen ſeiner naturgeſchichtlichen Studien verfolgt und wegen ſeiner chemiſchen Forſchungen der Magie beſchuldigt. Seine Schriften wurden verdammt und er ſelbſt in's Gefängniß geworfen, um dort 10 Jahre während der Herrſchaft von vier Päpſten zu ſchmachten.

Die Inquiſition brandmarkte Weſalius als Ketzer, weil er den Menſchen mit ſich ſelber bekannt gemacht hatte, wie ſie früher Bruno und Galilei brandmarkte, weil ſie den Menſchen mit dem Himmel bekannt gemacht hatten. Weſalius war ſo kühn, den Bau des menſchlichen Körpers durch die Zergliederung von Leichen, die bisher ſo gut wie verboten geweſen war, zu

erforschen. Er legte die Grundlage einer Wissenschaft, aber er zahlte dafür mit dem Leben. Von der Inquisition verurtheilt, erlangte er in Folge der Verwendung des Königs von Spanien eine Umwandlung seiner Strafe in eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande und starb auf der Rückreise, noch in der Blüthe seines Lebens, als Märtyrer seiner Liebe zur Wissenschaft in Zante eines jämmerlichen Todes, am Fieber oder durch Hunger.

Während man die Schüler des Copernikus als Ungläubige verfolgte, drückte man Kepler das Brandmal der Ketzerei auf. Selbst der reine und einfache Newton wurde angeklagt, daß er durch seine berühmte Entdeckung des Gesetzes der Schwere die Gottheit entthrone, und noch gegen Franklin wurde ein ähnlicher Vorwurf laut, weil er die Natur des Blitzes erklärte.

Von Descartes Philosophie hieß es, daß sie zum Unglauben führe, Lockes Lehren sollten Materialismus erzeugen, und in unseren Tagen wurden Buckland, Sedgwick, Darwin und andere hervorragende Geologen angeklagt, daß sie den biblischen Offenbarungen über den Bau und die Entstehung der Erde widersprächen. In der That hat es kaum eine Entdeckung in der Himmelskunde, Naturgeschichte und Physik gegeben, die nicht von frömmelnden und engherzigen Menschen angegriffen worden wäre, weil sie zum Unglaube hinführe. Jede Entwicklung des Gebietes unseres Wissens ist eine Frucht der Energie, der Hingebung, der Selbstaufopferung und des Muthes großer Geister vergangener Zeiten. So sehr auch diese Geister von ihren Zeitgenossen geschmäht worden sind, so sehr werden sie jetzt mit Freude und Ehrfurcht als der Stolz des Menschengeschlechtes betrachtet.

Die ungerechte Unduldsamkeit, die in der Vergangenheit gegen Männer der Wissenschaft gespielt hat, enthält auch Lehren für die Gegenwart. Sie lehrt uns, über diejenigen, welche von uns abweichen, nicht lieblos zu urtheilen, vorausgesetzt, daß sie geduldig beobachten, ehrlich denken und ihre Ueberzeugung offen und wahr aussprechen.

Es würde uns an Zeit mangeln, ſollten wir die unſterblichen Namen derer nennen, welche in Folge ihrer Treue gegen ihre Grundſätze angeſichts von Schwierigkeiten, Gefahren und Leiden in ihrer Ueberzeugung und in ihrem Muthe nur ſtärker geworden ſind und lieber das Leben von ſich geworfen haben, als daß ſie gegen ihre Ueberzeugung handelten.

Selbſt Frauen, zarte und eitle Weſen, haben in guter Sache den unbeugſamſten Muth bewieſen und darin mit den Männern gewetteifert.

Martin Luther wurde nicht berufen, ſein Leben für ſeinen Glauben einzuſetzen, aber von dem Tage an, als er ſich gegen den Papſt erklärte, ſchwebte er doch in beſtändiger Todesgefahr. Von dem Kaiſer nach Worms beſchieden, um ſich dort gegen die Anklage der Ketzerei zu verantworten, beſchloß er in Perſon zu erſcheinen. Seine Umgebung ſagte ihm, daß er das Leben verliere, wenn er gehe, und rieth im zur Flucht. „Nein," antwortete er, „ich gehe nach Worms, und gäbe es dort auch dreimal ſoviel Teufel, als Ziegel auf dieſem Hauſe ſind." Luthers muthige Vertheidigung vor dem Reichstage bildet eine der glorreichſten Seiten der Geſchichte. Als der Kaiſer ſchließlich in ihn drängte, zu widerrufen, antwortete er feſt: „Ueberzeugt man mich nicht durch die Schrift oder durch offenkundige Beweiſe von meinem Irrthum, ſo kann und ſo will ich nicht widerrufen, denn nie dürfen wir etwas gegen unſer Gewiſſen thun. Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" Wie bei allen tapfern Männern, ſo wuchs bei Luther ſein Muth mit den Schwierigkeiten. „Es gibt keinen Mann in Deutſchland," ſagte Hutten, „der den Tod ſo vollſtändig verachtete, wie Luther." Seinem ſittlichen Muth verdanken wir mehr als den Gaben irgend eines andern einzelnen Mannes die Entfeſſelung des modernen Geiſtes und den Sieg der großen Rechte der menſchlichen Vernunft.

Der meiſte Muth, den die Welt braucht, iſt nicht heldiſcher Art. Im alltäglichen Leben läßt ſich eben ſo gut Muth entfalten, als in der Schlacht. Da braucht man z. B. den Muth der Ehrlichkeit, den Muth, die Wahrheit zu ſprechen, den

Muth, uns zu geben, wie wir sind. Nichts kann gewisser sein, als daß der Charakter bloß durch seine eigene energische Thätigkeit zu erhalten und zu stärken ist. Der Wille, die Centralkraft des Charakters, muß in der Gewohnheit der Entschlossenheit geschult werden, sonst wird er nicht fähig, dem Guten zu folgen. Unerschrockenheit ist eine Hauptbedingung der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Charakters. Der Mann muß den Muth haben, er selbst und nicht den Schatten oder das Echo eines Dritten zu sein. (Smiles.)

Die sittliche Feigheit zeigt sich im öffentlichen Leben nicht minder häufig, wie im privaten. Namentlich trifft man oft ein knechtisches Liebäugeln mit der Volksbeliebtheit. Männer von echtem Charakter haben den Muth, die Wahrheit zu sprechen, wenn sie auch mißbeliebig ist.

Die Menschen sollen die Wahrheit aus Liebe zu ihr sprechen. „Es ist besser," sagte John Pym, der Republikaner, „daß ich leide, weil ich die Wahrheit spreche, als daß die Wahrheit leidet, weil ich sie nicht spreche." In der Gesellschaft und bei den Geschäften kommen Zustände vor, wo der Mann gerade herausſprechen und Widerstand leisten muß. Der ehrliche Mann ist der natürliche Feind des Betrugs, der wahrhafte Mann derjenige der Lüge, der Rechtsfreund der der Unterdrückung und der reine Mann der des Lasters und der Sünde. Solche Männer haben in allen Zeiten die sittliche Kraft dargestellt. Männer, von Wohlwollen und Muth beseelt, sind die Hauptstützen jedes Fortschritts und jeder Wiedergeburt der Gesellschaft.

„Wenn du's so weit bringst, daß du Feinde hast,
Dann lob' ich dich, weil Alle noch nicht gut sind.
Dir müssen Feind sein: Die die Knechtschaft wollen!
Dir müssen Feind sein: Die die Wahrheit fürchten!
Dir müssen Feind sein: Die das Recht verdrehen!
Dir müssen Feind sein: Die von Ehre weichen!
Dir müssen Feind sein: Die nicht Feinde haben!"
(Schefer.)

In einer gerechten Sache ſteht der entſchloſſene Mann auf ſeinem Muthe, wie auf einem Granitblocke, und bleibt ſtark im Herzen, wenn ihm gegenüber auch ein ganzes Heer lagert.

„Es gibt (nach Feuchtersleben) nur Eine Sittlichkeit, und das iſt die Wahrheit; es gibt nur Ein Verderben, und das iſt die Lüge. Dort iſt Leben und Geſundheit, hier iſt Verweſung. Wie ein heimliches Gift nagt und frißt die beſtändige Lüge, der peinliche Selbſtzwang an den innigſten Kräften unſeres Daſeins, und mit krankhaftem Behagen füttern wir den Wurm, der uns verzehrt. Heutzutage hat Niemand den Muth, er ſelbſt zu ſein. Und doch ruht euer Heil in der Wahrheit. Seid wahr in jedem Athemzuge. Den Männern ſage ich: Es gibt keine Kraft ohne Wahrheit; den Frauen: Ohne Wahrheit gibt es keine Anmuth. Und ſoll ich ein Geheimniß ausplaudern, welches ebenſo nahe liegt und ebenſo ſchwer gefunden wird, als die Kunſt mit dem Ei des Kolumbus, ſo wiſſet, daß das, was ihr als Genie bewundert, nichts iſt, als — Wahrheit! Wir ſind nichts, wenn wir falſch ſind. Scham und Reue ſind die entnervenden, die lähmenden Nachübel, die uns auf dieſem Wege erwarten. Wir können aber unſerem Tode von dieſer Seite entgehen, wenn wir nur Muth faſſen; Muth, andere und uns ſelbſt nicht zu belügen, — Muth zu ſein, was wir ſind, ſeine Seligkeit in ſich zu haben! immer und überall ſein Glück in ſich! . . . gibt es ein anderes Glück?“

„In dem ungeheuren Zuſammenſpiel menſchlicher Charaktere und Geſchicke lerne der Menſch das Maß finden, zu welchem er ſelber geboren iſt; und wenn er dieſes einmal erkannt hat, ſo ſtrebe er nach nichts Weiterem, als: Er ſelbſt zu ſein und zu bleiben, — rein und wahrhaftig, wie ein unverfälſcht ausgeſprochenes Wort Gottes. Denn Geſundheit iſt nichts anderes als Schönheit, Sittlichkeit und Wahrheit.“ (Feuchtersleben.)

So wie die Familie und der Staat kleinere ſittliche Lebenskreiſe bilden, ſo bildet die Menſchheit den größten ſittlichen Lebenskreis. Die Menſchheit umfaßt gegenwärtig 1300 Millionen Menſchen. Ihre einzelnen Glieder ſind die einzelnen Nationen oder Völker. Die Menſchheit iſt alſo

eine große Völkerfamilie. Wie in einer Familie der Friede das Höchste ist, so ist auch der Weltfriede das Ideal der strebenden Menschheit. Von diesem Ideal ist die Menschheit noch ungeheuer weit entfernt, weil gegenwärtig noch nicht die einzelnen Völker, sondern ihre Könige das Recht der Kriegserklärung haben. Dieses Recht müssen die Völker sich erst noch durch lange Kämpfe erobern. Zu ihrem höchsten Recht, dem der Selbstbestimmung, werden sie aber, gerade wie der Einzelne, nur durch Bildung kommen. Ein wichtiges Mittel dazu ist eine freie Volksschule, welche die Resultate der Wissenschaft als Sauerteig in die Massen der Völker bringt. Der Weg zum Weltfrieden geht nur durch die Wissenschaft und die Wahrheit.

Kriege sind Krankheitserscheinungen am Leibe der Menschheit und deuten auf die ungeheure Finsterniß und die kolossale Lüge, die gegenwärtig noch den Leib der Menschheit durchseuchen.

Wer der Menschheit dienen will, und das kann jeder Mensch, der muß im Dienste der Wahrheit stehen. Die Wahrheit ist das höchste Gut und nach dem Ausdruck von Jesu der „heilige Geist." Ja, die Wahrheit ist allein heilig. Und was außer ihr ist, ist unheilig. „Die Lüge ist der Leute Verderben."

Die Träger der Wissenschaft und der Wahrheit sind die Träger des heiligen Geistes, sind die Freude und die Freunde der Menschheit. Sokrates, Jesus, Paulus, Luther, Zwingli, Galilei, Humboldt, Kant, Schiller und viele Andere sind solche Träger des heiligen Geistes.

c. Sprüche.

1. Der Gottesgeist.

Wer ist der heil'ge Gottesgeist,
Der uns den Weg durch's Leben weist,
Der Tröster in der Wahrheit?
Der Geist ist's, der im Weltall lebt,
Der in der Menschheit schaffend webt
Mit seiner Himmelsklarheit.

Der Geiſt iſt's, der den Dichter füllt
Mit ſchönem herrlichen Gebild,
Ihm hebt der Zukunft Schleier;
Der in dem Denker großes ſchafft,
Der uns erfüllt mit Muth und Kraft,
Mit heilig reinem Feuer.

Es iſt der Freiheit hehrer Geiſt,
Der dauernd uns zum Kampfe reißt
Und ſprengt der Knechtſchaft Bande.
Die Liebe iſt's, die göttlich rein
Zum ſchönen, dauernden Verein
Verbindet alle Lande.

Es iſt der Wahrheit klares Licht,
Das mächtig durch das Dunkel bricht
Mit ſeinem Allmachtswehen.
O heil'ger Geiſt, kehr' bei uns ein,
Und laß uns deine Wohnung ſein;
Erhöre unſer Flehen! (Albin.)

2. Pfingſtgeſang.

Du Sturm, der mächtig brauſend
Der Jünger Haus erfüllt, —
Den Wahn, den ein Jahrtauſend
Um Chriſti That gehüllt,
Zerreiß' ihn, auf, und rüttle
Das Volk aus dumpfer Ruh,
Daß es am Zwinger ſchüttle,
So frei und ſtark, wie du!

Die ſtolze Burg muß fallen,
Drin lang der Wahn gethront,
Dem von den Völkern allen
Blindgläubig ward gefrohnt.

Sturm, ſei der Menſchheit Retter,
Hinbrauſe nah und fern!
Wir kennen dich im Wetter;
Du biſt der Geiſt des Herrn!

Gott, laß in Flammen lodern,
Wie einſt, der Zunge Kraft!
Es gilt, zurückzufordern
Das Recht, ſo Frieden ſchafft,
Das Recht, das auszuſprechen,
Was die Vernunft erkannt!
Schmilz, Flamme, will's nicht brechen,
Des Glaubenszwanges Band.

So lodre, heil'ges Feuer
Des Muths in Wort und That,
Wo je ein Wahrheitstreuer
Einſam geſchmachtet hat.
Wogt hin, ihr Gottesflammen,
D'rin ſich die Lieb' bewährt,
Und ſchmelzt den Haß zuſammen,
Der Gottes Reich verheert.

In allen Sprachen wand're,
O Wahrheit, durch die Welt;
Jed' Herz verſteh' das and're,
Von einem Geiſt erhellt!
Klar leb' in der Gemeine,
Die ſich dem Licht geweiht,
Das göttlich Ew'ge, Eine:
Daß Lieb' die Welt befreit!

(Dullers Geſangbuch.)

3. Der Geiſt der Neuzeit.

Wie klopft der Geiſt der neuen Zeit
Mit lautem Schlag an's Thor!
Ihr Menſchenkinder weit und breit,
Auf! öffnet Herz und Ohr.

Was bringt der Geiſt der neuen Zeit
Dem menſchlichen Geſchlecht?
Verſöhnung, Frieden, Einigkeit,
Und Freiheit, Licht und Recht.

So nehmt ihn auf, den lieben Gaſt,
Der Wohnung ſich beſtellt;
Umfaßt mit Liebe euch und haßt
Den Haß der alten Welt. (Marſchall.)

4. Das Nahen des Geiſtes.

Es weht der Geiſt durch alle Lande
Vom Aufgang bis zum Niedergang;
Das iſt der heil'ge, gottgeſandte,
Der einſt zu Jeſu Jüngern drang.
In Wetterflammen ſteigt er nieder,
Er naht im leiſen Frühlingswehn,
Und es ertönt wie Siegeslieder,
Wo ſeine treuen Boten gehn.

Du Geiſt der Wahrheit, Geiſt der Liebe,
Du Geiſt der Freiheit, ſtolz und kühn;
Ob auch der Himmel ſich umtrübe,
Und Blitze flammend uns umſprühn:
Wir fühlen dein allmächtig Weben,
Und Siegesmuth zieht bei uns ein!
O ſegne uns auf Tod und Leben
Und laß uns deine Streiter ſein! (Burkhardt.)

5. Suche, was wahr iſt, mit lauterm Sinn. So beteſt du würdig,
Gott, den Einigen, an und er gewährt, was du ſuchſt.
(v. Halem.)

6. Erſt nach Aeonen fällt das Licht
Des Nebelſterns aus dunkler Ferne
Blaß auf den Erdball. Gleichſt du nicht,
O Wahrheit, einem Nebelſterne? (Pfeffel.)

7. Und wem ein heiliger Gedanke
Bis auf den Grund das Herz durchdringt,
Der spricht, uneingedenk der Schranke,
Ihn aus, gewaltig, unbedingt. —
Nicht also treulos wird erfunden
Die Menschheit je, so kümmerlich,
Daß allen Herzen unempfunden
Ein Gotteshauch vorüberstrich. (Lenau.)

8. Fandest du Wahrheit dir selbst, so hat sie dir Werth wie ein Demant;
Glaubst, erlernst du sie, wirf, wie den Kiesel, sie weg. (v. Halem.)

9. Das Siegel der Wahrheit ist Einfachheit. (Boerhave.)

10. Siehst du dort die Alpenfirne
Ragen in das reine Blau?
Rosig Licht küßt ihr die Stirne,
Ihren Fuß hüllt Nebelgrau.

Also soll dein Geist sich heben
Aus dem Druck der Erdenqual,
Auf zu reinem Geistesleben
In der Wahrheit Himmelsstrahl.

Unablässig mußt du kämpfen,
Ringen mit der ganzen Kraft,
Bis du aus den trüben Dämpfen
Dich zur Klarheit aufgerafft.

Wirst vom Erdenleid genesen
Auf des Denkens reiner Höh;
Und zu Staub wird bald verwesen
All' dein vieles Lebensweh.

Einsam freilich wirst du stehen,
Von der Welt vergessen auch;
Aber frisch wird dich umwehen
Gottes ew'ger Liebeshauch. (Fr. Freihold.)

11. Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born. (Schiller.)

12. Erkenntniß der Wahrheit und Ausübung der Pflicht ſind die höchſten Stufen der Sittlichkeit. (A. v. Humboldt.)

13. Der beſte Mann hat auch immer die beſte Religion.
(Jakobi.)

14. Wer ſtets mit heiligem Entzücken
Der Tugend reine Schönheit ſieht;
Wer Gutes, weil es gut iſt, übet,
Und Böſes, weil es bös iſt, flieht,
Der ahnt, der fühlt, der ſucht in ſich
O Urquell aller Tugend, dich!

O laß mich ſtets das Gute lieben,
Weil ich mich d'rin als dein erkannt,
Weil ich in ſeiner hehren Schöne
Begeiſtert dich, den Ew'gen fand.
O laß das Schöne mich verſtehn
Und ſtets mich d'rin das Gute ſehn.

So will ich, wenn ich Tugend übe,
Dich in mir machen offenbar;
Sei du mir, wenn ich ihr mich opf're,
In ew'ger Schönheit herrlich klar!
Nicht Lohn iſt's, nur ihr eigner Werth,
Worin die Tugend ſich verklärt. (Dulcer.)

15. Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch ſtammen ſie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht!

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben.
Und ſollt er auch ſtraucheln überall,
Er kann nach der göttlichen ſtreben,
Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke.
Und ob alles im ewigen Wechſel kreist,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltſchwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und ſtammen ſie gleich nicht von außen her,
Euer Inneres gibt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt nimmer ſein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt. (Schiller.)

16. Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod, ſo wird Gott der Herr für dich ſtreiten. (Sir. 4, 33.)

17. Rede nicht wider die Wahrheit und laß getroſt deßhalb Hohn über dich ergehen. (Sir. 4, 33.)

18. Gott liebt die Wahrheit. (2. Chr. 19, 17.)

19. Gott der Herr iſt Gott der Wahrheit. (Jer. 10, 10.)

20. Gottes Thun iſt Wahrheit, alle ſeine Wege Gerechtigkeit. (Dan. 4, 34.)

21. Ich, der Herr, rotte aus die Zauberei und verſcheuche den Aberglauben aus eurer Mitte. (Mich. 5, 11.)

22. Ich haſſe diejenigen, die auf Aberglauben halten; mein Vertrauen muß auf Gott gerichtet ſein! (Pſ. 31, 7.)

23. Nur Narren verlaſſen ſich auf Träume. (Sir. 34, 1.)

Sprüche über Wiſſenſchaft und Bildung.

24. Der heilige Geiſt der Wiſſenſchaft meidet die Böſewichter und flieht die Ruchloſen, welche mit den Sünden gezüchtigt werden, die ſie begehen. Die Wiſſenſchaft iſt zwar ſtets freundlich, doch läßt ſie ihre Läſterer nicht ungeſtraft.
(Weish. Sal. 1, 5—6.)

25. Löblich iſt es, wenn die Wiſſenſchaft mit der Ausübung eines praktiſchen Berufes verbunden iſt, denn die Beſchäftigung mit Beiden bewirkt es, daß man ſich von Phantaſtereien fern hält. (Spr. der Vät. 2, 2.)

26. Nur der Menſch iſt frei, welcher ſich mit der Wiſſenſchaft beſchäftigt. (Spr. der Vät. 6, 2.)

27. Der Weg zur Wiſſenſchaft iſt folgender: Man muß oft Brod mit Salz eſſen, ſelbſt das Waſſer zugemeſſen trinken, auf der Erde ſchlafen, ein mühſeliges Leben führen und ſich doch um Erlangung von Kenntniſſen Mühe geben.
(Spr. der Vät. 6, 4.)

28. Die Wiſſenſchaft hat mehr Werth, als das Prieſterthum und die Königskrone. (Spr. der Vät. 6, 5.)

29. Wer ſich mit der Wiſſenſchaft aus reinen Abſichten beſchäftigt, erreicht Vieles, ja, er allein iſt eine ganze Welt werth; er wird der Geliebte und Freund genannt; er entzückt Gott und entzückt die Menſchen. Die Wiſſenſchaft bekleidet ihn mit Demuth und Gottesfurcht; ſie macht ihn fähig, gerecht, fromm, redlich und wahrhaftig zu ſein; ſie entfernt ihn von der Sünde und nähert ihn der Ausübung guter Werke; ſie

befähigt ihn, daß man seines Rathes, seiner Tugend, seines Scharfsinns und seiner Macht genießt; denn so heißt es in der Schrift von der Wissenschaft: „Sie verschafft königliches Ansehen und Gewalt." (Spr. der Vät. 6, 1.)

30. Dein Haus sei ein Versammlungsort gelehrter Männer; sitze zu ihren Füßen und scheue deren Staub nicht, sondern trinke mit Durst ihre Lehren. (Spr. der Vät. 1, 4.)

31. Je mehr Kenntnisse, je glücklicher das Leben. (Spr. der Vät. 2, 7.)

32. Wer durch Erwerb von Wissenschaften nur sich Nutzen erwerben will, der verliert von seinem wahren Leben. (Spr. der Vät. 4, 5.)

33. Wer seine Kenntnisse nicht vermehrt, vermindert sie; wer gar roh und unwissend bleibt, verdient nicht, zu leben. (Spr. der Vät. 1, 13.)

34. Die Kenntnisse, die man in der Jugend erwirbt, haften wie Tinte auf neuem Pergament; aber diejenigen, die man im Alter erwirbt, sind undeutlich, wie Tinte auf beschmutztem Pergament. (Spr. der Vät. 4, 20.)

35. Die Sprache der Gebildeten muß milde sein. (Spr. Sal. 12, 18.)

36. Die Weisheit erleuchtet des Menschen Antlitz, sie macht seine Gesichtszüge in zwiefacher Glorie strahlen. (Pred. Sal. 8, 1.)

37. Merke auf die guten Sprüche der Weisheit. (Sir. 6, 35.)

38. Das Böse meiden ist Vernunft. (Hiob. 28, 28.)

39. Halte dich nicht für weise. (Spr. Sal. 3, 7.)

Als oberste sittlich-religiöse **Wahrheit** gilt der Satz:

40. Wer gut ist, hat Gott in sich,
Und wer Gott in sich hat, ist selig.

Dieſem Satz angereiht ſeien folgende:

41. Die Ideen des Guten ſind der Kompaß,
Der auf dem Meer des Lebens ſicher führt.

42. Unſer Glück wird beſtimmt durch das, was wir ſind, nicht durch das, was wir beſitzen.

43. Ohne Furcht vor Strafe und ohne Hoffnung auf Belohnung gut ſein und gut handeln iſt ſittlich das Höchſte. Die Religion darf nicht zur Dienerin der Selbſtſucht erniedrigt werden. Die Ewigkeit iſt nicht erſt jenſeits des Grabes.
(Fichte.)

44. Das ſittliche Leben ſteht hoch über jeder dogmatiſchen Lehre und die Sittlichkeit iſt der oberſte Gedanke der Menſchheit. (Fichte.)

45. **Das Himmelreich iſt inwendig in euch.** (Jeſus.)

D. Religiöſe Pflichten.

Streben nach Gotterkenntniß und Gottverehrung.

I. Weſen Gottes.

1. Das Daſein Gottes.

Erhab'ner Geiſt, den Gott ich nenne
Mit meiner Sprache dürft'gem Klang,
Den ich im Innerſten erkenne,
Der ſich mir zeigt im Weltengang.
Erhab'ner Geiſt, ich ſinke nieder
Und weihe dir mein ganzes Sein,
Und ſtimme in die Jubellieder
Der weiten Schöpfung fröhlich ein.

Du bist zu groß, und dich zu fassen
Vermag ein Herz im Staube nicht;
Es muß sich völlig leiten lassen
Von deinem Glanz, von deinem Licht.
Und doch, es fühlt sein tiefstes Wesen,
Du bist in ihm, es lebt in dir;
In dir allein kann es genesen,
Besiegen seine Schwachheit hier.

Je freier sich der Geist entfaltet,
Je herrlicher gehst du ihm auf;
Wenn deine Liebe in ihm waltet,
Verkläret sich sein Lebenslauf.
Er wird, wie von geheimem Zuge,
Zu dir gezogen wunderbar,
Und läßt er von dem Sinnentruge,
Wirst du ihm klar, wird er sich klar.

* * *

Groß ist der Herr, die Berge zittern
Vor seiner Gottes-Majestät,
Wenn er in dunklen Ungewittern,
Der Heilige, vorübergeht;
Doch Liebe strömt aus seiner Hand
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,
Bis zu dem letzten Stern hinaus,
Herrscht sein Gesetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus.
Der Leben gibt und Freude schafft,
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Vermiß dich nicht, mit ihm zu rechten,
Mit Demuth nahe dich dem Herrn!
In trauervollen Mitternächten
Ist dir der Ewige nicht fern.

Mit deinem Frieden, deinem Harm
Wirf ſeiner Huld dich in den Arm.

O ſchwinge dich empor vom Staube,
Verfinſtern deine Tage ſich;
Zu ihm blick' auf und bet' und glaube;
Verſagend ſelbſt erhört er dich;
Doch nie enthüllt die Ungeduld
Das heil'ge Dunkel ſeiner Huld.

Vertraue Gottes Vaterhänden,
Wenn er den liebſten Wunſch verſagt;
Was hier beginnt, wird dort vollenden,
Wo dir ein neues Leben tagt.
Es ruhn im engen Raum der Zeit
Die Keime deiner Ewigkeit.

Aus meinem eigenen Weſen ſchaue ich Gott. (Hiob 19, 26.)

Nur Thoren ſprechen in ihrem Herzen:
Es gibt keinen Gott! (Pſ. 53.)

Wer den Herrn nicht kennt, der ihn erſchaffen, der ihm die Seele, die in ihm wirket, eingehaucht und ihm einen lebendigen Odem eingegeben; deſſen Herzensgedanken erheben ſich nicht über den Staub, deſſen Hoffnungen ſind geringer, als die Erde, deſſen Leben iſt verächtlicher als Thon.
(Weish. Sal. 15, 10—11.)

O Herr, ſchon aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge haſt du das Lob deines Daſeins bereitet. (Pſ. 8, 3.)

2. Die Einheit Gottes.

Der Herr unſer Gott iſt ein einiger Gott. (5. Moſ. 6, 4.)

Alle Götzen ſind trügeriſch und haben kein Leben; ſie ſind eitel Tand, nur ein verführeriſch Blendwerk, ſie müſſen zu Grunde gehen, wenn die Zeit der Strafe herannaht: Aber nicht

ſo iſt derjenige, der Alles geſchaffen hat, — Herr der Welt iſt ſein Name. (Jer. 10, 14—15; 51, 17—18.)

Ihr ſollt euch keine Säulen noch Denkmäler in eurem Lande errichten, damit ihr dieſelben anbetet; denn Ich bin allein der Herr euer Gott. (3. Moſ. 26, 1; 4. Moſ. 33, 52; 5. Moſ. 16, 22.)

Ich, der Herr: Das iſt mein Name. Ich will weder meine Ehre, noch meinen Ruhm mit Götzen theilen. (Jeſ. 42, 8.)

Ich bin der Herr und ſonſt keiner mehr; kein Gott iſt, ohne denn ich, der ich das Licht mache und ſchaffe die Finſterniß; der ich Frieden gebe, und ſchaffe das Uebel. Ich bin der Herr, der ſolches Alles thut. Wendet euch zu mir, ſo werdet ihr ſelig; denn ich bin Gott und keiner mehr. (Eſaj. 45, 5, 7, 22.)

3. Die Geiſtigkeit Gottes.

Gott iſt Geiſt; und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten. (Joh. 4, 24.)

Gott iſt Licht, und in ihm iſt keine Finſterniß.
(1. Joh. 1, 5.)

Gott iſt die Liebe, und wer nicht lieb hat, der kennt Gott nicht; wer aber in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. (1. Joh. 4, 8. 16.)

Gottes Weſen iſt Wirken. (Fichte.)

Gott iſt das Sein aller Dinge. (Zwingli.)

Der Herr ſprach: Mein Angeſicht kannſt du nicht ſehen, kein lebender Menſch kann mich ſchauen. (2. Moſ. 33, 20.)

Ew'ger Geiſt, o du biſt! du gibſt im unendlichen Schaffen
Von Jahrtauſend zu Jahrtauſend dein Daſein kund.

Alles Leben entquillt dir, ew'ger Geiſt! die Geſetze,
Die der Welten Bahnen lenken, ſie ruh'n in dir!

Kein Gedanke vermag die Größe und Tiefe und Fülle
Deines Weſens auszudenken, zu faſſen dich!

Nur die Liebe, ſie fühlt dein Weſen als ewige Liebe;
Fühlt's in allen Herzensſchlägen, daß ſie aus dir!

Heilig, ruft ſie, biſt du! in allem, was heilig, erkennt ſie
Dich, den Geiſt, dein ſchaffend Walten, dein Weltgeſetz!

Und die Liebe, ſie ſchwebt zu dir auf den Flügeln des Glaubens,
Und ſie nennt, o ew'ger Geiſt, dich anbetend — Gott!

4. Die Ewigkeit Gottes.

Ich werde ſein, der Ich ſein werde . . . Das iſt mein ewiger Name, dabei man mich nennen ſoll für und für. (2. Moſ. 3, 19—15.)

Ich, der Herr, bin unveränderlich. (Mal. 3, 6.)

Ehe die Berge erſchaffen, die Erde und die Welt gegründet worden, von Ewigkeit zu Ewigkeit biſt du Gott. (Pſ. 90, 2.)

Tauſend Jahre ſind vor dir, wie Ein Tag, der geſtern vergangen iſt, und wie eine Nachtwache. (Pſ. 90, 4.)

Dein unvergänglicher Geiſt iſt in Allem, o Herr. (Weish. Sal. 12, 1.)

Er, der da ewig lebet, machet auch Alles vollkommen. (Sir. 18, 1.)

Gott, deine Jahre währen für und für. Du haſt vorhin die Erde gegründet und die Himmel ſind deiner Hände Werk. Sie werden vergehen, aber du bleibeſt. Sie werden veralten wie ein Gewand; ſie werden verwandelt, wie ein Kleid, wenn du ſie verwandeln wirſt. Du aber bleibeſt, wie du biſt, und deine Jahre nehmen kein Ende. (Pſ. 102, 25—28.)

Lied.

Dich, Ewiger, dich bet' ich an,
Unwandelbares Weſen!

Dich, den kein Wechsel treffen kann;
Wir werden, sind gewesen,
Wir blühen und vergeh'n durch dich;
Nur du bist unveränderlich;
Du warst und bist und bleibest.

Herr! ewig währet deine Treu',
Mit Huld uns zu begegnen;
Und jeden Morgen wird sie neu,
Mit Wohlthun uns zu segnen.
Ich kenne keinen Augenblick,
Da nicht von ihr stets neues Glück
Mir zugeflossen wäre.

5. Die Allmacht Gottes.

Gott ist allmächtig. (Hiob 9, 4.)

Gott allein ist Erlöser und Helfer in der Noth. (Dan. 6, 27.)

Ich weiß, daß der Herr groß ist. Alles, was er will, das thut er im Himmel, auf Erden, im Meer und in allen Tiefen. (Ps. 135, 5. 6.)

Gott ist allmächtig, doch verwirft Er Niemand, Er, der Gewaltige. (Hiob 36, 5.)

Gott ist wunderbar im Rathschluß, erhaben in der Hilfe. (Jes. 28, 29.)

Lied.

Gott, dein allmächtig Walten
In deinem großen All,
Dein tausendfach Gestalten,
Ich schau' es überall,
Wenn sich die Keime regen,
Das Roth aus Knospen bricht, —
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht! (Stolle.)

* * *

Allmächtiger, wir preiſen
Dich, Schöpfer der Natur?
Wir ſchau'n in Sonnengleiſen,
O Ew'ger, deine Spur!
Noch tönt dein Wort: „Es werde!"
Dem einſt das Licht entquoll,
Und Himmel, Meer und Erde
Sind deiner Liebe voll.

Dich fühlend, Geiſt der Geiſter,
Im Weltall und in ſich,
Kam einſt der hohe Meiſter
Und offenbarte dich.
Er lehrt' uns, dich verſtehen,
Er lehrte uns, dir nah'n,
Wenn wir die Wege gehen,
Die er uns ging voran.

O wirke, Geiſt der Wahrheit,
Du unſeres Geiſtes Hort,
Den wir erkannt in Klarheit,
Von Herz zu Herzen fort!
Leicht wird des Lebens Bürde
Und Licht des Lebens Nacht,
Wenn Lieb' und Menſchenwürde
Dir näher uns gebracht.

6. Die Allgegenwart Gottes.

Ich, der Herr, bin auf Erden allenthalben. (2. Moſ. 8, 22.)

Sollteſt du, o Herr, wirklich nur auf Erden wohnen? Sieh', der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht faſſen! (1. Kön. 8, 27.)

Wo ſoll ich hingehen vor deinem Geiſt? Und wo ſoll ich hinfliehen vor deinem Angeſichte? Führe ich gen Himmel, ſo biſt du da. Bettete ich mir in den Abgrund, ſiehe, ſo biſt du

auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meere, so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten. Spräche ich: Finsterniß möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein. Denn auch Finsterniß ist nicht finster bei dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag, Finsterniß ist wie das Licht. (Ps. 139, 7—12.)

Lied.

In rauher Felsenhöhle
Ist Gott der Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Er ist's, der in der Klage
Mein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Ew'gen führt.

Merk' auf, o Mensch, und höre
Der Schöpfung heilig Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All!
In einem Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall! (Herder.)

7. Die Allweisheit und Allwissenheit Gottes.

Gott ist allweise. (Hiob 9, 4.)

Der Herr überschaut die Grenzen der Erde und siehet alles, was unter dem Himmel geschieht. (Hiob 28, 24.)

Die Weisheit Gottes ist unerforschlich. (Jes. 40, 28.)

Herr, du erforschest mich und kennest mich. Sitze ich oder stehe ich, so weißt du es; du verstehest meine Gedanken in meinem Herzensgrund. Gehe ich, oder liege ich, so bist du um-

mich und ſieheſt mein ganzes Thun oder Laſſen. Es iſt kein Wort auf meiner Zunge, das du, o Herr, nicht wüßteſt.
(Pſ. 139, 1—4.)

Lied.

Gewalt'ger Geiſt, der Leben ſchafft,
Allgegenwärt'ger Gott der Kraft,
Du biſt in unſerer Mitte.
Dir ſind die Herzen aufgethan;
Du ſiehſt des Dankes Schweigen an,
Und hörſt die ſtumme Bitte.

Es ſchafft der Menſch ſich Raum und Bahn,
Es ſpornt dein Geiſt ihn glühend an,
Daß er die Welt ſich bilde.
Such' er dich, oder ſuch' er nicht,
Du ſchenkſt ihm Leben, Luft und Licht,
Und ſchirmſt ihn mit dem Schilde.

So weit der Menſch geſtrebt, geſchwankt,
Dich aufgeſucht und dir gedankt
Und ahnend dich gefeiert;
So weit ein Traum des Denkers flog,
Und wunderbare Kreiſe zog,
Haſt du dich gern entſchleiert.

Mit Vaterliebe, gleich geweiht,
Mit gleicher Gunſt zu jeder Zeit
Sah'ſt du das Leben wogen;
Und haſt nach tief verborg'nem Rath
An ihrem Streben, ihrer That
Die Menſchheit dir erzogen.

Du haſt der Menſchheit es gewährt,
Daß ſie geläutert und verklärt
Zu dir das Haupt erhoben;
Daß ſie, beſeelt vom heil'gen Drang,
Des Herzens knecht'ſche Furcht bezwang,
Um liebend dich zu loben. (Heſſemer.)

8. Die Allgüte Gottes.

Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, und geduldig, und von großer Gnade und Treue, der du bewahrest Gnade in tausend Glied. (2. Mos. 34, 6. 7.)

Gott hat sich selbst nicht unbezeuget gelassen, hat uns viel Gutes gethan, und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, unsere Herzen erfüllet mit Speise und Freude.
(Ap. Gesch. 14, 17.)

Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden, und vergilt uns nicht nach unserer Missethat. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die, die ihn verehren. So fern der Morgen ist vom Abend, läßt er unsere Uebertretung von uns sein. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn lieben. (Ps. 103, 8. 10—13.)

Die Liebe ist von Gott, und wer lieb hat, der ist von Gott geboren, und kennet Gott. Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht; denn Gott ist die Liebe. (1. Joh. 4, 7. 8.)

Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinstürzen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und die Verheißung meines Segens soll nicht unerfüllt bleiben, spricht der Herr, dein Erbarmer. (Jes. 55, 10.)

Gottes Barmherzigkeit ist so groß, als er selber ist.
(Sir. 2, 23.)

O Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist!
(Ps. 36, 6.)

Lied.

Gott ist die Liebe! Jauchzt ihr Morgensterne;
Frohlockt, ihr Weltenheer', in hoher Ferne!
Ihr schnellen Winde, reget eure Flügel;
Erklingt, ihr Berge, Thäler, Au'n und Hügel.
Gott ist die Liebe!

Gott iſt die Liebe! Mag ſein Donner brüllen
Und ſchwarze Nacht ſein flammend Zelt umhüllen;
Mag auch der Erde tiefſter Grund erbeben
Und ſchäumend ſich das Meer gen Himmel heben;
Gott iſt die Liebe!

Du biſt die Liebe! O geheiligt werde
Dein Vaternam'; es wachſe auf der Erde
Dein Reich, der Liebe Reich und es geſchehe
Dein Wille hier, wie droben in der Höhe!
Du biſt die Liebe!

Pſalm.

Lobe den Herrn, meine Seele,
Und Alles, was in mir iſt, preiſe ſeinen heiligen Namen!
Lobe den Herrn, meine Seele,
Und vergiß nicht, wie viel er dir Gutes gethan:
Der verzeihet alle deine Schuld
Und heilet alle deine Gebrechen;
Der dein Leben aus der Grube erlöst
Und dich mit Gnade und Erbarmen krönt;
Der mit Schönheit deine Wange ſättigt,
Daß deine Jugend ſich erneut, wie die des Adlers!
Barmherzig und gnädig iſt der Herr,
Langmüthig und von großer Güte.
Nicht für immer hadert er,
Und nicht für ewig trägt er nach.
Er handelte mit uns nicht nach unſern Sünden
Und vergalt uns nicht nach unſern Verſchuldungen.
Sondern ſo hoch der Himmel über der Erde iſt,
So groß war ſeine Güte gegen die, welche ihn fürchten;
So weit der Aufgang iſt vom Niedergang,
So weit hat er von uns gethan unſre Uebertretungen.
Wie ſich ein Vater über ſeine Kinder erbarmt,
So hat der Herr ſich erbarmt über ſeine Verehrer;
Denn er kennt unſer ſchwaches Gebilde
Und gedenket daran, daß wir Staub ſind! —

Die Gnade des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit
Gegen die, so ihn fürchten,
Und seine Gerechtigkeit gegen Kindeskinder,
Die seinen Bund halten
Und seiner Gebote gedenken, darnach zu handeln.
Der Herr hat im Himmel seinen Thron,
Und seine Macht herrscht über Alles.
Preiset den Herrn, ihr, seine Engel,
Ihr Gewaltigen an Kraft, Vollstrecker seines Befehls,
Die ihr gehorcht dem Donner seines Wortes!
Lobet den Herrn, ihr, all seine Schaaren,
Ihr, seine Diener, Vollstrecker seines Willens!
Preiset den Herrn, ihr, all seine Werke,
An allen Orten seiner Herrschaft!
Lobe den Herrn, meine Seele.

(Ps. 103, 1—5. 8—14. 17—22.)

9. Die Heiligkeit Gottes.

Heilig, heilig, heilig ist der Herr, und voll ist die Erde seiner Herrlichkeit. (Jes. 6, 3.)

Heilig sollt ihr sein, denn ich, der Herr, bin heilig.
(2. Mos. 22. 30.)

Haltet euch heilig, so werdet ihr mir heilig sein.
(3. Mos. 20, 7.)

Erhebet den Herrn unsern Gott, betet ihn an, denn er ist heilig. (Ps. 99, 9.)

Lied.

Der du in Myriaden Welten,
Allmächt'ger Schöpfer, kund dich gibst,
Als Heil'ger waltest im Vergelten,
Als Vater alle Wesen liebst;
Dich schau'n wir in der Weltgeschichte,
Lebendig waltend licht und klar,
Durch dich wird sie zum Weltgerichte,
Durch dies wirst du uns offenbar.

In aller Nacht hat doch zum Licht nur
Die Menſchheit ſtets durch dich geſtrebt,
Und irrend ſelbſt nur nach der Richtſchnur
Des ew'gen Gottesgeiſt's gelebt!
Was da verweſt, ward nur zum Staube,
Weil es zum Geiſt ſich nicht erhob;
Und was da ſiegt, dem war's der Glaube
An ihn, der Siegeskränze wob.

Ja, in der Menſchheit Selbſtentfaltung
Verkündigſt du dich, ew'ger Geiſt,
Du, der in ihrer Selbſterhaltung
Als ihre Seele ſich erweist!
Als ew'ges Recht, als ew'ge Wahrheit
In reinſter Menſchlichkeit allein
Erkennt in deiner vollen Klarheit
Die Menſchheit, Gott, dein ew'ges Sein! (Dulcer.)

10. Gott in der Natur.

Ein jegliches Haus wird von Jemand bereitet; der aber Alles bereitet, das iſt Gott. (Ebr. 3, 4.)

Hebet eure Augen in die Höhe, und ſehet! Wer hat ſolche Dinge geſchaffen, und führet ihr Heer bei der Zahl heraus, der ſie Alle mit Namen rufet. Sein Vermögen und ſtarke Kraft iſt ſo groß, daß es nicht an Einem fehlen kann. (Eſ. 40, 26.)

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veſte verkündiget ſeiner Hände Werke. Ein Tag ſagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern. (Pſ. 19, 2. 3.)

O Herr, wie herrlich iſt dein Name auf Erden und wie glänzt deine Majeſtät im Himmel. (Pſ. 8, 2.)

Wie herrlich iſt die Natur, das Haus des Herrn!
Wie weit und groß iſt die Stätte ſeiner Wohnung!
Sie hat kein Ende und iſt unermeßlich hoch!
(Bar. 3, 24—25.)

Der Himmel ist voll des Lobes des Herrn und die Erde seiner Ehre. (Hab. 3, 3.)

Psalm.

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes:
„Geheiligt werde dein Name."

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner:
„Zu uns komme dein Reich."

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geschehʼ
Wie im Himmel also auch auf Erden."

Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor,
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schlosse zerschmettert es
Am Halme, am Zweig, an dem Hügel und im Walde:
„Unser tägliches Brod gib uns heute."

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?

Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode ſich trennen muß:
„Vergib uns unſere Schuld,
Wie wir vergeben unſern Schuldigern.“

Geſonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückſeligkeit;
Einige krümmen ſich durch Einöden,
Doch ſelbſt an dieſen ſproßt es von Freuden auf
Und labet den Durſtenden.
„Führ' uns nicht in Verſuchung,
Sondern erlöſ' uns vom Uebel.“

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geiſter erſchuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wanderer labt,
Anbetung dir:
„Denn dein iſt das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen.“ (Klopſtock.)

Aus den Pſalmen.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,
Und ſeiner Hände Werk verkündigt ihre Wölbung.
Ein Tag ſagt es dem andern,
Und eine Nacht gibt Kunde davon der andern!
Kein Wort iſt es und keine Sprache,
Deren Laut man nicht vernehmen könnte:
In alle Welt geht aus ihr Hall,
Und bis an die Enden der Erde tönt ihr Ruf,
Wo der Sonnenball ſein Zelt in ihnen hat. (Pſ. 19.)

* * *

Mein Auge tief bewundernd schaut
In dieses Weltalls Herrlichkeiten,
Das aus sich selbst sich auferbaut
Von Ewigkeit zu Ewigkeiten;
Es ist ein ewiges Vergehen,
Und auch ein ewiges Auferstehen.

So ahn' ich freudig auch den Geist,
Den ew'gen Wesensgrund der Dinge,
Der sich als Herrn der Welt erweist,
Und dem auch ich mit Lust lobsinge,
Seit ich im innersten Gemüthe
Sein Wesen fühl' und seine Güte.

D'rum nicht im Bilde dien' ihm noch,
Im Geiste nur und in der Wahrheit!
Hab' ihn in eigner Seele doch;
Gib ihm auch dich in Kraft und Klarheit!
Nur wer den Gott in sich gefunden,
Dem wird sein Geist in Gott gesunden. (Baltzer.)

* * *

Du Geist der Welten, wir erkennen
Klar deines ew'gen Waltens Spur
Rings um uns her in Höhn und Tiefen,
In der geschmückten Blüthenflur;
Im hehren Kreislauf der Gestirne,
Wie in des Vogels Liederlust,
Und in des Meeres Wogenrauschen,
Doch tiefer in der eignen Brust.

Und überall im Menschenleben,
Auch in vergang'ner, ferner Zeit,
Wo sich der Brüder Wohl und Glück
In edler Lieb' der Mensch geweiht;
Wo in dem Kampf mit Geistesdunkel
Der Wahrheit Licht sich brach die Bahn,
— Erkennen wir dein mächtig Walten,
Und beten still und froh dich an.

Doch dürfen nicht in hohen Hallen
Zum Altar wir erſt beten gehn,
Weil ſelbſt im kleinſten Raum der Erde
Wir deinen heil'gen Tempel ſeh'n;
Weil nicht in Worten nur — in Werken
Der wahre Gottesdienſt beſteht,
Weil ſchon des Herzens reinſte Freude,
Die That der Liebe ein Gebet. —

Schäfers Sonntagslied.

Das iſt der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O ſüßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungeſehn
Und beteten mit mir!

Der Himmel, nah und fern:
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz als wollt' er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn! (Uhland.)

Bei Sonnenuntergang.

Fahr wohl, o goldne Sonne,
Du gehſt zu deiner Ruh',
Und voll von deiner Wonne
Gehn mir die Augen zu.

Schwer ſind die Augenlieder,
Du nimmſt das Licht mit fort.
Fahr wohl! wir ſehn uns wieder
Hier unten oder dort.

Hier unten, wann ſich wieder
Dies Haupt vom Schlaf erhob,
Dann blickeſt du hernieder,
Und freueſt dich darob.

Und trägt des Tod's Gefieder
Mich ſtatt des Traums empor,
So ſchau ich ſelbſt hernieder
Zu dir aus höherm Chor.

Und danke deinem Strahle
Für jeden ſchönen Tag,
Wo ich mit meinem Thale
An deinem Schimmer lag. (F. Rückert.)

11. Gott in der Geſchichte.

Ob Sturm und Wetter toben
Und ob die Erde bebt,
Ich weiß, daß ewig oben
Ein heil'ger Wille lebt!
Er gibt ſich in den Bahnen
Der Welten herrlich kund;
Er ſpricht als leiſes Mahnen
Tief aus des Herzens Grund.

Laut in der Weltgeſchichte
Macht er ſich offenbar,
Wenn ſpurlos wird zu nichte,
Was groß und herrlich war;
Wenn ſich zur Lebensfülle,
Zur Siegesmacht erhebt,
Was einſt in Grabeshülle
Verſchloſſen, doch gelebt.

Welch Wort nennt ihn auf Erden
Dem ſterblichen Geſchlecht?
Er ſoll der Menſchheit werden
Lebendig kund als Recht.

Das ſpricht aus jedem Sehnen,
Aus jedes Geiſt's Begehr;
Das ſtrahlt in Leidensthränen
Weit auf die Welt umher.

Ob Kerkergraun umnachtet,
Wer ſich dem Licht geweiht;
Ob auch in Feſſeln ſchmachtet,
Wer kühn den Geiſt befreit;
Ob hier auf Erden ſichtbar
Nur Herr noch ſind und Knecht —
Doch lebt, lebt unvernichtbar
Der Gotteswille: Recht!

Ob Frevel es verhöhnen,
Es läugnen mag die Macht:
Sein Ruf wird doch ertönen
Aus tiefſter Völkernacht;
Dann läßt es von den Todten
Erſtehn ein neu Geſchlecht
Als ſeinen Siegesboten, —
Das ew'ge, heil'ge Recht!

II. Gottesdienſt.

1. Gottvertrauen.

Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird es wohl machen. (Pſ. 37, 5.)

Geſegnet iſt der Mann, der ſich auf den Herrn verläßt und der Herr ſeine Zuverſicht iſt. (Jer. 37, 5.)

Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verſtand, ſondern gedenke an ihn in allen deinen Wegen, ſo wird er dich recht führen.
(Spr. Sal. 3, 5. 6.)

Es iſt gut auf den Herrn vertrauen und ſich nicht verlaſſen auf Menſchen. (Pſ. 118, 8.)

Auf Gott hoffe ich, und fürchte mich nicht, was können mir die Menſchen thun? (Pſ. 56, 12.)

Der Herr iſt mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue, und führet mich zum friſchen Waſſer; er erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße um ſeines Namens willen. Und ob ich ſchon wanderte im finſtern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du biſt bei mir; dein Stecken und Stab tröſten mich. (Pſ. 23, 1—4.)

Habe deine Luſt an dem Herrn, Er wird dir geben, was dein Herz wünſcht. (Pſ. 37, 4.)

Du, o Herr, verläſſeſt nicht, die auf dich vertrauen, und ſtürzeſt diejenigen, die nur auf ihre Macht ſich ſtützen. (Jud. 6, 14.)

Lied.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreu'ſten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß gehen kann.

Dem Herrn mußt du vertrauen,
Wenn dir's ſoll wohlergeh'n!
Auf ſein Werk mußt du ſchauen,
Wenn dein Werk ſoll beſtehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit ſelbſteigner Pein
Läßt Gott ſich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten ſein.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und ſieht,
Was gut ſei oder ſchade
Dem ſterblichen Gemüth;

Und was du dann erleſen,
Das treibſt du, ſtarker Held,
Und bringſt zu Stand und Weſen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' haſt du aller Wegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht;
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht;
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein' Arbeit kann nicht ruh'n,
Wenn du, was deinen Kindern,
Erſprießlich iſt, willſt thun.

Auf, auf, gib deinem Schmerze
Und Sorge gute Nacht;
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Biſt du doch nicht Regente,
Der Alles führen ſoll;
Gott ſitzt im Regimente
Und führet Alles wohl.

Mach' End' o Herr, mach' Ende
Mit aller unſ'rer Noth,
Stärk' unſre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu empfohlen ſein;
So gehen unſre Wege
Gewiß zum Himmel ein. (Gerhard.)

Gottvertrauen.

Wenn Menſchenhülfe dir gebricht,
So hoff' auf Gott und zage nicht!
Wenn Niemand hilft, ſo hilft doch er;
Mit ihm iſt keine Laſt zu ſchwer.

Wenn Reiz der Jugend dir entflieht,
So ist's noch Gott, der auf dich sieht.
Wenn dich der beste Freund verläßt,
Hält dich doch Gottes Liebe fest.

Nimm deine Zuflucht nur zum Herrn,
Er ist dir nah, er hilft dir gern!
Nimm ihn zum Freund, nur er allein
Kann Tröster dir und Vater sein!

Alles mit Gott.

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,
Darfst auf eigne Kraft nicht bauen;
Demuth schützt vor stolzem Wahn,
Mit dem Herrn fang' Alles an!

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
Können nie das Ziel verfehlen;
Sie nur gehn auf sichrer Bahn.
Mit dem Herrn fang' Alles an!

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Muth wird dir dein Helfer senden,
Froh wirst du dein Werk vollenden,
Denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang' Alles an! (Hohlfeldt.)

Hoffnung — Geduld.

Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirst du Rosen brechen.
O, dein Vater ist voll Huld,
Kindlich darfst du zu ihm sprechen!
Auf dein gläubiges Vertraun
Wird er gnädig niederschaun.

Wolken kommen, Wolken gehn,
Bau auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnenhöh'n
Führen ſturmvoll dunkle Pfade,
Doch ein treues Auge wacht;
Zittre nicht in Sturm und Nacht!

Ankre du auf Felſengrund!
Schwinge dich zu Gottes Herzen,
Mach ihm deine Leiden kund,
Sag ihm deine tiefſten Schmerzen:
Er iſt gnädig und erquickt
Jedes Herz, das Kummer drückt.

Faſſ' im Glauben kühnen Muth!
Kraft wird dir dein Helfer ſenden:
Mit der Kraft, die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden.
Er iſt lauter Lieb und Huld:
Hoffe, Herz, nur mit Geduld! (Mahlmann.)

Von der Vorſehung Gottes.

1. Verlaſſe dich überall auf Gott. Der Geiſt, der über Alles wacht, wird auch über dich wachen.

2. Er, deſſen Weisheit und Güte ſich überall in ſo ſichtbaren Spuren offenbart, wird Nichts geſchehen laſſen, davon das Ende ihm nicht anſtändig, oder ſeinen Geſchöpfen nicht heilſam ſei.

3. So ſtehen in ſeiner Hand auch deine Schickſale; und wenn du dich durch deine Abweichungen von den unveränderlichen Vorſchriften des Wahren und Guten, der glückſeligen Wirkungen ſeiner Fürſorge nicht unfähig machſt, wenn der Richter, den er in dir verordnete, dich nicht verdammt — dann wird nichts von dem, was dir als widerwärtig erſcheint, dir wahrhaft ſchaden können.

4. Biſt du auch ein Menſch, und müſſen Leiden über dich kommen: ſo denke doch in der Noth an den Ewigen.

5. Vertraue ihm, der Alles am Beſten lenkt, und erſtarke dein Herz an dieſem Vertrauen.

6. Denn wiſſe, du Edler! daß zu deiner Rettung eher Berge ſich ſpalten, reißende Ströme dir zur Brücke dienen und Raben dich ernähren, als daß Er dich verlaſſe!

7. Mit ihm, mit dem Glauben an ihn, wage dich unter die Löwen, in das Feuer, unter die Feinde, und halte dich ſeines Schutzes verſichert!

8. Er, der den herrlichen Menſchengeiſt ſchuf, der dir den Leib gab, dir die Erde zur Wohnung anwies, dir Thiere, Fiſche und Vögel unterthan machte, der für dich die Fluren grünen und Früchte tragen läßt;

9. Er, der deine Kindheit beſchützte, männlichen Muth in dein Herz legte, der im Alter deine Stütze iſt;

10. Er, gegen deſſen Güte des Himmels Raum zu klein und das Meer nur ein Tropfen iſt, läßt dich nicht verderben.

11. Verzage alſo nicht, wenn das Leben ſtürmte; aus dem Verworrenen geht Ordnung und Schönheit hervor und in Klarheit löſet ſich auf, was Labyrinth war. (Spr. der Dichter.)

2. Liebe zu Gott.

Du ſollſt den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Vermögen. (5. Moſ. 6, 5.)

Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen. (Tob. 4, 6.)

Sei muthig, wie ein Leopard, beflügelt, wie ein Adler, ſchnellfüßig, wie ein Hirſch, kühn, wie ein Löwe, um den Willen deines himmliſchen Vater zu erfüllen! (Spr. der Vät. 5, 20.)

Willſt du Gottes Diener ſein, ſo ſei bereit zu leiden. (Sir. 2, 1.)

Erfülle den göttlichen Willen, als wäre es dein Wille, dann wird es ihm gefällig ſein, deinen Willen zu erfüllen. (Spr. der Vät. 2, 4.)

Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum beſten dienen. (Röm. 8, 28.)

Herzlich lieb habe ich dich, Herr, meine Stärke; Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott, mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und Horn meines Heils und mein Schutz. (Pſ. 18, 2, 3.)

Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein. Wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe. (1. Joh. 4, 18.)

So jemand ſpricht: Ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet? (1. Joh. 4, 20.)

Das iſt die Liebe zu Gott, daß wir ſeine Gebote halten. (1. Joh. 5, 3.)

Lied.

Gott, der aus Liebe Leben ſchuf,
Der du auch mir das Leben,
In ihm den ſeligen Beruf
Zur Liebe mir gegeben;
Ich jauchze dir, ich preiſe dich;
Dein Segen, Vater, ſenket ſich,
In Strömen auf uns nieder!

Der reiche Lebensſtrom entquoll
Des Vaterherzens Tiefen.
Er winkt, und Segensfülle ſchwoll,
Wo ſtarre Kräfte ſchliefen.
Es werde, ſprach der Herr, das Licht!
Und ſieh', die Frühlingsſonne bricht
Aus düſtern Winternächten!

Da grünt das Land, der Vogel ſingt;
Es ſchwärmt im Meer, in Lüften;
Die Schaar des Wildes jauchzt und ſpringt;
Es widerhallt in Klüften;

Was lebt, erſchuf der Herr zur Luſt!
Doch legt er nur in deine Bruſt,
O Menſch, das höh're Leben!

Den Tropfen ſenkt er dir in's Herz
Der ſchöpferiſchen Liebe,
Das Mitgefühl für Freud' und Schmerz,
Des Wohlthuns rege Triebe.
So ſtehſt du da, der Gottheit Bild;
So lang dein Herz vor Liebe ſchwillt,
Bleibſt du in ſeiner Liebe.

Wir ſinken, Ew'ger, vor dich hin,
Zu Kindern dir erkoren.
Erwärme du den kalten Sinn,
Der deine Spur verloren.
Wir weih'n uns dir zu neuer Treu',
Und unſer Aller Wandel ſei
Ein Spiegel deiner Liebe.

Der wahre Gottesdienſt iſt die thätige Menſchenliebe: Was ihr einem dieſer Geringſten thut, das habt ihr Mir gethan. (Jeſus.)

3. Verehrung Gottes.

Beſuche das Haus Gottes mit Ehrfurcht, aber betrachte dieſes nicht als einen Gottesdienſt, ſondern nur als eine Stärkung deiner Seele zum wahren Gottesdienſt.

Wenn du beteſt, ſo mache nicht viele Worte. (Sir. 7, 15.)

Betrachte das Gebet nicht als eine Zwangsarbeit, ſondern es ſei ein herzliches Flehen um Barmherzigkeit und Gnade vor Gott. (Spr. der Vät. 2, 13.)

Wer Gott dienet mit Luſt, der iſt ihm angenehm, deſſen Gebet reichet bis in die Wolken. (Sir. 35, 20.)

In Chören preiſet Gott den Herrn. (Pſ. 68, 27.)

Dich, o Herr, erkennen, führt zur vollkommenen Gerechtigkeit, deine Macht begreifen, iſt die Wurzel des ewigen Lebens. (Weish. Sal. 15, 3.)

Rufe mich an in der Noth, ſo will Ich dich erretten, und du ſollſt Mich preiſen.

Siehe, der Arm des Herrn iſt nicht zu kurz, daß er nicht helfen, noch ſein Ohr zu ſchwer, daß er nicht hören könnte, ſondern eure Miſſethaten ſcheiden euch von eurem Gott, und eure Sünden verhüllen ſein Antlitz vor euch, daß er nicht hört! (Jeſ. 59, 1. 2.)

Du, o Ewiger, biſt unſer Vater; unſer Erlöſer iſt dein Name von Alters her! (Jeſ. 63, 16.)

Sprüche der Dichter.

1. Willſt du, o Menſch, das Herz gerührt und erhoben fühlen, willſt du ſelbſt zur Andacht dich leiten laſſen, ſo beſuche fromme Familien im häuslichen Kreiſe, wenn ſie ſich mit dem Heiligſten und Erhabenſten, was die Welt hat, mit der Gottheit, unterhalten.

2. Ließe dich die Thräne ungerührt, die in dem zum Himmel gewandten Blick einer Mutter zittert, wenn ſie für das Leben, für die Geſundheit, für die Unſchuld, für das Wohlergehen ihrer Kinder betet!

3. Könnteſt du gleichgültig bleiben, wenn ein ehrwürdiger Vater, umgeben von ſeinen Hausgenoſſen, das Haupt entblößt und flehend für das Glück ſeines Hauſes, ſich zu dem König der Könige, dem Allmächtigen, wendet?

4. Sollte in deiner Bruſt nicht die ſchönſte aller Empfindungen beben, wenn ein unſchuldvolles aufblühendes Kind mit gefalteten Händen zu dem Unſichtbaren ein Gebet für ſeine Eltern, Geſchwiſter, Geſpielen ſtammelt?

5. Dorthin gehe und lerne beten! Dorthin, wo der Vater des Hauſes, oder die fromme Mutter Prieſter und Prieſterin des Allerhöchſten werden.

6. Dort in der Behausung, wo der Betende die Gaben des Ewigen genießt, wo er Krankheit und Gesundheit empfangen, wo vielleicht einst sein Sterbelager steht!

7. Dorthin gehe, Sündiger, lerne beten, lerne Gott verehren. Erstarke, bessere dich, werde entschlossener zum Guten;

8. Dann wirst du dir und Andern mehr Glück bereiten, wirst den Himmel des häuslichen Lebens fühlen; dein Herz und deine Seele werden sich reinigen und läutern, dein Gemüth wird ruhig sein, dein vorwurfloses Gewissen wird es mit Heiterkeit erfüllen.

9. Du wirst das Leben freudiger genießen, weil du es ruhiger genießest.

10. Oder willst du in die freie Natur gehen? Gehe hinaus, wenn der Frühling seine tausend Blüthen über die Welt streut, Lerchen über den Wolken und Nachtigallen in dunklen Gebüschen singen und wunderbare Verklärung die weite Landschaft umglänzt.

11. Siehe dort, wie der entzückte Vater dem horchenden Sohne die Wunder der Schöpfung, die Spuren der göttlichen Weisheit andeutet, ihm zeigt, wie die Natur Alles so gütig geordnet.

12. Gehe hinaus, siehe, höre! Und fühlst du dich ergriffen beim Anblick dieser Wunder — so fühlst du Andacht und wirst Gott verehren!

Von der religiösen Erhebung des Gemüths.

1. Wer verzweifeln kann, der hat die Gewalt des Gebetes nie empfunden, die den Muth der Tugend aufrecht erhält.

2. Beten ist die feierlichste und größte Verrichtung des Lebens. Es ist kein irdisches Geschäft, es ist ein himmlisches.

3. Alles betet. Die Weisesten der Menschen beten, denn in ihrer Brust ist die Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott am lautesten;

4. Es betet der Greis, denn ihm hat sich Gott in den wunderbaren Verkettungen des Lebens heller gezeigt;

5. Es beten die Herrſcher auf den Thronen, wie die feile Zunge des Schmeichlers ſie auch erheben mag. Sie ſelbſt empfinden ihre Schwäche am lebhafteſten;

6. Mitten im erborgten Flitterglanz der Herrlichkeit mahnt ſie das Herz: Du biſt Staub!

7. Es betet der lebhafte Jüngling, wenn er aus dem Rauſche der Zerſtreuungen zur Einſamkeit und Stille der Nacht übergeht.

8. Er ſieht zwiſchen den Blüthen der Jugendwelt die anrückenden Sturmwolken künftiger Jahre und zittert vor der Unſicherheit der eigenen Kräfte.

9. Er hält feſt an Gott; er kennt keinen Freund, der treuer, keinen Vater, der gütiger, keinen Beſchützer, der mächtiger wäre.

10. Es betet der rohe Krieger, der Abends auf blutigen Waffen entſchläft. Nicht dieſe Waffen, der Ewige ſchützt ihn — er geht in ſeinen ſchrecklichen Beruf — noch ein Augenblick und ſein blutender Leichnam kann neben andern Todten liegen.

11. Es betet die Mutter unter ihren holden Kindern; der Herr gab ihr dieſe Liebeswonne — er kann ſie ihr nehmen; aber gebenedeiet iſt vor ihr ſein Name.

12. Es betet zu ſpät der Wüſtling auf dem peinlichen Krankenlager. Das Stundenglas ſagt ihm: Dieſes Leben iſt keine Ewigkeit, und im Spiegel erblickt er ein Geſpenſt, das ihm gleicht.

13. Er ſchaudert mit eben dem Abſcheu vor der ſinnloſen Vertändelung ſeines Lebens zurück, wie er einſt mit Hohn die Uebungen reiner Chriſten belächelte.

14. Es betet die trauernde Wittwe am Sarge des treuen Gatten; die Welt iſt ihr nun verwaiſet; ſie hat ihr Beſtes verloren, doch Gott iſt ihr geblieben und eine ſelige Hoffnung, die nicht im Grabe ſtirbt.

15. Es betet der menſchenfreundliche Weiſe, wenn er von guten Thaten hinauseilt, neue Kräfte im Anblick der ſchönen Natur zu ſchöpfen, und er, von der Pracht der Schöpfung erſchüttert, eine Thräne der Rührung in ſeinem Auge fühlt.

16. Und du verſchmähſt es, ihrem frommen Beiſpiele zu folgen? Du verſchmähſt es, die beſeligende überirdiſche Kraft des Gebets an dir ſelbſt zu empfinden?

17. Wiſſe, auch der edelſte Menſch, auch der einſichtsvollſte, bleibt ein ſchwacher Sterblicher.

18. Es iſt ihm unmöglich, ſich immerdar, oder auch nur für lange Zeit in der hohen Stimmung zu erhalten, zu welcher ihm in gewiſſen Stunden ſeine Einſichten, ſeine erhabenen Grundſätze verhelfen, die von allem Irdiſchen rein ſind;

19. Er ſinkt endlich immer wieder in ſein Selbſt zurück, er lehnt und ſtützt ſich wieder auf menſchliche Gebräuche, es thut ihm wohl, gleichſam Kind zu ſein. Und was iſt er zum Allvater anders als Kind?

20. An ihn richtet er ſich mit ſtillem gläubigen kindlichen Sinn; an ihn, den Regierer des Weltalls, den Urquell des Guten und Vollkommenen ſendet er einen Gedanken voll Ehrfurcht, einen leiſen Seufzer. Dies iſt Gebet! Gebet vor dem, der alle Gedanken kennt.

21. Erquickende Zuverſicht erfüllt ihn; er nähert ſich der Gottheit, er fühlt, daß er ihr gehöre. Er erhebt ſich über das Nichtige und Vergängliche, wird größer, ja göttlicher. Frohe Ahnungen durchzittern ſeine Nerven, eine himmliſche Freudigkeit durchbebt ſeine ganze Natur. Dies iſt die Kraft des Gebets!

22. Dies iſt die Wirkung der Nähe Gottes! Es redet Niemand mit Gott ohne Selbſtverklärung ſeines Gemüths.

23. Bete! Bete mit Inbrunſt und du fürchteſt kein Schickſal mehr! Erinnere dich der Stunden, in welchen du mit beklemmtem Herzen vor Gott ſtandeſt und Rettung flehteſt;

24. Erinnere dich der Stunden, wo alle deine Ausſichten ſich verfinſterten und du am Rande der Verzweiflung glaubensvoll dich an den Einzigen wandteſt und ausriefſt: Es wird nicht wieder hell werden, wenn du meine Zukunft nicht erleuchteſt!

25. Und ſiehe! Umſtände, die du nicht erwarteteſt, Ereigniſſe, oft ſcheinbar kleine Dinge, welche du Zufall und Ungefähr nennſt, retteten dich, verbeſſerten deine Lage. Du

wurdeſt wieder glücklich und froh. Dies iſt die Kraft des Gebets! (Spr. der Dichter.)

Von der religiöſen Duldung.

1. Verachte Niemand ſeiner Religion willen. Seine Religion iſt für ihn eine Wahrheit, durch die er ſelig iſt, eine Ueberzeugung, die er von ſeinen Vätern erbte, wie du die deinige erbteſt.

2. Wie er durch ſie hienieden tugendhaft, liebevoll, gemeinnützig, redlich, wahrhaftig, barmherzig und zu allem Guten fähig iſt, iſt ſein Glaube eine Quelle des Segens für ihn und die menſchliche Geſellſchaft.

3. Der fromme Heide, der tugendhafte Jude iſt ehrwürdiger und vor Gott angenehmer, als der Chriſt, welcher allen Laſtern ſich ergibt.

4. Habe Ehrfurcht vor den gottesdienſtlichen Gebräuchen fremder Religionen. Entweihe nicht durch unbeſonnenen Tadel ihre Feierlichkeit; entehre dich nicht durch Spott und weiſe ſein wollendes Lächeln über Dinge, die in fremdem Gottesdienſt dir auffallend ſind und deren Sinn du nicht begreifſt.

5. Wiſſe: Alles, was den unſterblichen Geiſt zur Ewigkeit bereitet, iſt ehrwürdig und ein Heiligthum, unter welcher Geſtalt es auch erſcheine.

6. Vermeide alle kränkende Geſpräche und Streitigkeiten in Glaubensſachen mit fremden Religionsgenoſſen.

(Spr. der Dichter.)

III. Unſterblichkeit.

Gott hat den Menſchen zum ewigen Leben geſchaffen; Er hat ihn nach Seinem Bilde geformt, damit er Ihm gleich ſei. (Weish. Sal. 2, 23.)

Die Seelen der gerechten Menſchen ſind in Gottes Hand, und keine Qual rühret ſie an. (Weish. Sal. 3 1.)

Die Ruchloſen gehen zum Grabe, wie die Schafe, die der Tod abgeweidet hat. (Pſ. 49, 15.)

In deine Hand empfehle ich meinen Geiſt. (Pſ. 31, 6.)

Alles iſt zur ewigen Glückſeligkeit beſtimmt.
(Spr. der Vät. 3, 1.)

Die Menſchen werden durch die Weisheit ſelig.
(Weish. Sal. 9, 19.)

Die Lehrer der Menſchheit werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die Weiſen, welche die Menge in der Gerechtigkeit unterweiſen, wie die Sterne immer und ewig. (Dan. 12, 3.)

Selig ſind die arm am Geiſte ſind; denn das Himmelreich iſt ihr. Selig ſind, die da Leid tragen; denn ſie ſollen getröſtet werden. Selig ſind die Sanftmüthigen, denn ſie werden das Erdreich beſitzen. Selig ſind, die da hungert und dürſtet nach der Gerechtigkeit, denn ſie ſollen ſatt werden. Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen. Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen. Selig ſind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich iſt ihr. (Matth. 5, 3—10.)

1. Gott und Unſterblichkeit.

1. Der Glaube an Unſterblichkeit iſt das köſtliche Kleinod, der unſchätzbare Gewinn, der dem Freunde des Guten für ſeine Arbeit, für ſeinen Kampf, ſeine Verläugnung und für jedes Opfer auf der Laufbahn der Tugend herrlich lohnet.

2. Er iſt die ſegensvolle Frucht, die aus den Nächten der Leiden und aus dem Heiligthume eines göttlich liebenden Herzens hervorkeimt und durch Ausdauer im Dulden und Lieben zur höchſten Reife und Wirkſamkeit gedeiht.

3. Wie den Fremdling, der auf Gebirgen geboren iſt, in niedriger Gegend unheilbares Heimweh auszehrt, ſo zernaget

auch uns ein ewiges Sehnen, und wir fühlen, daß wir für einen höheren Ort geboren ſind.

4. Das iſt ja der große Vorzug des Menſchen, daß er nach Gott geſchaffen iſt; denn er iſt, wie Gott, ein vernünftiges und freies Weſen.

5. Ein Geſchöpf aber, das der Schöpfer mit der Anlage ihm ähnlich zu ſein erſchaffen hat, muß in dieſer Aehnlichkeit ewig fortgehen. Der Schöpfer kann ſein Ebenbild nicht vernichten.

6. Trage man uns zu Grabe; vertilgt iſt die Spur des Daſeins nicht. Daſein iſt Wirken, und der iſt nicht geſtorben, der in dauernden Wirkungen ſein Daſein bis über das Grab hinaus erweiterte.

7. Was da lebte, das lebt; und was da war, das iſt ewig. Denn nur der Schein verweht, aber Daſein verwandelt ſich nicht.

(Spr. der Dichter.)

Lied.

Göttlich denken, menſchlich handeln,
Treulich Menſch mit Menſchen wandeln,
Edles ſchaffen, Gutes mehren,
Gottes Wort durch Thaten lehren;
Himmelswerke lächelnd üben,
Gott, den Herrn, in Menſchen lieben,
Aller Vorbild, Aller Lehrer:
So biſt du des Himmels Mehrer.

So nur lebſt du in die Weite,
Schaffeſt morgen ſo wie heute,
Dauerſt fort in deinen Thaten,
Grüneſt fort in deinen Saaten.
So biſt du ein Ton geworden
In den ewigen Akkorden;
In dem Reich des ewig Schönen
Mußt du unvergänglich tönen.

Mag, was irdiſch iſt, verfallen,
Mag die Frucht, die reife, fallen,
Und, zu kurzem Sein erleſen,
In der Erde Schooß verweſen.
Drinnen ſchläft geheim und leiſe
Künft'gen Lebens neue Weiſe,
Schlafen neue Bildungskeime,
Künft'ger Lenze Blüthenbäume.

Laß die Jahre, laß ſie fliehen,
Wolken gleich vorüberziehen;
Mag zuletzt auf ihren Wellen
Auch der kleine Kahn zerſchellen.
Du, der Lenker, du der Meiſter,
Dauerſt in dem Reich der Geiſter
Nach vollbrachter Lebensreiſe
Ewig jung in deiner Weiſe. (Georgi.)

* * *

Es ſchlägt der Puls, es rinnt die Zeit;
Es reiht ſich immer Jahr an Jahr,
Das Leben iſt ein flüchtig Heut;
Nie kehrt zurück, was geſtern war.

Die Freude lächelt und verfliegt;
Die Thräne quillt, auch ſie verſiegt;
Und Alles blüht und reift und fällt;
Ein großes Grab iſt dieſe Welt.

Doch das, was aus dem Geiſte ſtammt,
Verweſet nimmer hier im Staub;
Was in dem Menſchen himmliſch flammt,
Wird nicht der flüchtigen Zeiten Raub.

Preis ihm, dem Herrn, deß Allmachtsruf
Den Geiſt des Menſchen ewig ſchuf;
Preis ihm in dieſer dunklen Zeit!
Preis unſerem Gott in Ewigkeit! (Dulcer.)

2. Christenglaube.

Wir glauben All' an Einen Gott,
Und Treu' wir ihm geloben.
Ruf' jeder ihn nach eig'ner Weis';
Gering ist all der Worte Preis:
Die That nur kann ihn loben.

Wir glauben an ein Vaterland,
Wo Recht und Tugend wohnet,
Wo Kunst gedeiht und Wissenschaft
Gemeinwohl jeder will und schafft,
Wo Freiheit herrlich thronet.

Wir glauben an der Völker Heil,
So hoch sich Unheil thürmet;
Ein Gott ist's, der zum Licht sie weckt,
So tief auch Finsterniß sie deckt;
Ein Gott ist's, der sie schirmet. (Blaß.)

3. Unsere Hoffnung.

Im Hintergrund der Zeitenferne,
Von goldnem Schimmer licht umwebt,
Sehn wir der Menschheit größte Sterne,
Die gottbegeistert einst gestrebt.
Der Zukunft aber zugewendet
Ist uns'rer Seele laut'rer Muth,
Der gottbegeistert, nicht verblendet,
Das Rechte sucht und wohl auch thut.

Wir stammeln nicht mit matten Zungen
Der Vorzeit nach in blöder Scheu.
Was sonst dem Menschengeist gelungen,
Gelingt ihm noch und immer neu.
Die Blüthen, welche sonst erschienen,
Umduften uns auch frisch und rein;
Es tragen noch des Fleißes Bienen
Denselben goldnen Honig ein.

Was, aus der Menſchheit Schooß geboren,
Als Gottes Offenbarung kam,
Dies bleibt uns ewig unverloren,
Da nimmer es ein Ende nahm.
Gott iſt lebendig und erſchloſſen
Iſt ſein Gebot in jeder Art,
Das weiter ſich in friſchen Sproſſen
Und reichen Blüthen offenbart.

Die Welt iſt Gottes und die Zeiten,
Und jede Zeit iſt Seine Zeit.
Schon ſeh'n wir in der Erde Weiten
Ein höh'res Maß der Frömmigkeit;
Und immer wächst es fort im Ganzen,
Nach Gottes Willen, reich und voll,
Daß wir lebendig weiter pflanzen,
Was weiter ſich geſtalten ſoll. (Heſſemer.)

Gott, Freiheit und Unſterblichkeit

ſind die drei leuchtenden Sterne

der

ſittlichen Weltordnung.

(Kant.)

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Pflichten der Kinder.

A. Pflichten des Kindes gegen sich selbst.

1. Lernbegierde.

a. Beispiele:

1. Jesus 1
2. Seneka († 65 n. Chr.) 2
3. Leibnitz 2
4. Franklin 4
5. Mos. Mendelssohn 6
6. Angelika Kaufmann 7

b. Lehren 8

c. Sprüche 10

2. Die Mäßigkeit, Mäßigung und Ordnungsliebe.

a. Beispiele:

1. Der Frohsinn des Mäßigen 11
2. Der beste Koch 11
3. Segen der Mäßigkeit 12
4. Melanchthon 13
5. Ordnung erleichtert die Wohlthätigkeit 14

b. Lehren 15

c. Sprüche 16

3. Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit.

a. Beispiele:

1. Auch dem Feinde muß man Wort halten 17
2. Der Feldprediger 18
3. Plato († 348 v. Chr.) 18
4. Joh. Kant 19

Seite

b. Lehren 21
c. Sprüche 22

B. Pflichten des Kindes gegen seine Eltern und Lehrer.

1. Die Liebe.

a. Beispiele:
1. Ein Schweizermädchen 23
2. Die Tochter des Dichters 25
3. Honorie 27
4. Kiefun 27
5. Kindespflichten 28
b. Lehren 28
c. Sprüche 31

2. Die Dankbarkeit.

a. Beispiele:
1. Markus Aurelius († 201 v. Chr.) 32
2. Die königliche Schülerin 32
3. Er war einst mein Lehrer 33
4. Kurzhagen 34
5. Der blinde König 35
b. Lehren 37
c. Sprüche 38

C. Pflichten gegen Geschwister, Mitschüler und Mitmenschen.

1. Liebe zu den Geschwistern und Mitschülern.

a. Beispiele:
1. Der aus der Sklaverei befreite Bruder 40
2. Seid eben so gute Söhne als Brüder 41
3. Die kleine Heldin 42
4. Eine Schwester stirbt für die andere 43
5. Das abgetretene Stipendium 45
6. Die Theilung 45
b. Lehren 46
c. Sprüche 47

2. Ehrerbietung gegen das Alter.

a. Beispiele:
1. Alexander der Große 48
2. Die Spartaner 48
3. Friedrich II. 49
4. Die Krone des Alters 50

Seite
b. Lehren 50
c. Sprüche 51

II. Pflichten der Erwachsenen.

A. Pflichten der Erwachsenen gegen sich selbst und ihre Familie.

1. Arbeitsamkeit und Sparsamkeit.

a. Beispiele:
1. Erfindung des Notendrucks 52
2. Luther 54
3. Fabricius 54
4. Pourtales 55
5. Der Holzhauer 56
6. Die Kunst, sein Glück zu machen. Franklin . . . 57
b. Lehren 59
c. Sprüche 63

2. Liebe und gewissenhafte Sorge für seine Familie.

a. Beispiele:
1. Cornelia 67
2. Eine Mutter stirbt mit ihrem Kinde 67
3. Die Eltern Emanuel v. Fellenbergs 68
4. Cicero 71
5. Cromwell 72
6. Scheiden 72
7. Wer ein tugendhaftes Weib gefunden, der hat einen größern Schatz denn köstliche Perlen 73
b. Lehren 74
c. Sprüche 86

3. Selbstbeherrschung und Selbsterkenntniß.

a. Beispiele:
1. Sokrates 88
2. Beherrsche dich! 89
3. Camillus 89
4. Philipp II. 91
5. Friedrich der Große 91
6. Paulus Aemilius 91
7. Andreas Doria 92
8. Der Kampf mit dem Drachen 94
9. Benjamin Franklins Tugendübung 103
10. Herkules am Scheidewege 104
b. Lehren 108
c. Sprüche 120

Seite

4. Pflichttreue, Wahrhaftigkeit und Muth.

a. Beispiele:
1. Regulus 125
2. Scipio Afrikanus 127
3. Polikarp 127
4. Die Römerin Arria 129
5. Die treue Magd 130
6. Der treue Diener 131
7. Maria Josephe 132
8. Galileo Galilei 133
9. Wellington 136
b. Lehren 136
c. Sprüche 145

B. Pflichten gegen Gemeinde und Staat.

1. Die Gemeinnützigkeit und Wohlthätigkeit.

a. Beispiele:
1. Emanuel von Fellenberg 150
2. Heinrich Pestalozzi (1746—1827) 157
3. Hans Conrad Escher von der Linth (1767—1823) . 161
4. William Haldimann († 1862) 163
b. Lehren 165
c. Sprüche 168

2. Gerechtigkeit.

a. Beispiele:
1. Aristides (450 v. Chr.) 170
2. Zaleucus 173
3. Gustav Adolph 174
4. Friedrich II. 174
5. Joseph's II. Gerechtigkeitsliebe 176
b. Lehren 177
c. Sprüche 181

3. Vaterlandsliebe.

a. Beispiele:
1. Leonidas (480 v. Chr.) 183
2. Römersinn und Römertugend 186
3. Hermann, der Befreier Deutschlands (9 n. Chr.) . 190
4. Johanna von Orleans (1429) 195
5. Niklas Zrinyi 202
6. Arnold von Winkelried 205
7. Georg Washington 206

Seite
b. Lehren 211
c. Sprüche 217

C. Pflichten gegen die Menschheit und die Natur.

1. Wohlthätigkeit, Menschenliebe, Mitleid.

a. Beispiele:
1. Titus Vespasianus († 81) 221
2. Die drei Ringe 223
3. Der Schneidermeister 226
4. Joseph's Menschenliebe 229
5. Henry Pierce 233
Mitleid gegen Thiere:
1. Alexander der Große 234
2. Das Rebhühnerneſt 234
3. Des Vogels Klage 235
4. Beſcheidene Bitte an die Menſchen 236
Naturbetrachtungen 237
b. Lehren 240
c. Sprüche 246

2. Streben nach Wahrheit und ſittlicher Veredlung.

a. Beispiele:
1. Moſes (1665 v. Chr.) 255
2. Sokrates (geb. 469 v. Chr.) 263
3. Jeſus (1—33) 269
4. Paulus 308
5. Mohamed 314
6. Peter Waldus und die Waldenſer 320
7. Joh. Huß 325
8. Martin Luther (1483—1546 329
9. Ulrich Zwingli (1484—1531) 338
10. Alexander Humboldt (1769—1859) 343
11. Immanuel Kant (1724—1804) 348
12. Friedrich Schiller 352
b. Lehren 359
c. Sprüche 366

D. Religiöſe Pflichten.

Streben nach Gotterkenntniß und Gottverehrung.

I. Weſen Gottes 375
II. Gottesdienſt 393
III. Unſterblichkeit 405